Reise

zur

Erforschung des Nigers.

Reise in Afrika

zur

Erforschung des Nigers

bis zu seiner Mündung.

Von

RICHARD und **JOH. LANDER.**

Aus dem Englischen

von *r.

Dritter Theil.

Leipzig, 1833.
Verlag von Wilhelm Engelmann.

Inhalt.

XVI.

Seite

Vertauschung der Kanoes. — Holzschuhe in Zagoschie. — Abreise. — Mit Mühe herbeigeschaffte Ruder. — Der Niger unterhalb Rabba. — Eine Nacht auf dem Flusse. — Flußpferde. — Dacannieninsel. — Fortschritte der Mahomedanischen Lehre. — Mahlerische Gegend. — Gungoinsel. — Kanoes der Einwohner. — Mangel an einem Dollmetscher. — Einwohner der Gungoinsel. — Gefahr des Kanoes. — Flußhöhe. — Die Insel Fofo. — Wie die Falatahs den Tribut eintreiben. — Ankunft in Egga. — Der Befehlshaber hier. — Neugier des Volkes. — Ein wichtiger Besuch. — Furcht der Mannschaft, und ihre Weigerung weiter zu gehen. 1

XVII.

Abreise von Egga. — Eine Seemöve. — Schauspiel auf dem Flusse. — Ankunft in Kakunda. — Mahomedanische Schulmeister. — Einwohner. — Des Königs Bruder. — Nachrichten von den Einwohnern unterhalb Kakunda's. — Abergläubische Bitten des Königs und seines Volkes. — Der Tschaddafluß. — Abreise von Kakunda. — Vorsichtsmaaßregeln gegen einen Angriff. — Eine Nacht auf dem Flusse. — Fahrt vor der Thaddamündung. — Der Vogelberg. — Ueberraschung der Einwohner. — Gefährliche Lage der Reisenden in Bocqua. — Geographische Auskunft. — Abfahrt von Bocqua. — Die Städte Atta und Abba-Zacca. — Abfahrt von Abba-Zacca. — Aufenthalt der Reisenden in Damuggu. 39

XVIII.

Der Fürst von Damuggu. — Fetisch. — Besuch beim Fürsten. — Unglücklicher Ausgang einer Fetischceremonie. — Versprechen, ein anderes Kanoe zu geben. — Aberglauben und Leichtgläubigkeit der Einwohner. — Geschichte des Königs von Atta. — Ungeduld der Reisenden, um fortzukommen. — Die Stadt Damuggu. — Ihre Hülfsquellen. — Strafen. — Ungünstige Meinungen über das

Seite

Schicksal der Reisenden. — Abschiedscomplimente. — Abreise. — Reisegefährten. — Unglück zu Kirrie. — John Landers Erzählung davon. — Palaver oder Berathung zu Kirrie. — Ausspruch derselben. — Das Ebuvolk. . 91

XIX.

Abreise von Kirrie. — Art zu handeln. — Charakter der Einwohner. — Eine unglückliche Sklavin. — Aberglaube der Mannschaft in Betreff der Reisenden. — Nebel. — Fahrt durch einen See. — Ankunft in Ebu. — Des Königs Pallast. — Schilderung des Königs Obie und Zusammenkunft mit ihm. — Das Ebuvolk. — Handel und Streit der Einwohner in Betreff der Reisenden. — Ausspruch des Königs über sie. — Ihre Täuschung. — Eine Dame von Ebu. — Anstalten zur Abreise von Ebu. 140

XX.

Abreise von Ebu. — Addizetta. — Abergläubische Ceremonie. — Passagiere. — Flußufer. — Erscheinung der Fluth. — Die Reisenden werden vom Fürsten der Stadt Braß empfangen. — Schilderung des Königs Forday. — Fetischceremonie. — Prozession der Kanoes nach Braß. — Ankunft. — Schilderung der Stadt. — Ihre Erzeugnisse. — Des Königs Haus. — Vernachlässigung der Reisenden. — Zusammenkunft mit dem König Forday. — Anstalt zur Abreise. 189

XXI.

Richard Lander verläßt Braß. — Die Vorstellungen der Einwohner vom Echo. — Ankunft auf dem englischen Schiffe im Flusse Nun. — Richard Landers Täuschung. — Benehmen des Kapitäns von der Brigg. — Besorgniß Richard Landers. — Ankunft John Landers am Bord der Brigg. — Erzählung John Landers. — Ereignisse auf der Brigg. — Versuch, den Fluß zu verlassen. — Gefährliche Lage der Brigg. — Ein Kriegsschiff. — Ankunft in Fernando-Po. — Beschreibung von Clarence. — Einwohner der Insel. — Der Guineabusen. — Orkan. — Der Calebarfluß. — Ephraimtown. — Reise nach Rio Janeiro. — Rückkehr nach England. . . . 215

XVI.

Vertauschung der Kanoes. — Holzschuhe in Zagoschie. — Abreise. — Mit Mühe herbeigeschaffte Ruder. — Der Niger unterhalb Rabba. — Eine Nacht auf dem Flusse. — Flußpferde. — Dacannienisel. — Fortschritte der Mahomedanischen Lehre. — Mahlerische Gegend. — Gungoinsel. — Kanoes der Einwohner. — Mangel an einem Dollmetscher. — Einwohner der Gungoinsel. — Gefahr des Kanoes. — Flußhöhe. — Die Insel Foso. — Wie die Falatahs den Tribut eintreiben. — Ankunft in Egga. — Der Befehlshaber hier. — Neugier des Volkes. — Ein wichtiger Besuch. — Furcht der Mannschaft, und ihre Weigerung weiter zu gehen.

Freitags, 16. Octbr. Wir waren sehr frühe aufgestanden und rührten uns gewaltig am Morgen, unsere Kleider einzupacken, alles Gepäck zur Einschiffung fertig zu machen. Als jedoch alles nun in Ordnung war, stießen wir auf ein plötzliches und nicht vorher gesehenes Hinderniß. Der schwarze König des schwarzen Wassers lachte nemlich bei der Idee, uns ein Canoe auf die Versicherung hin zu geben, daß er vom Falatahfürsten die Zahlung erhalten solle. Er weigerte sich sogar anfangs uns die eigenen, die wir in Pataschie bekommen und mit so viel Sorge und Angst behauptet hatten, zurück zu geben. Endlich nach vielem Ungestüm brachten wir ihn doch dahin, sie uns wieder auszuliefern, und so wurden eben unsere und unserer Freunde Habseligkeiten nebst meinem Vorrathe von Reis,

Roggen, Erbsen und Honig aus ihrer bisherigen Wohnung hinein geschafft.

Gleich als wir damit fertig und zum Aufbruche ganz bereit standen, kam der alte Fürst nach dem Ufer, uns Lebewohl zu sagen, wie er vorgab, in der That aber, uns ein bequemeres Kanoe gegen Vertauschung mit den unsrigen anzubieten; wenn wir noch zehntausend Cauries zulegen wollten. Nach kurzem Bedenken willigten wir ein, da es uns doch unendlich bequemer dünkte, alle unsere Leute und Sachen mit uns in einem und demselben Kanoe zu haben, und es viel weniger Mühe machte, viel weniger Gefahren und Zufällen aussetzte, die durch die Trennung entstehen konnten. Durch den Verkauf der Nadeln auf dem Markte in Rabba hatte ich glücklicherweise eine hinreichende Summe von Kauries gewonnen, und während ich unser ganzes Gepäcke aus unsern Kanoes in das andere schaffte, ging mein Bruder mit dem alten Fürsten nach dessen Wohnung, wo er alle Leute des Hauses um den Stamm eines großen Baumes traf, der in der Hütte brannte. Hier zahlte er dem Fürsten zehntausend Kauries, und gleich nachher erschien er wieder am Ufer.

Ich habe vergessen, die Sitten der vornehmen Einwohner zu erwähnen. Wegen des schwammigen Bodens tragen sie in der Regenzeit, sobald sie in schlechtem Wetter ausgehen, große Holzschuhe. Allein die gemeinen Leuten, und wir selbst, gingen meistentheils barfuß. Sie bestehen blos aus einem Bretchen von einen sehr hartem Holze, so lang wie der Fuß, das an beiden Enden auf einem dickeren Querstücke befestigt ist. Ein Lederriem geht durch Löcher, die darin sind, und bildet oben eine Oese, um die große

Zehe darin aufzunehmen. Die Ferse wird durch einen andern auch so geformten Riem befestigt, der über die Fußspanne geht.

Die Kanoes werden hier eigen geformt und haben viel Aehnlichkeit mit den in England gewöhnlichen Kähnen, nur daß sie ganz gerade und auf dem Boden flach sind. Meist bestehen sie aus einem großen Holzstamm und sind erstaunlich groß; der, welchen wir kauften, hält gegen 15 Fuß Länge und 4 Fuß in der Breite, allein man hat sie noch einmal so groß.

Sobald unser Gepäck in das neue Kanoe geschafft war, bemerkten wir, daß es doch immer für unsern Zweck nicht groß genug, erstaunlich leck und an tausend Orten aufgesprungen sei. Der verschmitzte König des schwarzen Wassers hatte uns, wie wir wohl sahen, geprellt, doch statt in unabsehlige Streitigkeiten deshalb einzugehn, die uns wieder in andere Schwierigkeiten verwickeln konnten, ertrugen wir die Betrügerei geduldig und sagten kein Wort. Die Eile, mit der wir uns zur Abfahrt rüsteten und diese beschleunigen wollten, hatte uns gehindert die Mängel zu übersehen. Endlich waren alle eingestiegen, und wir warteten noch auf einen Führer, der uns ein Stück Weges begleiten sollte, bis wir dessen überdrüssig wurden und uns entschlossen, ohne ihn fortzufahren. Um 9 Uhr des Morgens empfahlen wir uns dem König des schwarzen Wassers und den Hunderten von Menschen, die uns nachsahen; wir schossen zwei Flinten ab, begleiteten sie mit drei Hurrahs, und, in den Fluß rudernd, kamen wir ihnen bald aus den Augen.

Die eben geübte überlistende Handelsweise abgerechnet,

hatte sich der alte Mann gegen uns mit der aufmerksamsten Gastfreundschaft gegen uns benommen, und die vornehmsten Einwohner ahmten ihm darin nach; alle waren so freundschaftlich, wie wir es wünschen konnten. Daß die erste Aufwallung von Freude und Theilnahme fortdauern sollte, durften wir nicht erwarten. Was sehr heftig beginnt, hat man oft bemerkt, hält selten aus, und wenden wir diesen Satz auf die Leidenschaften ungebildeter, ununterrichteter Menschen an, so dürfen wir auch nicht überrascht sein, wenn ihre Beweise von Freundschaft und gastlicher Theilnahme mit der Bewunderung zugleich abnehmen.

Man kann sich es nicht vorstellen, welche Noth wir hatten, für unser Kanoe Ruder zu bekommen. Nirgends fanden wir Leute, die uns dergleichen verkauft hätten, und erst in Zagoschie konnten wir einen bewegen, ein Stück abzulassen. Für die ganze Welt wollten sie keins hingeben. Doch in Madschie und andern Orten erwiederten wir die Gastfreundschaft, welche uns die Häuptlinge bewiesen, damit, daß wir unseren Leuten erlaubten, wenn es finster war, in der Nacht auszugehen. Sie stahlen nun den schlafenden Dorfbewohnern, was auf rechtlichem Wege zu erhalten unbesiegbare Mühe machte. Die so angeschafften Ruder wurden vor den Eigenthümern und unserm bösartigen Führer aus Nuffie auf dem Boden des Kanoes unter einer Menge Matten verborgen, und obschon unsere Leute im Verdachte des Stehlens standen, ließ man uns doch ohne Hinderniß durch.

Durch solche niedrige und ehrenlose Kunstgriffe waren wir heute Morgen zum erstenmal in den Stand gesetzt, ohne alle fremde Hülfe den Niger zu befahren. Es machte uns

dies außerordentliche Freude, denn nichts ist wohl häßlicher und unangenehmer, als immer unter der Herrschaft und Beobachtung eines eingennützigen Führers oder Botens zu stehen, das Fahrzeug halten zu lassen, wie es ihm gutdünkt, und in jeder Stadt zu landen, die seiner Bequemlichkeit zusagt. Es schafft großen, erstaunlich großen Genuß, wenn man sich als eigener Herr fühlt!

Bald waren wir, wie schon gesagt, Zagoschie's nicht mehr ansichtig, dagegen hatten wir, ob es schon ziemlich rasch ging, Rabba länger vor Augen. Erst bildeten wir uns ein, daß uns von daher mehrere stark bemannte Kanoes nachfolgten, allein wir erfuhren bald nachher, daß sie nur mit dem Handel beschäftigt waren und ihrem gewöhnlichen Berufe folgten. Die Breite des Armes zwischen Zagoschie und Rabba beträgt, unserm Ermessen nach, kaum eine kleine Stunde, und die Richtung ist ziemlich südöstlich. Längs der Küste der Insel, auf der Seite nach Rabba hin, fuhren wir vom Landungsplatze aus gegen 20 Minuten, wo wir dann sein Ende erreicht hatten. Der Strom ging dann östlich und schien uns gegen sieben Viertelstunden breit zu sein.

Ein wenig vor 9 Uhr früh kamen wir vor einem Uebergangspunkte vorbei, wo wir eine große Menge Kanoes über den Fluß hin und her mit Reisenden und Pferden nach der Yarribasseite gehen sahen. Auf Befragen erfuhren wir, daß sie nach dem Markte in Alorie gingen. Es ist der Ort, von dem wir schon sagten, daß er südwestlich von Katunga liege. Auf beiden Ufern des Flusses sah man, so weit das Auge reichte, eine niedrige Bergkette, allein in einiger Entfernung, manchmal wohl zwei Stun-

den weit, und eben so kamen wir an einem großen, kegelförmig gestalteten, ganz aus der Kette abgesonderten Berge vorbei, der kaum ein Paar Schritte vom Uferrande plötzlich in die Höhe stieg. Die Uferwände waren erstaunlich flach, niedrig und morastig; sie schienen zum Theil überschwemmt, denn Bäume und Gesträuche ragten an vielen Stellen aus dem Wasser selbst hervor.

Während des Hinfahrens sahen wir mehrere große und kleine Orte, aber alle erstaunlich niedrig gelegen, daß sie darum höchst elend und unwohnlich aussahen. Außer Fischen macht der Reis die Hauptnahrung der Einwohner, und von ihm erbauen sie große Quantitäten. Jetzt sind die Reisfelder fast alle überschwemmt, einige liegen in der Entfernung von mehr als einer Stunde von jeder bemerklichen Wohnung.

Wir hielten nirgends auf dem Flusse, nicht einmal wenn Essenszeit war. Unsere Leute ließen das Kanoe mit dem Strome gleiten, während sie ihre Mahlzeit verzehrten. Um fünf Uhr Nachmittags klagten sie aber alle über Müdigkeit und sahen sich nach einem Landungsplatze um, wo sie die Nacht zubringen könnten. Indessen wir vermochten keines zu finden; jedes Dorf, das wir nach dieser Stunde sahen, lag hinter großen, tiefen Morästen und sumpfigen Buchten, durch diese zu kommen blieb unmöglich, wie sich aus mehreren mühsamen und verdrießlichen Anstrengungen ergab. Drei Stunden lang beschäftigten wir uns, in irgend einem Dorfe landen zu können, und wenn wir sie gleich vom Wasser aus deutlich sehen konnten, so fanden wir doch keinen Weg durch die Sümpfe, hinter denen sie lagen.

Wir waren so genöthigt den Versuch aufzugeben, und setzten die Fahrt auf dem Niger fort. Im Verlaufe des Tages kamen wir noch bei mehreren schönen Inseln vorbei, die alle angebaut und bewohnt, aber niedrig und flach waren. Die Weite des Stromes schien bedeutend zu wechseln, manchmal nur eine Stunde und ein andermal doppelt so viel zu betragen. Die Strömung trieb uns sehr schnell dahin; wir muthmaaßten, daß wir gegen zwei Stunden Weges in einer Stunde zurücklegten. Die Richtung ging ziemlich immer nach Osten.

Der Tag war erstaunlich warm gewesen, und die Sonne, in ihrer Pracht und Schönheit untergehend, schoß ihre in die glänzendsten Farben getauchten Strahlen bis zum Zenith herauf. Allein der ganze Himmel drohte doch, so schön er auch sah, mit einem nahenden Sturme. Schon pfiff der Wind heftig durch das hohe Ufergras, und bald lagerte sich Finsterniß auf die Erde wie ein Schleier. Mehr als je ließ uns dies mit Sorgen nach einem Landungsplatze umherschauen, er mochte nun sein wo er wollte, um unter einem Baume, wenn auch nicht in einem Dorfe, während der Nacht Schutz zu finden. Indem wir deshalb den gesunkenen Muth unserer Leute anregten, ermunterten wir sie, die Arbeit zu erneuern, und gaben ihnen selbst ein Beispiel. Unser Kanoe schoß schnell und still den Strom hinab. Die feurigen Blitze, welche unaufhörlich auf dem Wasser sich kreuzten, setzten uns in den Stand, die gehörige Richtung zu treffen, denn nur auf diese Art konnten wir die Gefahren vor uns unterscheiden, und den zahlreichen kleinen Inseln ausweichen, mit denen der Fluß bedeckt ist. Außerdem würden sie uns Mühe genug gemacht haben.

Wir konnten fast ganz in der Nähe die Lichter erkennen, welche in recht wohnlich aussehenden Hütten brannten; wir konnten die Stimmen ihrer Bewohner deutlich unterscheiden, allein so sehr wir auch alle Kräfte aufboten, hin zu gelangen, so schlug dennoch wegen der Sümpfe und Moräste jeder Versuch fehl, und wir waren am Ende genöthigt, sie in Verzweiflung fahren zu lassen. Manche solche Lichter führten uns eine geraume Zeit und täuschten unsere Mühe, indem sie dem Auge endlich wie ein Irrwisch verschwanden. Andere tanzten um uns herum, ohne daß wir wußten wie und woher sie kamen. Am allerärgerlichsten war es, daß wir einen ins Land gehenden Arm gewannen, und wohl eine volle halbe Stunde lang gegen die Strömung kämpften und arbeiteten, die in diesem engen Kanale gerade recht heftig war, um in ein Dorf zu kommen, aus welchem, unserer Meinung nach, der Arm herabfloß. Plötzlich schien das Dorf mit allen Lichtern in die Erde zu sinken, die Stimmen seiner Bewohner hörten mit einemmale auf, und als wir glaubten gewiß an Ort und Stelle zu sein, strengten wir umsonst unsere Augen an, nur eine einzige Hütte zu sehen. Alles war finster, stille, lautlos und einsam. Es schien das Werk von Zauberei zu sein. Alles bestand in der Einbildung, wie die Schlösser in die Luft gebaut.

Nicht weniger als zehn Stunden Weges hatten wir so am Ufer hinweg gerudert und jeden Zoll genau untersucht, und doch nicht einen Zoll trockenen Boden entdecken können, der fest genug gewesen wäre, unser Gewicht zu tragen. Jetzt gaben wir uns dem Zufalle hin, und als wir uns alle mit ein wenig kaltem Reis, Honig und Was-

ser aus dem Strome erquickt hatten, so ließen wir das Fahrzeug mit dem Flusse gehen, denn unsere Leute waren von der Anstrengung des Tages zu erschöpft, um noch länger zu arbeiten. Allein nun kam ein neues Uebel, auf das wir gar nicht vorbereitet waren. Eine unglaubliche Menge Flußpferde erhob sich in unserer Nähe und schnaubte und plätscherte und tauchte rund um unser Kanoe aus und setzte uns in unmittelbare Gefahr. In der Meinung, sie zu verscheuchen, feuerten wir ein oder zweimal nach ihnen, allein der Knall rief nun aus dem Wasser und jeder Bucht noch viel mehr ihrer trotzigen Genossen herbei, und wir hatten sie nun noch dichter um uns her, als früher. Solchen großen und furchtbaren Thieren waren unsere Leute in einem Kanoe ihr Lebelang nicht preiß gegeben gewesen; sie zitterten vor Furcht und Angst und heulten geradezu. Nicht wenig wurden die Schrecken noch durch das erschütternde, über ihren Köpfen hinrollende Donnern und die furchtbare, ringsherum herrschende Finsterniß gemehrt, welche nur von Zeit zu Zeit vom leuchtenden Blitze unterbrochen wurde, der aber einen wahrhaft schrecklichen Glanz zeigte.

Unsere Leute sagten uns, daß die furchtbaren Flußpferde oft die Kanoes im Flusse umwerfen, wo dann sicher ein jeder verloren ist. Diesmal kamen sie so nahe, daß wir sie mit den Gewehrkolben hätten erreichen können. Als ich zum erstenmale schoß, mußte ich eins verwundet haben, denn alle kamen aus dem Wasser heraus und verfolgten uns so schnell, daß wir mit der größten Mühe, die man sich denken kann, den Vorsprung behaupteten. Nach dem zweiten Schusse folgte dem Knalle meines Gewehres ein lautes, heftiges Brüllen und wir schienen weiter von ihnen

abzukommen. Nur zwei Leute aus Bornu unter unserer Mannschaft waren minder ängstlich, als die anderen. Sie hatten diese Thiere schon im Tschadsee gesehen, wo, ihrer Angabe nach, dieselben in Menge sind.

Die schrecklichen Flußpferde thaten uns jedoch gar kein Leid, und wahrscheinlich spielten und schwammen sie nur zum Vergnügen im Flusse herum, als wir sie störten. Hätten sie aber unser Kanoe umgeworfen, so würden wir es theuer haben bezahlen müssen.

Bald nachher sahen wir am nördlichen Ufer eine Bank, und ich that den Vorschlag, für die Nacht hier anzuhalten, denn ich wünschte wohl den Fuß aufs feste Land zu setzen. Allein keiner von der Mannschaft wollte beistimmen, denn, sagten sie, wenn der Gewan Roua oder Wasserelephant sie nicht tödte, so würden es die Krokodille thun, ehe noch der Morgen anbräch. Ich dachte nachher auch, daß wir hätten können mitgenommen werden, wie die Cumbries, auf den Inseln bei Yaourie, falls wir den Versuch gemacht hätten. Unser Kanoe ist kaum lang genug, uns alle zu fassen, wenn wir sitzen. Vom Niederlegen ist also keine Rede. Wären wir im Stande gewesen, 30,000 Kauries in Rabba aufzutreiben, so hätten wir eines kaufen können, das uns bequem gefaßt hätte. Wir würden dann den Vortheil gehabt haben, ganz darauf zu leben, zum Landen gar keine Veranlassung zu bekommen, als wenn es Lebensmittel zu kaufen galt, und nach vollbrachter Tagereise ohne Furcht in der Nacht vor Anker gehen zu können.

Da wir sahen, daß sich die Mannschaft nicht zum Landen bringen ließ, verstanden wir uns auch dazu, die Nacht auszuhalten. Der Himmel im Morgen wurde sehr

finster, der Blitz immer und immer feuriger. Wir erinnerten uns nicht, je im Leben so gezackte Strahlen gesehen zu haben. Dies alles bedeutete einen nahen Sturm. Um elf Uhr in der Mitternacht bließ der Wind frischer, und eine Stunde später hatte er die größte Heftigkeit erreicht. Er wüthete so arg, daß er über die Wände des Kanoes mehrmal das Wasser hineinwarf und es in Gefahr des Sinkens brachte. Vom Winde gedreht war die schwache, kleine Barke nicht mehr zu leiten. Endlich kamen wir in die Nähe einer Sandbank, die uns einigermaaßen schützte. Wir waren so glücklich, einen Dornenstrauch zu fassen, gegen den wir hingetrieben wurden, und der ziemlich mitten im Strome stand,

An seine Zweige befestigten wir auf der Stelle das Kanoe. Uns in die Mäntel hüllend, mit den Beinen halb über Bord des kleinen Fahrzeuges in dem Wasser spielend, weil uns der Mangel an Raum hierzu nöthigte, legten wir uns zum Schlafen nieder, denn von Müdigkelt fühlten wir uns überwältigt. In der Natur des Sturmes liegt, glaub' ich, etwas, wodurch der Schlaf begünstigt wird, wenigstens dachte mein Bruder so, denn obschon der Donner unaufhörlich brüllte und der Wind tobte, und ob uns schon der Regen ins Gesicht peitschte und unser Kanoe sich wie eine Wiege bewegte, so schlief er doch hart und fest.

Der Wind tobte heftig aus Osten fort bis nach Mitternacht, wo es still ward. Der Regen fiel in Strömen herab, und Donner und Blitze der schrecklichsten Art begleiteten ihn. Wir lagen in unserm Kanoe vom Regen durchnäßt, und das kleine Fahrzeug war so schnell angefüllt, daß immer zwei Leute mit Ausschöpfen zu thun hatten, es

vor dem Sinken zu bewahren. Die Wasserelephanten, wie die Flußpferde von den Einwohnern genannt werden, kamen häufig und schnaubten in der Nähe herum, ohne zum Glück aber unser Kanoe zu berühren.

Bis drei Uhr Morgens am 17. dauerte der Regen, da wurde es helle und die Sterne blinkten über unsern Häuptern wie Edelsteine, als wir daher wieder unsere Fahrt antraten, gab es Licht genug, den Weg zu sehen, und zwei Stunden nachher hielten wir bei einem kleinen unbedeutenden Fischerdorfe, Dacannie genannt, wo wir voller Freude landeten. Bevor wir noch ankamen, waren wir vor einer großen Menge Flecken und Dörfer hingefahren, allein wegen der frühen Stunde, in der wir reisten, hielten wir es für unklug, irgendwo bei ihnen anzulegen, da noch keiner der Einwohner aus der Hütte war. Landeten wir auch früher bei einem solchen Orte, so konnten wir leicht die Einwohner in Schrecken setzen und für eine Räuberbande oder Schakallis gehalten werden, wie man diese dort im Lande nennt. Sie hätten dann wohl zu den Waffen gegen uns gegriffen und wir das Leben einbüßen können. So fuhren wir immer, der eigenen Sicherheit wegen, den Strom hinab, ob wir schon herzlich gern ans Ufer gegangen wären.

Während des ganzen Tages und der Nacht hatten wir unserer eigenen Berechnung nach wohl vierzig Stunden Weges zurückgelegt. Unser Lauf war ziemlich Ost. An vielen Orten und eine lange Strecke bot der Niger einen sehr prächtigen Anblick dar, und er mag ziemlich drei und eine halbe Stunde Breite gehalten haben.

Sonntags, 17. October. Nachdem wir an großen, zu dem Zwecke angezündeten Feuern uns und die nassen Kleider getrocknet hatten, setzten wir uns unter einen Baum und verzehrten ein mageres Frühstück von Reis und Honig. Während wir damit beschäftigt waren, kam der versprochene Führer aus Zagoschie in seinem eigenen Kanoe beim Dorfe an, stieg herauf und sprach bei uns vor. Er sagte, daß er unsere Spur die ganze Nacht verfolgt und den Knall unserer Flinten gehört habe, ohne doch im Stande gewesen zu sein, mit aller Anstrengung uns einzuholen. Die Flußpferde hatten ihn eben so behelligt wie uns, und sehr in Furcht und Verlegenheit gesetzt, ohne aber doch seinem Kanoe einen Nachtheil zuzufügen.

Auf der Insel fanden wir mehrere Falatah-Mallams, die vom Fürsten Rabba's gesendet sind, die Einwohner im mahomedanischen Glauben zu unterrichten. Die Insel wird von Fischern aus Nuffie bewohnt; ein harmloses, Niemanden beleidigendes Völkchen, das erst einige Wochen vorher genöthigt worden war, die heidnischen Gottheiten gegen den Koran abzuschwören, ohne daß wir wissen, ob es mit freiem Willen oder nicht geschah. Auch dies ist eine Folge von den im Lande immer weiter gehenden Eroberungen der Falatahs. Wo sie zur Herrschaft gelangen, folgt auch der mahomedanische Glaube nach*).

*) Auch dies ist ein Schritt zur Veredlung des Menschengeschlechts dort. Er paßt wegen seiner einfachen Lehre für so rohe und ungebildete Menschen besser als das abstrakte, dogmatische Christenthum, wie es unsere verwirrten Missionaire bringen würden, und reicht hin, die hier und da noch üblichen Menschenopfer abzuschaffen, die beim Tode von Fürsten üblich sind. Der Uebers.

Da Ederesa seiner Würde zu Gunsten Mallam Dendo's entsagt hat, so sind seine Unterthanen Mahomedaner geworden, und dieser Glaube wird sich vermuthlich über ganz Africa verbreiten.

Die Mallams waren gegen uns als Fremde aufmerksam und artig, und wiesen die Einwohner an, Feuerholz für uns zu suchen, es nach unserm Lagerplatze zu schaffen, wofür wir ihnen ein Paar Nadeln zum Geschenke machten.

Zwischen neun und zehn Uhr des Morgens wünschte unser Führer, daß wir wieder aufbrechen möchten, und versprach, in ein Paar Minuten zu folgen. Mit diesen Worten waren wir vollkommen einverstanden, und stießen sogleich von der Küste ab, denn von allen Menschen ist ein Führer der unangenehmste Gefährte. Er liebt gern den Aufenthalt, ist ärgerlich, wenn man ihn tadelt, und hält bei jedem elenden Dorfe an, wo er ohne Hinderniß seine Forderungen geltend machen zu können glaubt.

Um 10 Uhr sahen wir mehrere Berge von ganz eigner, malerischer Gestalt, die etwa eine Stunde vom äußersten Uferrande zu beiden Seiten lagen und nordöstlich vor uns hinstrichen. Sie erscheinen wie ein vollkommner Zuckerhut mit kleinen Bergen, welche sich herumzogen. Bald kamen uns wieder andere Berge zu Gesichte, die aber noch anziehender und romantischer, viel höher und so weit von uns waren, daß sie sich kaum vom lichten blauen Gewölbe unterscheiden ließen. Unter ihnen gab es Tafelberge; andere bildeten vollkommene Kegel, noch andere zeigten die auffallendste aber gestaltloseste Bildung. So viel wir nach

dem Sehen urtheilen konnten, meinen wir, daß sie eine regelmäßige Bergkette formiren.

Der Führer, den wir in Dacannie zurückließen, holte uns, seiner Verabredung nach, bald ein und leistete uns Gesellschaft, bis wir in die Nähe zweier Städte kamen, die erstaunlichen Umfang hatten und einander gegenüber zu beiden Seiten des Flusses lagen. Das Ufer war der Länge hin von den Kanoes der Einwohner bedeckt. Der Führer äußerte die Absicht, nach der rechts liegenden zu gehen und bemühte sich, uns durch mancherlei Verheißungen anzulocken, ihm dahin zu folgen; allein wir weigerten uns, weil wir schon vorher beschlossen hatten, mit unsern Hülfsmitteln, so weit es nur möglich war, mit der größten Sparsamkeit auszuhalten, und da wir die Menge und Habsucht der großen Herren recht gut kennen, die in allen solchen Städten Geschenke erhalten, und wissen, wie lange wir darin aufgehalten wurden, so stand es bei uns fest, wo nicht die Umstände eine Abänderung geboten, nur in kleinen Weilern zu landen, wo wir es machen konnten, wie wir wollten, ohne für unsere Handlungen den mächtigen Wesen verantwortlich zu sein, die sich „die Herrn der Erde" nennen.

Dem zufolge hoben wir die Verbindung auf und trennten uns vom Führer aus Zagoschie, der aber doch wieder versprach, uns wie früher nachzufolgen. Ein Stunde darauf, gegen Mittag, erreichten wir ein Dörfchen auf einer Insel, Namens Gungo. Die Ufer wurden nun höher und schienen angebaut. Auf der rechten Seite kamen wir bei vielen Dörfern und kleinen Städten vorbei;

links hatten wir die vorhin erwähnten Berge. Palmenbäume kamen in Menge zum Vorschein, und Städte und Dörfer kaum halbe Stunden weit von einander entfernt. Wir gewahrten mehrere hundert Kanoes, als wir auf dem Flusse hinabgleiteten, oder herüber und hinüber nach den verschiedenen Ufern fuhren, während andere ihren Lauf am Ufer hin nahmen und alle hatten in der Mitte eine Hütte. Sie schienen größtentheils Familien zu enthalten, denn indessen die Männer ruderten, sangen die Weiber und Mädchen zu einer Guitarre mit ihren nicht sehr angenehmen Stimmen. Wie wir bei einem dieser Kanoes dicht vorbei kamen, hielten sie plötzlich mit Musik und Gesang an, und riefen einmal über das andere: Kiki ma neni acca tschiken zhiladschie! wobei sie mit Geberden und Mienen das größte Erstaunen äußerten. Pascoe übersetzt uns dies: „Ach Guter, Guter, was seh' ich in dem Kanoe?" Das Kiki, ist offenbar nur ein Ausdruck der Ueberraschung und könnte wohl blos mit O! gegeben werden, allein unser Uebersetzer gab uns seine eignen Worte und so haben wir sie dem gemäß aufbewahrt. Wir begnügten uns mit einem Blicke auf die unschuldigen schwarzen Gesichter der Demoisells und fuhren weiter. Das ganze rechte Yarribaufer steht, wie wir sehen, leer. Die Einwohner sind landeinwärts geflohen, und haben die Falatahs alle Städte und Dörfer ruhig einnehmen lassen.

Der Fluß macht bei dieser Insel eine kleine, südöstliche Biegung, aber die Strömung geht immer rasch fort und die Breite wechselt nach unserer Schätzung von einer bis zwei Stunden. Die Insel, welche etwa eine starke halbe Stunde im Umkreise hält, liegt mitten im Strome.

Zum erstenmale konnten wir uns, seit wir die Küste verlassen hatten, nicht verständlich machen. Mit fünf verschiedenen von den Afrikanern geredeten Sprachen waren wir vertraut, doch selbst die Haussasprache ward hier nicht verstanden, und eben so wenig eine der übrigen uns bekannten. So mußten wir denn zu Zeichen und Geberden unsere Zuflucht nehmen, und machten dann den Leuten auch bald begreiflich, daß wir etwas zu essen und eine Hütte nöthig hätten, die Nacht darin zu schlafen. Schnell ließ man uns die Wahl zwischen mehreren leerstehenden, die alle elend und ohne alle Bequemlichkeiten erschienen, weil das Dorf sehr niedrig und zum Theil vom Flusse mit Wasser bedeckt war. Doch wir nahmen eine von Weiden geflochtene in Besitz, mehr weil sie reinere und frischere Luft gewährte, als sonst einen besondern Vorzug hatte, denn sie stand auf einem sumpfigen Boden und ein Wasserstrom aus dem Niger floß über den halben Boden hin. Die andere Hälfte wurde für uns ausgefegt und wir suchten uns nun einzurichten. Bald darauf sendete man uns eine große Schüssel gesottenen Mais, und eine andere mit Fisch nebst etwa zehn Pfund Fleisch vom Flußpferde. Mit jenem nahmen wir gern vorlieb, allein das letztere war fast nichts als Fett, und so konnten wir es nicht loben, sondern gaben es unsern Leuten, welche sich über unser Geschenk nicht wenig lustig machten, denn sie versicherten uns, daß es das zarteste Fleisch wäre, welches sie je gegessen hätten. Bei den Einwohnern macht es einen Haupttheil der Nahrung aus.

Die Insulaner scheinen ein stilles, harmloses, ruhiges, gutmüthiges Volk zu sein, und gewinnen ihren Unterhalt

blos durch den Fischfang, dessen Ertrag bei den Nachbarn gegen Getraide und Yams ausgetauscht wird. Mit Sonnenuntergang statteten sie uns alle, gegen hundert Männer, Weiber und Kinder betragend, recht anständig gekleidet und von ihrem Häuptling angeführt, einen Besuch ab. Der Häuptling trug mahomedanisches Costüm und stellte erst seine Leute in Ordnung, dann ließ er sie auf die geziemendste Weise und um unsere Hütte niedersetzen. So blieben sie wohl eine halbe Stunde und stillten ihre Neugier, indem sie uns ansahen und sich gegenseitig ihre Bemerkungen, welche Staunen und Freude ausdrückten, mittheilten. Die ganze Zeit über konnten wir uns nur mit Zeichen verständlich machen. Die Männer bezeugten keine Furcht, aber die Weiber und ihre hübschen*), kleinen bausbackigen Kinder fürchteten sich nicht wenig vor unsern weißen Gesichtern, und schienen recht froh zu sein, als sie sich entfernen konnten. Bevor dies geschah, theilten wir einige hundert Nadeln unter ihnen aus und mit diesem Geschenk gingen sie hochvergnügt hinweg.

Montag, 18. October. Der Morgen war düster und wolkig; bald nach sechs Uhr aber alles zur Abfahrt bereit. Eben wollten wir in den Strom einlenken, als der Häuptling ans Ufer hinabkam, und uns ein Stück Fleisch vom Flußpferde in einer reinlichen weißen Kalabasse brachte, um den Dank für unsern Besuch abzustatten. Unsere Mannschaft behauptete, daß es ein recht fettes, schmackhaf-

---

*) Neger-Kinder, so lange sie noch klein sind, haben selbst für den Europäer, viel Einnehmendes.

tes Stück sei. Wir erwiederten es mit einigen hundert Nadeln, und den jungen Mädchen, welche andere Lebensmittel gebracht hatten, gaben wir ein Paar Glasperlen. Ueber solches Geschenk hatten sie große Freude, und ich zweifle nicht daran, daß unser Besuch bei ihnen einen Eindruck gemacht hat, der nicht so bald verlöscht. Als wir unsern Leuten das Gebet vorgelesen hatten, eine Sitte, die wir keinen Morgen oder Abend vernachläßigt haben, sagten wir dem Häuptling von Gungo und seinem Völkchen Lebewohl. Alles hatte sich am Ufer versammelt, uns zu sehen, und als das Kanoe abstieß, hoben sie alle die Hände empor, uns eine glückliche Reise wünschend.

Wir waren, nachdem wir Gungo verlassen hatten, nicht länger als eine halbe Stunde auf dem Wasser gewesen, als der Wind sich zu einem Sturme verwandelte und den Fluß wie ein Meer aufwühlte, daß unser Fahrzeug wie eine Kokusnußschaale gedreht wurde. Dabei regnete es so heftig, daß wir in einem Augenblick bis auf die Haut durchnäßt waren und unser Kanoe bis zur Hälfte mit Wasser angefüllt wurde. Mitten im Strome gerade waren wir, und liefen jeden Augenblick Gefahr, zu sinken. Unsere Leute strengten sich lebhaft an, das Fahrzeug in das Schilf am rechten Ufer zu rudern, um da zu halten, bis Wind und Regen nachlasse, und das Wasser ruhiger sei. Allein es gelang nur mit großer Anstrengung dahin zu gelangen, denn der Wind war uns entgegen, das Wasser in Aufruhr und das zerbrechliche Fahrzeug hielt, wie der Seemann sich ausgedrückt hätte, ganz verschiedenen Strich. Kaum hatten wir jedoch nun den Morast gewonnen, und wünschten uns schon Glück, gerettet zu sein, als

ein schreckliches Krokodil von ungeheurer Größe, zum Staunen und Entsetzen vor uns allen untertauchte. Wir hatten es offenbar aus seinem Schlafe gestört. Es war das größte, welches ich je gesehen habe, und hätte es unser Kanoe gepackt, so wäre es umgeworfen worden. Der Regen und das Wasser, welches aus dem Flusse über die Wände in das Kanoe hereinströmte, beschäftigte immer drei Leute, um es flott zu erhalten. Als beide nachließen, brachen wir aus dem Zufluchtsorte auf, und wir fuhren den Strom hinab.

Um zehn Uhr hatten wir ein großes Dorf vor uns, das auf einer niedrigen flachen Insel lag. Der Strom rauschte hier über eine große Sandbank mit der Gewalt eines Wasserfalles dahin, daß alle unsere Anstrengungen, ihm auszuweichen, gänzlich fehlschlugen. Mit unwiderstehlicher Gewalt wurden wir fortgerissen, und in noch nicht zwei Minuten gegen das Dach einer Hütte, die unter dem Wasser stand, geschleudert. Der heftige unvermuthete Stoß, den das Kanoe hierbei erlitt, warf einen Mann mit Gewalt über Bord, doch die andern klammerten sich glücklicher an die Baumzweige an. So entsetzlich reißend auch die Strömung war, so stand doch das Wasser niedrig und der Mann hatte deshalb Gelegenheit, bald wieder seine Gefährten zu erreichen. Er schien mehr erschrocken als verletzt. Das Dorf ist fast weggeschwemmt, etwa zwölf Häuser abgerechnet; so hoch steht das Wasser. Wir bemerkten eine Menge großer Kanoes, welche die Einwohner aufnahmen, sie nach dem festen Lande hinüber zu bringen.

In Zagoschie hatte man uns sehr ernstlich empfohlen, bei der wichtigen und großen Handelsstadt Egga

anzulegen, welche von dort angeblich drei Tagereisen entfernt sein solle. Man hatte uns einen Boten oder Führer dahin mitzugeben versprochen, allein seit gestern haben wir von diesem weder etwas gesehen noch gehört. Ueber Egga hinaus erstreckt sich der Einfluß der Falatahs nicht, und nach allen Berichten werden, haben wir diesen Ort verlassen, die Ufer des Niger von verschiedenen Völkerschaften bewohnt, die aber minder gefällig und freundlich, und nicht so gebildet sind, wie die Nuffanschies. Wir waren so weit ohne Führer gefahren, weil er nicht mit uns Schritt halten wollte, und wir nicht Lust hatten, auf ihn zu warten. Allein hier schien es uns die Klugheit zu gebieten, über Egga, von dem man uns gesagt hatte, Erkundigung einzuziehen, damit wir nicht etwa gar vorbei kämen, ohne es zu sehen, denn wir waren überzeugt, daß, träte der Fall ein, die Schwierigkeit, wieder stromaufwärts zu rudern, unüberwindlich sein würde.

Wir fuhren nun so nahe ans Dorf wie möglich, und riefen und schrien den Einwohnern zu, von denen wir einige bis ans Knie im Wasser sahen, die auf den Straßen herum wanderten. Allein entweder waren sie so weit vom Kanoe oder hatten mit ihren Angelegenheiten so viel zu thun, daß sie vermuthlich nicht recht verstanden, was wir eigentlich wollten, und ihre Antworten zu undeutlich blieben, um ihre Meinung zu verstehen. Statt auf unsere Fragen einzugehn, gaben uns zwei oder drei Mallams zu erkennen, daß der Niger dies Jahr mehr als gewöhnlich angeschwollen sei; daß er seine gewöhnliche Höhe überstiegen und einen ansehnlichen Theil des Dorfes weggeschwemmt habe. Es ergab sich dies schon aus der großen Menge

Pfähle von Hütten, die wir im Sande stecken sahen, vernehmlich aber aus den runden Spitzen derselben, die im Fluße wunderlich genug aussahen. Der übrig gebliebene Theil des Dorfes ist noch jetzt halb unter Wasser und die unglücklichen Bewohner müssen deshalb in großer Noth sein.

Da wir sahen, daß von diesen Dorfbewohnern keine weitere Auskunft zu erhalten war, verließen wir den Ort und kamen bald nachher an den Bergen vorbei, die wir gestern vor uns liegen gesehen hatten. Sie erschienen nun in Gestalt dreier flacher Tafelberge, und dem Ufer sehr nahe stehend. Einer oder zwei gaben ein vollständiges Bild der Dürre und Unfruchtbarkeit, andere waren mit kleinem kümmerlichen Gesträuche bedeckt, dagegen andere zeigten sich fruchtbarer und man hatte sie bis zum Gipfel mit Getraide angebaut, daß sie einen sehr angenehmen Anblick gewährten. An ihrem Fuße lagen mehrere freundlich gestaltete Dörfer in einer sehr bezaubernden Lage und von hohen, schönen Bäumen geschmückt.

Längs ihnen hinschiffend fanden wir einen Berg in großer Ferne östlich von uns liegend, dessen Spitze einem ungeheuern Gewölbe glich. Zu Mittag hielten wir bei einer kleinen Insel, um wegen Egga die nöthige Auskunft einzuziehn. Wir erfuhren jedoch nun, daß die Stadt noch eine weite Strecke entfernt sei. Ein großes Falatahkanoe, mit Musikanten an Bord, folgte uns von hier eine Weile nach, als wir aufgebrochen waren, ohne daß es aber, unserer Meinung nach, feindliche Absichten hatte.

Um vier Uhr Nachmittags war unsere Mannschaft von ihren Anstrengungen erschöpft und klagte sehr über Müdigkeit, wie über Mangel an Kräften, so daß wir uns bewo-

gen fühlten, bei einer kleinen Insel, Namens Fofo, anzulegen und die Nacht hier zu schlafen beschlossen. Der Fluß wand sich den Tag über wie eine Schlange, und seine Richtung war in der Hauptsache südöstlich oder ost-süd-ost. Die Breite betrug zwischen Drei- und Neunviertelstunden.

Nachdem wir gelandet waren, lernten wir einen Mann kennen, der so eben von Funda angekommen zu sein versicherte. Er behauptet, daß es von hier nur drei Tagereisen auf dem Niger hinab an den Gränzen dieses Königreichs liege. Die Hauptstadt gleiches Namens befinde sich eben so weit nach dem Innern zu. Ist seine Nachricht wahr, so bliebe es uns ganz unmöglich, die Stadt Funda zu besuchen, wie unsere Absicht gewesen war, denn es fehlt uns an Pferden und an Mitteln, sie zu verschaffen. Der Versuch aber, so einen langen Weg durch Waldungen in unserm geschwächten, kränklichen Zustand zu machen, wäre unausführbar und höchst unklug. Ueberdies: welche Geschenke hätten wir denn anzubieten?

Seit dem wir Yarriba verlassen haben, sahen wir heute Abend zum erstenmale einen Kokusnußbaum und dieser machte uns unendliches Vergnügen. Auf die Frage, woher er käme, sagte man uns, daß er von einem Orte, nahe am Meere, sieben Tagereisen von Fofo, hergebracht sei.

Der Abend war schon weit vorgerückt, ehe sich irgend wo eine Hütte zu unserer Aufnahme finden ließ, denn es fehlte, wie man zur Entschuldigung sagte, der Häuptling. Bis zu seiner Rückkehr ins Dorf zeigte sich uns auch nicht die geringste Spur von Gastfreundschaft und Wohlwollen.

Während des Tages sahen wir beim Hinabfahren auf dem Fluße eine große Menge Flußpferde und viele Kanoes von ansehnlicher Größe. Die Einwohner waren, als sie uns erblickten, sehr erschrocken und sahen uns mit offenem Munde an, ohne einmal nur daran zu denken, ob wir einer Hütte oder einiger Nahrung bedürftig wären. Schon war eine Stunde vorbei gegangen, und wir waren von ihnen immer gemustert und bekrittelt worden, als zwei Boten aus Rabba kamen und sagten, daß, da Niemand von den Leuten in Fofo uns eine Hütte anbiete, wollten sie uns in den ihrigen willkommen heißen. Solches Anerbieten nahmen wir an, und begaben uns mit Freuden in ihren Schutz. Nicht lange waren wir hier, als zwei große Kalabassen voll Kuchen aus Mais, in Palmöl gebacken, von Frauen gesendet wurden, die, wie es scheint, immer mehr Theil an uns nehmen, als die Männer, und zum Essen waren wir gleich bereit.

Der Häuptling hielt sich fern von uns, weil er jetzt in Sorge ist. Es fehlt ihm an hinlänglicher Baarschaft, den jährlichen Tribut an Rabba zu zahlen, zu welchem Zweck, wie es scheint, die Boten da sind. Eine gewisse Anzahl von Tagen wird, so heischt es die Sitte, Frist gegeben; sind sie aber abgelaufen, und der Tribut nicht bezahlt, so nehmen die Abgeordneten der Gelegenheit wahr und führen einen oder zwei der Einwohner fort. Diese werden dann auf dem Markte in Rabba verkauft, und ihre Summe zahlt so den Betrag der Abgabe. Auch in Lever sahen wir dieses Verfahren beobachtet, als der Tribut sogar schon bezahlt war.

Wir sind heute bei vielen Inseln vorbei gekommen.

Das Nuffieufer ist hoch und bergig und wohl angebaut. Es scheinen da viel Dörfer zu sein, und Fruchtbarkeit herrscht auf beiden Seiten.

Dienstag, 19. October. Als wir ein leichtes Frühstück eingenommen hatten, erinnerten wir uns der Aufmerksamkeit unserer Freundinnen von gestern recht wohl, und erwiederten ihre Güte mit einem Briefe Nadeln; wie wohlthuend war es, sie so dankbar zu sehen! Die Falatahabgeordneten theilten uns mit, daß wir diesen Morgen beim Cudunia fluße vorbeikämen, denselben, über welchen ich auf meiner vorigen Reise bei Cuttup ging. Wir schenkten ihnen einige Knöpfe, und schieden als gute Freunde. Der Morgen war düster und wolkig; es regnete bisweilen, doch als das Wetter sich kurz vor zehn Uhr aufklärte, nahmen wir die Gelegenheit wahr, die Insel Fofo zu verlassen. Einige Leute zeigten so wenig Neugier, uns zu sehn, als ob wir schwarz, wie sie selbst gewesen wären.

Nach einer halben Stunde sahen wir einen Fluß von ziemlicher Größe und kamen bei seiner Mündung vorüber. Es ist ohne Zweifel der von den Falatahs erwähnte Cudunia, der von Norden herab in den Niger fällt. Die Ufer erschienen heute dem Auge noch viel schöner als wir sie seit mehreren Tagen gesehen hatten, doch fehlte ihnen der Reiz der Neuheit, sie zu empfehlen. Sehr hoch gelegenes Land erblickte man auf beiden Ufern, so weit man sehen konnte. Es schien von einer Bergkette gebildet zu werden, die von Nordnordost nach Südsüdwest strich. Um elf Uhr berührten wir ein großes Dorf, um

über Egga's Lage Erkundigung einzuziehen, und erfuhren, daß wir nicht mehr weit hin hätten.

Wir fuhren nun gegen eine Stunde vorwärts, als wir eine große, schöne Stadt hinter einem tiefen Morast wahrnahmen. Mehrere kleine Kanäle führten durch ihn nach der Stadt, die etwa fünf Viertelstunden vom Ufer entfernt lag, und sich, als wir näher kamen, als den von uns gesuchten Ort auswies. Es war das längst ersehnte Egga; im Augenblick kamen wir auf den Landungsplatze an. Die Stadt zieht sich wohl drei Viertelstunden in der Länge hin, und wir staunten über die unzähligen Kanoes von großem, starkem Baue, die am Ufer lagen. Sie waren mit Gegenständen des Handels und allen Arten von hier im Lande gewöhnlichen Waaren angefüllt. Gleich den schon früher gesehenen Kanoes hatten sie ebenfalls Hütten. Bei allen sahe man hinten den Stern mit Blut bestrichen und mit Federn besteckt, was ein Talisman gegen Räuber und alle Leute sein sollte, die Böses im Sinne hätten.

Bevor wir landeten, vergingen einige Minuten, da Niemand von unserer Ankunft dem Befehlshaber Nachricht gegeben hatte. Ein junger Falatah war der erste, welcher uns an die Küste zu kommen einlud, und wir schickten nun Pascoe an den Fürsten ab, ihm sagen zu lassen, wer wir wären und was wir wollten. Er kam schnell zurück, mit der Nachricht, daß der alte Herr uns zu empfangen bereit sei. Auf der Stelle gingen wir noch in seine Wohnung.

Nach einigen Minuten gelangten wir in die Zollahe oder Audienzhütte, und fanden ihn da auf einer, die Erde bedeckenden Kuhhaut niedergehokt, indem er aus einer

über drei Ellen langen Pfeife Tabak schmauchte, und von mehrern alten Mallams, so wie vielen Falatahs umgeben war. Man bewillkommte uns auf die freundlichste und herzlichste Weise, und zum Beweise besonderer Auszeichnung lud man uns ein, in der Nähe des Befehlshabers Platz zu nehmen. Er betrachtete uns mit Staunen vom Kopfe bis zum Fuße und sagte, daß wir recht wunderlich aussähen, aber sehenswerthe Leute seien.

Als seine Neugier gesättigt war, ließ er alle seine alten Freunde holen, daß auch sie die ihrige befriedigen könnten, da es uns aber kein Vergnügen machte, so ein Wunderthier zu spielen, baten wir, uns eine Hütte anweisen zu lassen. Der Häuptling ist ein sehr bejahrter, ehrwürdig aussehender Mann mit einem langen, weißen Barte, und patriarchalischer im Aeußern, als wir je einen gefunden haben. Doch aber lacht und spielt und tändelt er wie ein Kind. Ein Haus, „daß es für einen König paßt,“ wie er sich ausdrückte, war schnell zu unserer Aufnahme eingerichtet, und so wie wir nun zu unserm Erstaunen erfahren hatten, daß wir gespeist werden sollten wie er selbst, brachte man uns in diese Wohnung. Noch vor Abend erhielten wir eine Schüssel voll Tuah, so wie von seinen Frauen Fleischbrühe.

Bald wurden wir von den Besuchen der Mallams und der fürstlichen Weiber gepeinigt. Letztere brachten uns, um sich bei uns einstellen zu können, Guranüße zum Geschenk. Kaum war die Nachricht von unserer Ankunft in der Stadt bekannt geworden, als die Einwohner zu Hunderten in unsere Hütte eilten, um ihre Neugier, wie ein Weißer aussähe, zu stillen. Die Mallams und Kö-

niginnen hatten uns schon Noth genug gemacht, aber nun gar die ganze Bevölkerung von Egga war zu viel für uns; wir mußten im eigentlichen Sinne den Eingang verpallisadiren und drei oder vier unserer Leute hinstellen, den Zudrang abzuhalten. Nach Sonnenuntergang gingen sie endlich fort, als sie sahen daß sie nicht näher kommen konnten, und wir entfernten uns, ruhig zu schlafen, dessen wir höchst nöthig hatten.

Der Fluß ging heute meistentheils ostsüdost, und die Breite war zwischen drei- und neun Viertelstunden.

Mittwoch, 20. October. Viele Einwohner tragen hier Tuch von Benin und Portugal, so daß es scheint, als ob einige Verbindung mit der Seeküste und diesem Platze obwalte. Die Einwohner sind unternehmend und speculativ. Viele bringen nur die Zeit damit zu, auf dem Fluße hinauf- wie hinabwärts Handel zu treiben. Sie leben ganz auf ihren Fahrzeugen, über welche eine Decke geht, die jedem der dabei beabsichtigten Zwecke entspricht, daß sie auf ihren weiten Fahrten keine andere Wohnung, keinen Schirm nöthig haben, als den ihnen ihr Kanoe gewährt. Kakaonüsse werden auf den Straßen in großer Menge verkauft, und mehrere kleine Stücke davon uns von mehrern Leuten geschickt. Wir hören aber, daß sie aus einem angränzenden Lande kommen und hier sehr hochgehalten werden.

Um acht Uhr des Morgens besuchte uns der Häuptling und bat, daß wir seinen Frauen so wie den vornehmen Einwohnern der Stadt erlaubten uns sehen zu dürfen. Wir konnten nicht umhin, solchem Verlangen zu genügen, und so kamen denn alle alte und junge Damen, von

denen jede Guranüsse oder sonst ein kleines Geschenk brachte. Sie waren sehr wißbegierig und blieben länger, als uns lieb war. Unsere Winke deshalb machten keinen Eindruck auf sie, so daß wir ihre unangenehme Gegenwart ertragen mußten. Die Hitze ist außerordentlich; unsere Thüren und Fenster sind oft von Menschen verstopft, das Gemach von Leuten gefüllt, daß es kaum auszuhalten ist! — Die Damen waren kaum fortgegangen, als ihnen eine Menge Männer folgten, die einer von des Fürsten Dienerschaft, als eine Art Ceremonienmeister, begleitete. Auf diese Art ging der größte Theil des Tages hin.

Anfangs belustigte uns ihr Glaube, daß wir alles zu thun vermöchten, allein ihr Ungestüm ging in der Art so weit, daß er am Ende lästig wurde. Sie wendeten sich an uns, um Talismanne zu haben, Kriege und andere öffentliche Unfälle abzuhalten, reich zu werden, die Krokodille zu hindern, auf Menschen Jagd zu machen; der erste Fischer sollte alle Tage eine volle Kanoeladung Fische fangen. Jedes solches Ansinnen ward mit einer Art Geschenk begleitet, z. B. Bier, Guranüsse, Kokusnüße, Orangen, Yams, Reis und in einer Menge, die dem Grade der Forderung entsprach.

Die Neugier des Volkes, uns zu sehen, ist so arg, daß wir es nicht wagen aus dem Hause zu gehen, und folglich der frischen Luft wegen den ganzen Tag über die Thüre offen zu lassen, genöthigt sind. Die einzige Bewegung, welche wir uns machen können, besteht also darin, daß wir, wie wilde Thiere in ihrem Käfig, ringsherum in der Hütte gehen. Die Leute sahen uns mit offenbarem Gefühle des Staunens und der Furcht an. Wir erschienen

wirklich gerade in dem Lichte, wie die wildesten Tieger in England. Kommen wir der Thüre ein wenig zu nahe, so springen sie ganz erschrocken und bebend zurück, sind wir aber auf der entgegengesetzten Seite, so drängen sie sich schweigend und vorsichtig so nahe herbei, als es ihre Furcht zuläßt. Ein grober Falatah und ein oder ein Paar zudringliche Vornehme, die wir aus Klugheit nicht beleidigen durften, haben uns noch unendlich mehr Noth fühlen lassen. Sie hetzten uns, wie böse Geister. Früh kommen sie in unsere Hütte, und da mögen wir machen was wir wollen, so legen sie sich auf unsere Matten mit der beleidigendsten Unverschämtheit nieder, ohne uns, ein Paar Augenblicke dann und wann abgerechnet, eher zu verlassen, als bis wir schon lange zur Ruhe gegangen sind.

Ein „großer Mann," ein Fremder, besuchte uns heute mit einem außerordentlichen Aufwande hiesiger Pracht, und brachte einen Topf Honig mit, den er, sich zu empfehlen, zum Geschenk überreichte. Er trug ein damastseidenes Obergewand, und diesem kostbaren Kleidungsstück entsprach auch der übrige Anzug. Ohne weitere Frage that er uns gleich kund, daß er Bevollmächtigter und vom Könige Rabba's abgefertigt sei, die Abgaben einzutreiben, welche die verschiedenen Ortschaften am Ufer des Niger zu entrichten hätten. Zugleich ließ er merken, daß er höhern Rang habe, als der alte Fürst von Egga; es hieß dies auf ein seiner gepriesenen Würde entsprechendes Geschenk Anspruch machen. Zwei verschmitzt aussehende Falatahs begleiteten den Mann, der nichts als der erste Steuereinnehmer von Rabba ist. Ihre Rolle schien darauf berechnet, uns von dem großen Gewichte ihres Freundes eine gehörige Vorstel=

lung zu geben. Sie sprachen von ihm in den höchsten Ausdrücken; aus großer Ferne sei er gekommen, sagten sie, uns zu besuchen, und ihre Lobpreisungen endigten mit der Forderung, daß wir ihm ein Geschenk machen möchten.

Außer dem damastnen Obergewande trug er auch seidne Beinkleider, ein rothes Käppchen und Maroquinpantoffeln. Aber wir brauchten die wenigen Dinge, die wir noch besaßen, sie solchen zu geben, die uns Dienst leisten konnten, und beschlossen darum, ihm nichts zu schenken. Ich sagte ihm daher, daß wir sehr arm wären und ihm nichts seiner Annahme würdiges geben könnten. Zum Andenken schenkten wir ihm aber doch einen Kamm für seinen Bart.

Da sah er seine Begleiter an und sie sahen ihn an, bis sie endlich nach einiger Zeit fragten: „Ist dies denn alles, was ihr dem großen Manne geben wollt, der selbst größer ist, als der Fürst von Egga?" Ich antwortete mit ja. — Vielleicht glaubte er mehr ausrichten zu können als seine Freunde, und so nahm er das Wort: „Wenn mich nun Jemand fragt, was ihr mir gegeben habt, was soll ich da sagen?"

Ganz gelassen erwiederte ich: „Sage daß ich Dir einen Kamm oder gar nichts gegeben habe, wie Du selbst willst."

Dies war gerade genug; er überzeugte sich endlich, daß wir ihm nichts weiter geben würden, ob es schon lange dauerte, ehe er es glaubte. Anfangs meinten wir, daß wir seinen Rang schonen müßten, indem wir ihm so artig als möglich sagten, daß wir nichts zu verschenken hätten, allein er ging doch viel gelassener fort, als wir nach unserer Weigerung vermutheten, und dann haben wir ihn

nicht wieder gesehen. Der Einfluß der Falatahs wird hier kaum bemerkt, obschon die Stadt erst vor zwei Jahren geplündert und verbrannt war, und noch viele Trümmer sichtbar sind.

Egga hat einen ungeheuern Umfang und eine erstaunliche Bevölkerung. Gleich vielen andern Städten am Ufer des Niger wird sie nicht selten unter Wasser gesetzt, und es ist wirklich im jetzigen Augenblicke ein großer Theil davon überschwemmt. Ohne Zweifel haben die Einwohner ihre Gründe, warum sie ihre Wohnungen an Orten bauen, die uns so wenig passend und bequem scheinen. Der Boden in der Umgegend besteht aus schwarzer, schwerer, aber ungemein fruchtbarer Erde, und bringt im Ueberfluß mit wenig Arbeit alle Bedürfnisse des Lebens hervor, so daß die Lebensmittel reichlich und wohlfeil sind. Fleischnahrung, außer Fischen, genießen die Einwohner wenig; die Fische sind ebenfalls sehr wohlfeil zu kaufen. In unglaublicher Zahl hausen in den Wäldern angeblich Hyänen, und sind so kühn und raubgierig, daß sie fast alle Schafe weggeholt haben, die sonst in der Stadt waren. Vielleicht kann sich Egga rühmen, mehrere und größere Kanoes zu haben, als irgend eine nördlicher liegende Stadt.

Donnerstag, 21. October. Obgleich der ehrwürdige Fürst von Egga, allem äußern Ansehen nach mindestens hundert Jahre gelebt hat, so ist er doch noch sehr munter Statt mürrisch und unzufrieden zu sein, wovon die längere Lebensdauer oft begleitet ist, besitzt er noch volle Frische und Lebhaftigkeit der Jugend. Er bekennt sich zur mahomedanischen Religion, und pflegt alle Morgen lange vor

Tagesanbruch aufzustehn. Alle seine Priester haben sich dann um ihn versammelt und jetzt verrichtet er seine Andacht, wie sie nun sein mag, und sagt seine Gebete mit so lauter, schreiender Stimme her, daß wir ihn selbst in seiner frommen Beschäftigung vernehmen können.

Sobald diese frommen Uebungen durchgemacht sind, begeben sich mehrere seiner Freunde, die eben so kindische, gedankenlose und glückliche Stimmung haben, wie er, in seine Hütte, legen sich bei dem alten Häuptling auf die Erde nieder, bilden einen Kreis und bringen nun die Zeit mit Rauchen und Schwatzen bis lange nach Sonnenuntergang hin. Nur ein Paar Minuten entfernen sie sich den ganzen Tag über, ihre Mahlzeit einzunehmen. Die Gesellschaft dieser Graubärte, denn alt sind sie alle, lacht so herzlich über ihr eigenen witzigen Einfälle, daß es für jeden unabänderliche Gewohnheit ist, außen, beim Vorbeigehen stehen zu bleiben und zu horchen und dann so herzlich in den Spaß mit einzustimmen, daß wir den ganzen Tag über aus der Hütte, wo diese Schaar der Alten fröhlich ist, nichts als lautes Lachen und Beifallsrufen vernahmen. Ein Theil solcher Fröhlichkeit mag aber wohl erkünstelt sein, die herrschende Neigung des alten Fürsten zu Lust und Scherz zu befriedigen. Beispiele solcher Art sind jedoch immer sehr selten. Die Bekenner des Mahomedanismus stellen sich immer in der Regel feierlich, wie eine Eule, und ob sie schon von ihrem Glauben nicht mehr wie von der christlichen Lehre wissen, so sehen sie doch auf alle Einwohner, die einem andern Glauben zugethan sind, mit Stolz und Verachtung herab.

Der alte Fürst wünschte uns heute einen Beweiß von seiner Lebendigkeit und Stärke zu geben, die ihm noch jetzt eigen ist, und als die Sonne unterging, sammelten sich zu dem Zwecke seine Sänger, Tänzer und Musiker unter vielem Zuströmen des Volkes, das sich, in solchen feinern Künsten Fortschritte gemacht zu haben, nicht rühmen konnte, aber doch gern die Talente des bejahrten Herrschers bewundern wollte. Der alte Mann trat stolz in den Kreis mit festem Schritt und lächelnder Miene, und warf uns einen Blick zu, der zu sagen schien: „Nun, weißen Männer, schaut mich an, und Ihr werdet von Bewunderung und Staunen ergriffen werden!“ Belastet:

„hüpft er jetzt von fünfmal zwanzig Jahren!“

und schüttelte die weißen Locken und sprang auf dem Boden zum großen, offenbaren Entzücken der Umstehenden herum, deren Beifall, wenn sie sich, wie dies immer der Fall war, anstrengten zu lachen, des alten Mannes Gehirn dermaßen kitzelte, daß er ohne Hülfe der Krücke nicht länger tanzen konnte.

Mit ihrer Hülfe hüpfte er noch ein Weilchen herum, aber nun ließen die Kräfte nach und er sah sich genöthigt, aufzuhören. Er setzte sich nun uns zur Seite auf die Schwelle der Hütte, wollte aber doch nicht vor allen Leuten uns seine Schwäche kund werden lassen, und suchte daher ganz im Stillen zu keuchen, alles laute Athemholen, daß wir es nicht hören könnten, zu unterdrücken. Wie lächerlich und doch wie naturgemäß ist solche Eitelkeit! Er machte noch einige erfolglose Versuche zu tanzen, ja selbst zu singen begann er, aber die Natur wollte seinen Bemühungen nicht die Hand reichen, und die schwach pipende Stimme

war kaum vernehmbar. Die Sänger, Tänzer und Musiker setzten ihre lärmende Lustbarkeit fort, bis wir es müde waren, ihnen länger zuzusehen und zuzuhören. Als die Schlafzeit da war, baten wir sie, zum unendlichen Bedauern des ausgelassenen, aber lustigen alten Häuptlings, zu gehen.

Wir beabsichtigten, morgen unsere Reise fortzusetzen, doch bewiesen uns die Aeltesten der Stadt, daß es sehr gefährlich sein würde, wenn wir gehen. Sie suchen uns mit vielen Worten, unsers eignen Vortheils wegen, zu einer Abänderung dieses Beschlusses zu bereden, und haben uns versprochen, wenn wir drei Tage länger bleiben, uns eine Gesellschaft von Kaufleuten zu verschaffen, die zu Ende dieser Zeit Egga verläßt, einen berühmten Markt in Bocqua zu besuchen. Doch die Aufmerksamkeit unsers würdigen Wirthes fängt schon an zu erschlaffen. Er hat viel zu viel mit seinen Lieblingsgenüssen zu thun, um sehr an unsere Bedürfnisse zu denken, besonders seitdem er sein Geschenk erhalten hat, und unmöglich können wir doch eine ruhige, gleichmäßige Stimmung behaupten und eine Zeit über zugleich Lebhaftigkeit des Geistes zeigen, wenn wir wenig oder nichts zu essen erhalten.

In jedem Falle sind wir daher entschlossen, morgen zu gehen, wenn wir auch keinen Führer und Begleiter erhalten. Wir haben Vertrauen zu uns selbst, und die Berge der Einwohner ergaben sich in der Regel immer nicht größer, als Maulwurfshaufen. Der Fürst hat uns um einen Talisman gebeten, die Falatahs auf ewige Zeiten abzuhalten, in sein Land zu fallen. Die Abhängigkeit des alten Mannes vom Könige Ruffie's scheint uns mehr dem Namen nach stattzufinden.

Als wir ihm sagen ließen, daß wir morgen zu reisen gedächten, bat er uns, noch einige Tage in Egga zu bleiben, und behauptete, daß die Ufer von Menschen bewohnt würden, welche wenig besser als Wilde wären. Sie werden, sagte er, von keinem König regiert, sie gehorchen keinem Gesetze und jede Stadt liegt im Kriege mit der andern. Ich fragte ihn, ob er uns einen Führer mitgeben wolle, allein dies schlug er mit der Bemerkung aus, daß die Macht der Falatahs und seine eigne nicht weiter am Flusse hinabreiche; daß Egga die letzte Stadt von Russie sei, und keiner seiner Unterthanen tiefer unten Handel treibe. „Wenn es so steht," erwiederte ich, „so sind wir morgen so gut wie jeden andern Tag sicher!" Und mit dieser Erklärung verließ ich ihn.

Ich ging dann, um meinen Leuten Befehl zu geben, sich zum Aufbruche fertig zu machen, als zu meinem Erstaunen Pascoe und der schon oft erwähnte Mulatte die einzigen waren, welche sich bereit zeigten. Die andern weigerten sich einstimmig. Die Einwohner der Stadt hatten ihnen Mährchen von der Gefahr auf dem Flusse erzählt, und wie sie alle gemordet oder gefangen und zu Sklaven gemacht würden. Alles, was ich ihnen sagte, vermochte nicht ihren Entschluß wankend zu machen. Ich redete eine halbe Stunde mit ihnen, sagte ihnen, daß sie Feiglinge wären, daß mein und meines Bruders Leben so viel werth wäre, als das Ihrige, bis ich endlich, ärgerlich über sie und wohl sehend, daß ich keinen Eindruck auf sie machte, ihnen befahl, aus unsern Augen zu gehen, denn wir würden ohne sie fertig werden. Jetzt aber verlangten sie ihren Lohn oder ein Buch, daß ich ihnen Vollmacht

gäbe, denselben in Cape-Coast-Castle zu erheben, denn dahin wollten sie auf dem Wege, wo sie gekommen waren, zurückkehren. Dies schlug ich ihnen gleich auf der Stelle ab, und setzte noch hinzu, daß wenn sie uns hier verlassen wollten, sie keinen Pfennig bekämen, wohl aber sollten sie bezahlt werden, falls sie mit uns den Fluß hinabgingen.

Darüber wurden sie böse und eilten gerade zum Fürsten, ihn die Sache vorzutragen und ihn zu bestimmen, daß er uns festhielt. Der alte Mann wollte aber davon nichts hören, sondern befahl ihnen, ihren Geschäften nachzugehn, und so ist es nun nicht unwahrscheinlich, daß sie, statt ihr ganzes Lohn einzubüßen, doch lieber mit uns reisen.

Heute beschlossen ich und mein Bruder, der Neugier des Volkes Genüge zu leisten, und wir gingen daher ein Paar Stunden außen um die Hütte herum. Die Einwohner hatten darüber große Freude und zwei alte Mallams erhielten viel Ordnung und Regelmäßigkeit. Es war ihnen die Pflicht aufgetragen, alle, welche uns gesehen hatten, zu entfernen, wenn neue Zuschauer kamen. Der alte Fürst wünschte ganz besonders, daß alle seine Unterthanen uns sehen sollten, und sie benahmen sich auf eine sehr artige Weise. Wir hatten ihm bei unserer Ankunft ein Paar silberne Armbänder gegeben, auf welchen das Wappen unsers Königs eingegraben war, und diese trug er heute mit offenbarer Freude. Seinen Unterthanen waren sie ein nicht geringerer Gegenstand der Neugier, als sie es für ihn gewesen waren, und hunderte kamen, sie an seinen Knöcheln zu sehen, übermäßig erfreut, daß ihr Fürst so schön sei.

Sie kamen und dankten sogar uns, daß wir es mit ihrem alten Manne so gut gemeint hatten.

Die Einwohner der Stadt gehen alle recht hübsch gekleidet. Halb ist die Bevölkerung mahomedanisch und halb noch heidnisch. Die Stadt hat noch nicht zwei Stunden Länge und kaum eine Stunde Breite. Der sie umgebende Morast ist voller Krokodile. Die Straßen sind sehr enge und gleich den meisten Orten, wo große Märkte gehalten werden, äußerst schmuzig. Der Grund, warum die Häuser so enge zusammengebaut werden, ist, daß die Falatahs nicht im Stande sind, leicht hindurchzureiten, und die Einwohner umzubringen. Schon seit langer Zeit fürchtet man angeblich einen Angriff von diesem Volke. Das Portugiesische Tuch, welches wir hier bei unserer Ankunft sahen, kommt den Strom herauf von einem Orte, Cuttum currafie genannt, wo ein berühmter Markt für Nuffiewaaren, Trona, Nuffiemesser, Gezäume, Steigbügel, kupferne Zierrathen, gefärbtes Leder und andere Dinge gehalten wird. Das Tuch ist von sehr geringer Arbeit. Die großen hier liegenden Kanoes bringen alle diese Artikel vom Rabbamarkte.

XVII.

Abreise von Egga. — Eine Seemöve. — Schauspiel auf dem Flusse. — Ankunft in Kakunda. — Mahomedanische Schulmeister. — Einwohner. — Des Königs Bruder. — Nachrichten von den Einwohnern unterhalb Kakunda's. — Abergläubische Bitten des Königs und seines Volkes. — Der Tschaddafluß. — Abreise von Kakunda. — Vorsichtsmaaßregeln gegen einen Angriff. — Eine Nacht auf dem Flusse. — Fahrt vor der Thaddamündung. — Der Vogelberg. — Ueberraschung der Einwohner. — Gefährliche Lage der Reisenden in Bocqua. — Geographische Auskunft. — Abfahrt von Bocqua. — Die Städte Atta und Abba-Zacca. — Abfahrt von Abba-Zacca. — Aufenthalt der Reisenden in Damuggu.

Freitag, 22 October. Um halb sechs Uhr heute Morgen machten sich unsere Leute auf, wie ich es erwartet hatte, das Kanoe zu beladen, aber freilich mit vielem Widerwillen; saure Gesichter, Brummen und Bedenklichkeiten wechselten unter ihnen. Doch nicht willens ihren Lohn zu verlieren, was doch der Fall gewesen wäre, hätten sie bei ihrer Weigerung zu gehen beharrt, schienen sie nicht zu wünschen, in Egga zu bleiben. Da sie auf keinen Schutz rechnen konnten, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß man sie gleich nach unserer Abreise zu Sklaven gemacht hätte, und so hatten sie sich lieber entschlossen, uns zu begleiten. Aber freilich, als sie nun ihr Ruder ergriffen und wir aufbrachen, schienen sie ihre Lage deutlicher als je zu füh-

len und sagten, daß wir sie in ein Land mitnähmen, wo sie alle ermordet würden. Wir bemühten uns ihre Furcht nach Möglichkeit zu beschwichtigen, waren aber doch genöthigt, wieder zu Drohungen unsere Zuflucht zu nehmen und sagten daher, daß, wenn sie nicht ruhig wären und ordentlich ruderten, wir sie über Bord werfen würden. Solche und andere Drohungen zu dem Zwecke beschwichtigten sie und wir waren gar nicht böse darüber, dies zu sehen, denn es würde uns große Mühe gemacht haben, andere zu bekommen, um ihre Stelle auszufüllen, wenn sie darauf bestanden hätten, uns zu verlassen.

Um sieben Uhr war alles fertig und wir verabschiedeten uns beim alten Fürsten, dessen heiteres Wesen uns so viel Freude machte, wenn uns gleich seine Weiber bald erstickt hatten. Als wir den Landungsplatz verließen, feuerten wir drei Flinten als Abschiedssalve ab. Mehrere der vornehmsten Einwohner kamen ans Ufer eilig hin, um Abschied zu nehmen, ihre besten Wünsche zu einer glücklichen Reise und ihren Segen auf den Weg zu geben. Anfangs ruderten unsere Leute ziemlich träge und das Kanoe schnitt langsam durchs Wasser. Fast um 9 Uhr kamen wir in die Mitte des Stromes. Ein wenig unterhalb Egga kamen wir bei zwei sehr schönen kleinen Inseln vorbei, die herrlich angebaut und zahlreich bewohnt waren. Wir hielten uns aber nicht auf, sondern hielten unsern Strich stromabwärts. Eine Stunde von Egga etwa sahen wir mit großer Freude eine Seemöve über unsere Köpfe wegfliegen. Es war dies eine angenehme Erscheinung für uns und erinnerte lebhaft an das Ziel, das wir vor Augen hatten. Sehr gern ließen wir es als eine Bestätigung

unserer Hoffnungen gelten, daß wir dem Ende unserer Reise näher rückten. Eben so sahen wir zum erstenmal gegen ein halbes Dutzend großer weißer Pelikans, die anmuthig auf dem Wasser hinsegelten.

Es war ein schöner, freundlicher Morgen, unsere Lebensgeister waren erregt und unsere Herzen fröhlich, als wir so ruhig, rasch und angenehm hinglitten. In Egga hatte man uns mitgetheilt, daß wir bald auf Kanoes stoßen würden, die ganz anders gebaut wären, als die bisher gesehenen, und mit mancherlei Stämmen und Völkern zu thun bekämen, die sich in jeder Hinsicht von denen unterschieden, mit welchen wir bis jetzt Verkehr gehabt hätten. Eben so hatte man uns die Vorsichtsmaaßregel empfohlen, in unserm Umgange und Benehmen auf unserer Hut zu sein, da diese Stämme von Nuffanschies als blutgierig, wild und in Sitten, wie in Gebräuchen, barbarisch geschildert werden. Auch den Rath gab man uns, unser Kanoe wegen seines hier ungewöhnlichen Ansehens wegzugeben, damit es nicht die Neugier rege mache und Verdacht errege und folglich unsere persönliche Sicherheit gefährde. Wenn wir auch noch so viel für Uebertreibung abrechnen, so glauben wir doch, daß in allen diesen Nachrichten Wahrheit genug bleibt, uns vorsichtig und wachsam sein zu lassen und auf unserer Hut zu sein.

Die Ufer des Flusses waren während des Morgens im Allgemeinen niedrig und sumpfig. Jenseits derselben sah man höhere Striche, doch erst in einiger Entfernung vom Wasser, und der dazwischen liegende Raum war von ausgedehnten Morästen bedeckt. Die Strömung riß uns in einen solchen mit großer Gewalt hinein, da wir zufäl-

lig zu nahe am Ufer hinfuhren, und nicht ohne unendliche Anstrengung und Schwierigkeit und vielen Zeitverlust gelang es uns, wieder aus demselben herauszukommen. Die Berge, welche wir am 19. sahen, nahmen nun mit dem Flusse gleiche Richtung, der hier ziemlich südöstlich läuft. Das westliche Ufer ist niedrig, das entgegengesetzte wird von einer doppelten Bergkette begränzt, welche sehr fruchtbar schien und bis zum Gipfel hinauf mit Grün bedeckt ist. Nachmittags wurden beide Ufer des Nigers fruchtbarer und höher. Wir sahen früh verschiedene kleine, elende Dörfer fast unter Wasser gesetzt und eben so außerordentliche weitläuftige Reisfelder in ungeheurer Entfernung von jeder menschlichen Wohnung. Doch konnte man nur die Spitzen der Aehren erkennen. Außerdem zeigte sich nirgends angebautes Land.

Späterhin wurde das Feld fruchtbarer und angenehmer; die Landschaft zeigte viel mehr Abwechslung. Um 11 Uhr kamen wir bei einer großen Handelsstadt vorbei, die uns links und am Fuße eines hohen Berges dicht am Ufer lag. Der Berg hing selbst über sie herein und schien jeden Augenblick darauf zu fallen. Wir fragten bei unsern Leuten nach ihrem Namen; sie wußten aber nichts davon und die Zeit war zu kostbar, um anzuhalten, obschon mehrere Kanoes dicht bei uns hinfuhren. Wir sahen eine erstaunliche Menge Fahrzeuge am Ufer, alle gebaut, wie die auf dem Bonny- und Calabarflusse. Auch dies ist also wieder ein Zeichen von Verbindung mit den Bewohnern von den letzten und bestätigte unsere Meinung, daß wir der See näher kommen. Eine große Menge Kanoes ging auf dem Strome hin und her. Einige fuhren dicht bei uns vorüber

und ihre Mannschaft sah uns mit Erstaunen an, ohne aber sich mit uns in ein Gespräch einzulassen. Es ist recht fatal für uns, daß wir nicht im Stande sind, uns mit diesen Leuten zu unterhalten. Leicht kann es später noch ernste Nachtheile haben.

Weit und breit konnten wir nichts als große, offene, wohlgebaute Dörfer auf beiden Seiten des Flusses sehen, besonders am östlichen Ufer, und dazwischen lagen große Strecken mit Weide bedecktes oder schon zum Anbau vorgerichtetes Land. Die Natur scheint hier mit nichts sparender Hand ihre Wohlthaten ausgestreut zu haben. Doch wir hielten bei keinem dieser so freundlichen Orte an, sondern setzten unsere Reise fort, bis die Sonne unterging und unsere Leute müde wurden, wo wir dann in einem Dörfchen auf einer Insel in der Absicht landeten, die Nacht hier zu schlafen. Anfangs trauten die Einwohner unsern Absichten nicht und erschraken bei unserm Erscheinen. Sie sahen uns kaum, als sie das Kriegsgeschrei erhoben und jeder Mann, jedes Weib, mit Schwert und Dolch, Bogen und Pfeil bewaffnet, eine drohende, beunruhigende Stellung annahmen. Wir riefen ihnen lustig in der Haussasprache zu, allein sie waren nicht im Stande, unsere Worte und Geberden zu verstehen. Zum Glück kam ein Paar Minuten nachher ein Weib, das etwas der Haussasprache mächtig war, nach dem Ufer herunter und sagte ihnen, daß wir Freunde, daß wir Christen wären, welche den Fluß hinab in ihre Heimath reis'ten, aber nicht beabsichtigten, sie zu bekriegen. Sie wiederholte dies allen denen, die um sie herumstanden, und so gelang es ihr, aber nur zum Theil, ihre Vorurtheile und den Verdacht zu beseitigen.

Wäre dies Weib nicht noch zeitig genug angekommen, so würden wir sicher eine volle Lage von Pfeilen erhalten haben, denn man hielt uns erst für Falatahs und wir bemerkten, wie ihnen erst diese Frau das Gegentheil einredete. Indessen die Insulaner konnten oder wollten wohl nicht uns ein Nachtquartier verschaffen, was nun unsern Erwartungen ganz entgegen war. Umsonst baten wir sie so dringend wie möglich, uns diese Gefälligkeit zu beweisen; umsonst versicherten wir ihnen, daß die roheste, verfallenste Hütte unserer Absicht genüge, denn um Dinge von solcher Kleinigkeit bekümmerten wir uns nicht. Aber sie blieben für alle unsere Bitten taub und da sie doch fürchteten, daß wir endlich mit Gewalt unser Verlangen durchsetzen möchten, so gaben sie sich alle mögliche Mühe, uns zu bestimmen, doch ein wenig weiter zu fahren, wo wir in eine Stadt von ansehnlicher Größe, Kakunda genannt, kommen würden. Wir erinnerten uns gar wohl, daß die Leute in Egga uns sehr gerathen hatten, hier anzuhalten. Es gäbe, sagten sie uns, in Kakunda Ueberfluß an Lebensmitteln, und wir würden von den Einwohnern sehr aufmerksam behandelt werden und Freunde aus Funda finden, welche die Haussasprache verständen.

Demnach verließen wir dieses Dorf, wurden aber fast gleich unmittelbar angerufen, zurückzukommen und die Nacht über dazubleiben. Unsere Mannschaft war darüber sehr froh, da sie sich erschöpft fühlte, und kämpfte mit Kraft gegen die Strömung an. Allein sie war so heftig, daß wir, statt dem Dorfe uns wieder zu nähern, wohl sahen, wie wir immer weiter davon abkamen. Es blieb demnach kein Mittel, da sich das Unnütze des Versuches gezeigt

hatte, als dem uns vorher von den Insulanern gegebenen Rathe zu folgen und so fuhren wir denn auf dem Strome hinab.

Kakunda liegt am westlichen Ufer des Niger und nicht weit von demselben, so daß es den Vortheil hat, sich ungemein hübsch darzustellen. Den einzigen Weg zur Stadt bilden krumme Canäle, die einen ungesunden Morast durchschneiden, welcher wohl eine Stunde breit ist. Es war Abend, als wir anlangten. Fast erschraken die Einwohner bei unserm Erscheinen, allein am Ufer bewillkommte uns bald ein alter mahomedanischer Priester, und brachte uns in eine herrliche bequeme Hütte, die erst einem Prinzen zum Aufenthalt gedient hatte und nun die Wohnung eines Schulmeisters war. Der alte Mann war aus Cuttumcurrafie gekommen. Er hatte, seiner Erzählung nach, gehört, daß im Reiche Burgu zwei Christen sich aufhielten und gleich vermuthet, wie wir es wären. Die Wohnung, in welche er uns führte, ist die größte, welche wir hier je gefunden haben und wird von ihm benutzt, den Kindern Kakunda's mahomedanische Gebete beizubringen. Der alte Mann scheint lebhaften Antheil an uns zu nehmen, denn kaum sah er, daß die Einwohner bei unserer Landung sich fürchteten, so bemühte er sich auch, ihnen Ruhe einzuflößen; wir wären harmlose Leute, sagte er, und nahm uns gleich unter seinen Schutz. Er bemerkte nun, daß in einiger Entfernung von der Stadt eine Hütte für uns eingerichtet worden sei; da aber äußerst heiße und erschöpfende Witterung war, so zogen wir es vor, lieber zu bleiben, wo wir waren, und dachten, daß doch keine Wohnung, die wir erhielten, so groß und luftig sein könne, wie diese.

Und so baten wir ihn um Erlaubniß, bei ihm bleiben zu dürfen, was der alte Mann herzlich gern zufrieden war.

Man sagte uns, daß der Fürst von Kakunda wohl gegen zwei Stunden weit von dem Orte, wo wir jetzt sind, und zwar am Marktplatze wohnt. Der alte Mallam wollte uns nicht gestatten, zu ihm zu gehen und ihn zu besuchen, sondern versprach uns, einen Boten an den Bruder des Häuptlings zu senden, daß er morgen früh kommen und uns besuchen möchte: ein Vorschlag, den wir uns herzlich gern gefallen ließen. Man sandte uns wohl zehn Gallonen Bier nebst etwas gutem gestampften Mais und gedämpften Hühnern zum Abendessen. Als wir ein recht frohes Mahl eingenommen hatten, gingen wir dankbar zur Ruhe.

Der Fluß läuft zwischen hier und Egga in einer Schlangenlinie, zwischen Süd und Südost. Es giebt mehrere Inseln darin, die alle angebaut und bewohnt sind. Die Strömung ist stark; sicher legt man in einer Stunde das Doppelte des Weges zurück, wenn wir nach der Schwierigkeit urtheilen dürfen, mit der wir gegen sie anruderten, ohne doch dem eben verlassenen Eilande einigermaaßen nahe zu kommen. In der Nähe desselben, das mehr nach dem nördlichen, als dem südlichen Ufer hin liegt, ist das erstere ziemlich niedrig, aber doch gut angebaut, und bleibt tiefer hinab immer niedrig, bis Kakunda gegenüber. Das südliche Ufer liegt höher. Wir erfuhren, daß die Stadt, welche wir heute morgen etwas unterhalb Egga am linken Ufer sahen, die Herrschaft keines Fürsten anerkennt, sondern eine jede auf den beiden Gestaden des Flusses von da an ihrem

eignen Häuptling gehört. Das Nuffiegebiet hat in Egga sein Ende.

Sonnabend, 23. October. Kakunda, genau gesprochen, besteht aus drei oder vier Dörfern, die alle ansehnliche Größe haben, aber, obschon in sehr geringer Entfernung von einander, nicht mit einander zusammenhängen. Sie ist die Hauptstadt eines Königreichs von gleichem Namen, das von Nuffie und jeder andern fremden Macht ganz unabhängig ist. Die Regierungsform ist despotisch und der König oder Fürst mit aller Macht bekleidet, die er aber mäßig ausübt. In allen wichtigen Fällen bleibt er niemals blos bei seiner Entscheidung, sondern befragt auch die Meinung der Aeltesten. Mit Nuffie oder einer andern ansehnlichen Völkerschaft hat Kakunda wenig Verbindung; es beschränkt seinen Handel fast ausschließlich auf die nach Süden hin wohnenden Negervölker. Hier gekaufte Sklaven gehen, sagt man, bis zur See hinab. Was das Aeußere betrifft, so sind die Einwohner meist groß, wohl- und musculös gebaut. Schmuck tragen sie wenig; Schnüre von Carniolen, die in Nuffie häufig gefunden werden, ohngefähr wie ein Herz gestaltet, glatt, flach, sehr polirt, sind zu dem Zweck am meisten beliebt und in vielen Fällen die einzige Zierde. Die einzige Kleidung, welche man trägt, ist ein Stück Baumwollenzeuch, um die Hüften geschlungen. Sie fabriziren es selbst und färben es auf verschiedene Art, wie es der Geschmack des Besitzers heischt. — Die Frauen tragen kleine silberne Ohrringe, brauchen aber keine Schminke und färben sich überhaupt mit keinem Stoffe.

Die Landeserzeugnisse bieten nichts Besonderes dar

und was Fabrikate von Tuch u. s. w. betrifft, so stehen die Einwohner hier den Nachbarn sehr nach. Die Nuffiesprache versteht man hier nicht, so nahe dies Reich auch ist, allein fast in jedem Orte, den wir besuchten, wird die Haussasprache von mehrern Bewohnern fließend gesprochen.

Der Häuptling entschuldigte sich heute morgen, daß er nicht vorsprechen könne, sandte aber statt seiner den Bruder, und ließ uns melden, wie angenehm ihm unsere Ankunft sei; mit der größten Freude heiße er uns willkommen.

Um 11 Uhr nämlich kam ein großes mit zwei Ruderbänken versehenes Kanoe, von vierzehn Mann geführt, und bald ergab sich's, daß des Königs Bruder darin sei, uns zu besuchen. Er wurde bei der Landung mit dem Abfeuern von fünf alten rostigen Musketen begrüßt. Gleich darauf kam ein Abgeordneter zu uns und meldete, daß er bereit sei, zu uns zu kommen. Ich ließ ihm sogleich sagen, wie ich um seinen Besuch bäte. Jetzt erschien er, von einer Menge Diener begleitet, und im Namen des Königs machte er uns einige Guranüsse, einige Yams und eine übergroße Menge Bier zum Geschenk. Alles war in mahomedanischer Art gekleidet, ob sie schon Heiden sind, und Jedermann erschien sehr reinlich. Mehrere Gallonen starkes Bier wurden uns ebenfalls in großen Kalabassen von den wohlhabendern Bewohnern der Stadt geschickt. Unsere Zusammenkunft war sehr freundschaftlich; wir schüttelten ihm herzlich die Hände und theilten ihm dann gleich unser Verlangen mit. Als ich eine Ziege sah, die er mitgebracht hatte, sagte ich ihm, daß es uns leid thäte, so ein ansehnliches Geschenk von ihm zu erhalten, da wir ihm nichts, was seines Bruders würdig wäre, dagegen geben

könnten; durch unsern langen Aufenthalt im Lande wären alle unsere Geschenke vor der Ankunft in Kakunda weggegeben worden. Jetzt nahm ich ein Paar silberne Armspangen heraus und bat ihn, sie seinem Bruder mit der Bemerkung zu überreichen, daß wir nichts besseres zu geben hätten. Er nahm sie, ohne aber dem Scheine nach viel dadurch angezogen zu werden oder sich überhaupt darum sehr zu bekümmern. Dagegen gewahrte er, sich in der Wohnung umsehend, manche Kleinigkeiten, an denen er Behagen fand, und da sie keinen Werth für uns hatten, schenkten wir sie ihm sehr gern. Daß er darüber viel Freude hatte, machte uns nicht weniger Vergnügen.

Wir waren nun recht gute Freunde geworden und so machte er uns denn allgemach eine furchtbare Schilderung von den Einwohnern stromabwärts. Er wünschte, daß wir nicht daran dächten, zu ihnen zu gehen, sondern den Heimweg in der Richtung zurücknähmen, wie wir gekommen wären. Mit vielem Nachdruck sagte er zu uns: „Geht ihr den Fluß hinab, so werdet ihr sicherlich in ihre Hände fallen und ermordet werden!“ — „Wir müssen gehn, mögen wir beim Leben bleiben oder darüber sterben, und zwar morgen schon!“ erwiederte ich, indem ich nun fragte, ob er uns einen Führer mitgeben wollte, der uns doch, wenn er von so einem mächtigen Manne käme, wie der Fürst von Kakunda sei, Sicherheit gewähren könne. Allein gleich antwortete er: „Nein, wenn ich so etwas thäte, so würden ihm die Leute in der nächsten Stadt gleich den Kopf abhauen! Doch,“ setzte er hinzu, „wenn ihr euch nicht von mir bereden lassen wollt, zurückzugehen und euer Leben zu erhalten, so müßt ihr wenigstens nicht

bei Tage von hier aufbrechen, sondern bleiben, bis die Sonne untergeht. Dann mögt ihr eure Fahrt antreten. Ihr kommt da bei der gefährlichsten Stadt mitten in der Nacht vorbei und so vielleicht mit dem Leben durch." — „Haben denn die Leute Flinten oder große Kanoes?" fragten wir ihn. „Ja!" war seine Antwort, „in großer Menge. Sie sind ein mächtiges und zahlreiches Volk und kein Kanoe kann am Tage den Fluß hinabfahren, ohne von ihnen angegriffen und geplündert zu werden. Selbst in der Nacht sind alle unsere Kanoes, die von hier abgehen, genöthigt, sich in bedeutender Zahl zusammenzuhalten und fest bei einander zu bleiben, um, wenn sie erblickt werden, ein furchtbares Ansehn zu haben."

Wir hatten durchaus keinen Grund, diese Nachrichten in Zweifel zu ziehen. Da wir wohl wissen, wie wenig wir vermögen, wenn wir von so furchtbaren Patronen angegriffen werden, so beschlossen wir, des Nachts zu reisen, wie es die andern Leute hier machen, indem wir morgen Abend um halb fünf Uhr aufbrechen wollten. Ich theilte dem Bruder des Fürsten diese Absicht mit und er schien ganz erfreut. Ohne Zweifel hat dieses feste Benehmen, das wir überall gezeigt haben, diese scheinbare Verachtung aller Gefahr, indem wir die schrecklichen Erzählungen, die wir hörten, nie groß achteten, auf die Gemüther der Einwohner großen Eindruck gemacht und ihnen sicher den Glauben eingeflößt, daß wir übernatürliche, mit mehr als gewöhnlichen Eigenschaften begabte Wesen seien. Als wir unserm Freunde dies eröffnet und ihm alle Kleinigkeiten, die er wünschte, gegeben hatten, entfernte er sich mit dem Geschenk für den Fürsten, seinen Bruder.

Die wenigen Dinge, welche wir diesem sandten, genügten ihm doch, so unbedeutend sie waren, vollkommen; er nahm sie viel freundlicher auf, als wir gehofft hatten und ersuchte uns recht ernstlich, ihm doch ein Paar Talismans zu schreiben, davon der eine ihm stets Friede und Wohlfarth in seinem Reiche gewähren, der andere allen Zank, Streit und alle Unruhe auf dem Marktplatze abhalten, dem Blutvergießen, was jetzt mehrmals statt gefunden hatte, daselbst entgegenwirken, auf den Markt selbst eine größere Zahl von Käufern und Verkäufern ziehen sollte, woraus sich denn eine verhältnißmäßige Steigerung des Zollertrags ergeben müßte. Noch ein anderer Zauberspruch, den er von uns haben will, soll die Tugenden eines Schutzmittels haben und jedermann beim Baden vor den Zähnen der Krokodile bewahren, welche den nahen Morast in großer Anzahl behelligen und angeblich vor Kurzem mehrere Kinder entführt oder zerrissen haben. Noch ein anderer soll noch mächtiger sein und bewirken, daß ein Fluß in der Nähe, welcher bisher immer im Sommer austrocknete, stets das ganze Jahr hindurch voll Wasser sei und seinen Lauf behalte.

Alle Stände sind fest überzeugt, daß wir die schwarze Kunst besitzen oder doch mindestens ein Wunder zu thun vermögen, und darum glauben sie, daß es uns nur eine Kleinigkeit ist, so einen Talisman zu schreiben, verglichen mit dem, was wir könnten, wenn wir unsere ganze Kraft aufbieten wollten. Ein Versuch, die unwissenden, leichtgläubigen und getäuschten Menschen eines Bessern zu belehren, würde, wir wissen es wohl, zu nichts dienen und helfen, wohl aber fürchten wir, daß es gefährlich sei, und

so wagen wir nicht, uns mit ihrem Aberglauben, ihren Vorurtheilen, in Streit einzulassen, sondern bequemen uns nach ihren Wünschen und lassen sie in Frieden ihrer Meinung nachhängen.

Mehrere aus der Stadt brachten uns kleine Geschenke von Guranüssen, Chili- und Cayennepfeffer, ein bischen Fisch oder sonst so eine Kleinigkeit, in der Hoffnung, unter Gestalt eines Talismans den Werth hundertfach ersetzt zu erhalten. Alle Tage wurden wir von einem jungen Mann gequält, der einen wünschte, um dadurch in den Stand gesetzt zu werden, recht viel Fische zu fangen. Der arme Mann folgte uns überall nach, wie ein Kind, das ein Spielwerk haben möchte, und bot uns eine Menge Kleinigkeiten, die er geben konnte, z. B. Bier, Guranüsse u. s. w. Sicher hätte er uns alles geopfert, was in seinen Kräften stand, so groß war der Glaube, daß wir die Macht besäßen, ihm die Mittel zu schaffen, durch den Fischfang reich zu werden. Da wir ihn nicht, ohne seine Bitten zu erfüllen, loswerden konnten, so gaben wir ihm endlich ein Stückchen Papier mit einem durchaus nichtssagenden Geschreibsel. Kaum hatte es der arme Schelm in Händen, als er es sehr ernsthaft ansah und dann ans Ende seiner Angelruthe befestigte. Jetzt eilte er freudig zum Fischfangen fort und wünschte sich ohne Zweifel schon zu dem großen Fange Glück, den ihm der Zauberspruch schaffen würde.

Man sieht mit Schmerzen die traurige Unwissenheit, den Aberglauben, womit die Gemüther der Menschen hier befangen sind. Doch ist dies nicht auf Kakunda allein zu beschränken. In Egga und andern Orten stromaufwärts

ist es eben so schlimm. Sie sind für den ersten Eindruck empfänglich und leicht zu betrügen; mithin lassen die armen Geschöpfe natürlich Alles für Wahrheit gelten, was ihnen gesagt wird. Ihr Glaube an Zaubersprüche, an die Macht der weißen Männer darf nicht Wunder nehmen. Das Erstere wird ihnen von den mahomedanischen Mallams beigebracht, und diese sind, was die Kraft aller von uns kommenden Talismane betrifft, eben so leichtgläubig, wie die Einwohner selbst.

Bei ihrem Fischfange haben die letzteren viel Glück. In der Regel brauchen sie eine Angel mit einem Stück Eisen am Ende der Schnur, das hakenförmig gebogen ist. Als Köder dient ihnen ein dicker Wurm und noch öfterer ein Stück Fisch. Die Leine wird von zähem Grase nett geflochten. Bei solchen Fahrten geben sie sich öfters den Angriffen der Alligators sorglos preis, obschon deren sehr viele im Flusse sind und sie oft ihr Opfer werden. Auch beim Wasserholen aus dem Flusse gerathen sie oft in ihre Klauen. Sie tödten übrigens das Krokodil und essen das Fleisch wie das der Flußpferde, welche ebenfalls sehr zahlreich sind. Nach den Eiern des ersteren sind sie ebenfalls sehr begierig.

Der Fürst einer benachbarten Gegend und ein Betrüger besuchten uns. Letzterer giebt sich für den Sohn des Ederesa, des Exkönigs von Nuffie, aus. Beide aber täuschen sich, wie ihre mindere Ansprüche machenden Brüder, gewaltig, wenn sie hoffen, ansehnliche Geschenke zu erhalten, denn täglich schrumpfen die wenigen uns noch verbliebenen Gegenstände mehr zusammen und wir dürfen nicht verschwenderisch damit umgehen.

Wie in Egga werden wir auch hier von den Mallams ernstlich gebeten, zwei oder drei Tage zu verweilen, um den Handelsleuten Gelegenheit zu geben, uns nach Bocqua zu begleiten. Jeder sagt uns, daß wir in Lebensgefahr kommen, wenn wir nicht diese Vorsichtsmaaßregel nehmen. Auch schildern sie die Sitten aller Völkerschaften tiefer am Ufer des Niger hinab als äußerst gefährlich. Sie werden für Straßenräuber ausgegeben, die weder ein Gesetz noch irgend eine Ordnung kennen, die unter keinem König leben und keine menschliche Herrschaft walten lassen die mit einem Worte einen Staat wilder Wegelagerer bilden. Wir hören hier nichts, als Geschichten von den Einwohnern Egga's, wie sie, den Markt in Bocqua zu besuchen, um dort zu handeln, genöthigt sind, in Compagnieen von zehn oder zwölf Kanoes zu segeln, um sich gegenseitig Muth einzuflößen und Beistand zu leisten. Aber dessenungeachtet wagen sie es nicht, am Tage zu fahren, sondern gehen bei den Orten, die sie für gefährlich achten, in der finstern Nacht vorüber, wo die Furcht, angefallen zu werden, am geringsten ist. Solche Märchen gerade, wie die des Bruders vom König, werden uns mitgetheilt, uns an der Abreise zu hindern.

Der König von Yarriba konnte wohl Bedenken tragen, den Kapitain Clapperton oder uns selbst nach den Ufern des Niger abgehn zu lassen, da er ja wußte, daß er weder eine einzige Stadt so weit nach Osten hin, noch einen einzigen Unterthan von Yaourie bis zur See habe. Oberhalb Egga bis Wowau wird das westliche Ufer des Flusses, welches seinen Großsprechereien nach in sein Gebiet gehört, blos von Nufanchies zahlreich bewohnt, und

unterhalb dieser Stadt von fremden, einzelnen Stämmen bevölkert, die nie seinen Namen gehört, noch einen Laut von seiner Macht, seinem Ruhm vernommen haben. Zum erstenmale sahen wir hier, daß die Einwohner die Sitte haben, sich zu bezeichnen, um ihren Stamm von andern gleich unterscheiden zu können. Das Kennzeichen des Kakunda-volkes besteht aus drei Einschnitten im Gesicht vom Schlafe nach dem Kinne zu, die ihnen ein wunderliches Ansehen geben.

Die Einwohner hier sind ein sanftes, harmloses, niemanden beleidigendes, ja selbst recht fleißiges Völkchen. Ihre Hütten gehören zu den größten und reinlichsten, die wir im ganzen Lande gefunden haben. Unser alter Freund, der Schulmeister, sagt uns, daß wir bald beim Tschadda-flusse vorbeikommen, der nur eine Tagereise tiefer hinab in den Niger fällt. Er war überhaupt ein sehr gesprächiger Mann und erzählte daher auch, daß die Stadt Funda nicht an den Ufern des Quorra, sondern drei Tagereisen aufwärts von Tschadda läge. Seinem Berichte nach ist der Tschadda ein großer Strom, fast so ansehnlich, wie der Quorra. Kanoes, sagte er, gehen häufig den Tschadda hinauf nach Bornu und von hier betrage der Weg auf dem Tschadda dahin nur funfzehn Tagereisen. Die Länder Jacoba und Adamowe wären mit Bornu im Friedenszustande und von beiden Orten die Verbindung dahin sowohl zu Wasser, wie zu Lande offen. Die heidnisch[illegible] Stämme fürchten, scheint es, alle gar sehr einen A[illegible] der Falatahs, wenn die trockne Jahreszeit eintritt. [illegible] Tschadda hat einen sehr ruhigen Lauf und wird [illegible] Kanoes beschifft. Eine Stadt Cuttumcurrafie [illegible]

wir schon erwähnt haben, liegt seiner Mittheilung zufolge am Zusammenflusse des Tschadda mit dem Quorra.

Sonntag, 24. October. Die Kinder der angesehenern Einwohner Kakundas werden schon in sehr frühem Alter der Aufsicht unsers freundlichen Wirthes, des Schulmeisters, anvertraut, der sie einige mahomedanische Gebete lehrt, doch nur alle, welche er selbst in der arabischen Sprache kennt. Darin besteht die ganze Erziehung. Die Knaben sind in den Stunden fleißig und stehen jeden Morgen zwischen Mitternacht und Sonnenaufgang auf, um bei der Lampe ihre Gebete abzuschreiben, worauf einer nach dem andern sie dem Schulmeister vorlies't. Der Aelteste macht den Anfang. Es geschieht dies in einem schreienden, gellenden und so lauten Tone, daß man ihn wenigstens eine kleine Viertelstunde weit hören kann. Bei den Eltern gilt dies als ein Zeichen von Vortrefflichkeit. Wer die stärkste Zunge und vernehmlichste Stimme hat, wird für den besten Schüler gehalten und demgemäß geliebkos't.

Die Mahomedaner thun sich zwar auf ihre Kenntnisse erstaunlich viel zu Gute; sie prunken mit ihrer Gelehrsamkeit, mit ihrer geistigen Ueberlegenheit über ihre Genossen, aber sind sich doch auch sehr gut bewußt, wie weit wieder die Weißen vor ihnen den Vorzug behaupten, denn sie haben so manche wunderbare Erzählungen von Europäern gehört und der Ruf dieser hat sich mit einer Trompetenstim-
unter allen Völkern und Völkerschaften im Innern aus-
tet, so daß sie mit übernatürlichen Wesen auf gleiche
gestellt werden. Zum Beweise hiervon dient, daß ein
der selbst Talismane schreibt, sich heute dringend
um einen solchen bewarb, der seinem Wunsche

nach so außerordentliche und erstaunliche Kräfte besitzen solle, daß er ein Wunder im ganzen Lande sei. Daß es in unserer Macht, aber nur in derselben, stehe, diesem Verlangen zu entsprechen, war seine feste Ueberzeugung und wir konnten ihn durch nichts bereden, solches Verlangen aufzugeben. Er brachte uns einen großen Topf Bier und wollte die Hütte nicht eher verlassen, bis er das Versprechen erpreßt hatte, daß wir ihm ein von ihm so demüthig erbetenes Papier geben wollten. Eben so sind wir durch andere Anträge ähnlicher Art in Verlegenheit gesetzt worden und die schreckliche Zudringlichkeit der Armen, die sich an uns wenden, hat uns entsetzliche Unruhe verursacht. In allen hartnäckigen Fällen der Art fanden wir es am besten, das Beispiel von Park nachzuahmen, d. h. den abergläubischen Leuten eine Abschrift vom Vater Unser zu geben, die wenigstens keinen nachtheiligen Einfluß haben kann.*)

Der Bruder des Fürsten stattete uns heute morgen wieder einen Besuch ab und bemühte sich, uns durch jeden nur erdenkbaren Grund zu bestimmen, unsere Reise unsertwegen zwei bis drei Tage aufzuschieben, bis mehrere Ka-

---

*) Damit man die Unwissenheit der Menschen dort nicht zu lächerlich finde, so denke man an die Zettel mit sinnlosen +++ und Buchstaben, womit die gebildeten Europäer oft das Fieber, die Gicht, die Würmer u. s. w. zu heilen gedenken. So machte vor etwa 10—15 Jahren in Leipzig, auch unter den höhern Ständen, ein Schneider mit einem sorgfältig verwahrten Zettel viel Glück, der, an den Leib gehängt, die Gicht vertreiben sollte. Ich könnte ein Paar fast weltbekannte Männer nennen, die ihn deshalb kommen ließen. Von den Lucaszetteln und denen, die durch Kapuziner u. s. w. in Cours kommen, wollen wir gar nicht sprechen.

D. Ueb.

nces aufgebracht wären, die uns Gesellschaft leisten könnten. Er suchte uns wieder die Gefahr recht anschaulich darzustellen, die wir unvermeidlich zu erfahren hätten, wenn wir allein zu gehn entschlossen blieben. Indeß ergab sich uns offenbar aus allem. was er sagte, daß Habsucht sein vorherrschender Grund war, und so zollten wir seinen Bemerkungen kaum andere Aufmerksamkeit, als daß wir einwilligten, bis Nachmittag auf einen Mann zu warten, der uns als Führer nach Bocqua, den so oft besprochenen Handelsplatz, begleiten soll. Unterhalb desselben sind die Bewohner minder raubsüchtig und wir haben dann weniger von ihnen zu fürchten.

Das Bild, welches uns des Fürsten Bruder von einem Volke gemacht hat, das eine Tagereise von hier haus't, ist zu schauderhaft in der Beschreibung. Dem gewöhnlichen und allgemeinen Sprüchwort zufolge: Was jedermann sagt, ist wahr, glauben wir doch auch allmälig an die so oft wiederholten Gerüchte von der Wildheit und Grausamkeit der Menschenrace, die auf beiden Seiten des Niger zwischen Kakunda und Bocqua wohnt, wenn wir auch noch so viel für Uebertreibung abrechnen, da die Leute hier das Wunderbare lieben und im Stande sind, den geringsten Umstand zu dem wichtigsten Ereignisse zu vergrößern.

Der Nachmittag kam heran; wir fragten umsonst nach dem versprochenen Führer, allein sahen wohl, daß der Fürst oder sein Bruder nicht Lust hatte, sein Wort zu lösen. So machten wir denn auf der Stelle Anstalt, die Stadt zu verlassen, was dem Letztern äußerst unangenehm war. Er klagte jämmerlich und wendete, mit Ausnahme wirkli-

cher Gewalt, alles an, uns zur Aenderung des Entschlusses zu bewegen.

Um drei Uhr beteten wir zu dem allmächtigen Lenker aller menschlichen Schicksale um Schutz auf unserer fernern Reise; er wolle seine alles erhaltende Macht auch auf uns unter den wilden Barbaren ausdehnen, durch die wir, unserm Schicksal zufolge, zu gehen genöthigt waren. Nachdem dies geschehen war, befahlen wir Pascoe und der Mannschaft, mit der Ladung des Kanoes zu beginnen. Ich werde die armen Teufels nie vergessen, sie schwammen alle in Thränen und zitterten vor Furcht. Einer von ihnen, Antonio, vom Bonnei gebürtig und Sohn des verstorbenen Fürsten an diesem Flusse, der uns vom Klinker mitgegeben worden war, zeigte sich eben so ergriffen, wie die übrigen, aber aus einem andern Grunde. Seinetwegen trage er keine Sorge, sagte er; sein Leben habe keine Bedeutung. Er fürchte einzig die Ermordung von mir und meinem Bruder. Uns liebe er zärtlich; mit uns sei er gewesen, seit wir die See verließen, und sähe er uns tödten, so sei ihm dies so schmerzlich, als wenn er selbst sterben müsse.

Halb vier Uhr Nachmittags sagten wir, unsern Plan verfolgend, den Einwohnern Kakunda's Lebewohl und nachdem alles ins Kanoe gebracht war, alle Leute an ihren Plätzen saßen, schifften wir uns ein und stießen, in Gegenwart zahlreicher Zuschauer, von der Küste ab. Wir arbeiteten uns mit unglaublicher Mühe durch den Morast, ehe es uns gelang, in den Strom zu kommen. Die armen Einwohner sahen uns mit Erstaunen nach und folgten uns mit den Augen, so lange sie konnten, überzeugt

vermuthlich, daß sie nie wieder etwas von uns hören und sehen würden.

Jetzt waren wir nun wirklich fort und bereiteten uns aufs Aergste vor. „Jetzt, Kinder," sagte ich, als das Kanoe auf dem Flusse hinabglitt, „laßt uns hübsch zusammenhalten. Ich hoffe, daß keiner unter uns weicht, es mag kommen, was da will!"

Antonio und Sam erklärten, daß sie entschlossen wären, bis zum letzten Manne auszuhalten. Den erstern habe ich schon erwähnt, der letztere ist in Sierra Leona geboren, und ich glaube, daß sie, wenn es nöthig ist, ihren Mann stehen. Der alte Pascoe und Jowdie, die schon früher bei mir dienten (I. S. 1), waren mir als zuverlässig bekannt, den neuangenommenen aber, die sich zwar sehr rühmten, besonders wenn sie sahen, daß es nicht anders ging, traute ich nicht weit, da ich noch nie Gelegenheit gehabt hatte, sie auf die Probe zu setzen. Wir ließen vier Flinten und zwei Pistolen mit Kugeln und Schrot laden, fest entschlossen, unsere Gegner, wer sie auch seien, heiß zu empfangen. Jetzt, nachdem wir jede Vorbereitung zum Schutze, die wir für nützlich hielten, gemacht und unserer kleinen Mannschaft Muth zugesprochen hatten, sich wacker zu halten, ließen wir drei tüchtige Hussas erschallen und vertrauten uns nun der Vorsehung an.

Unser Schifflein flog schnell unter den kräftigen, lebhaften Ruderschlägen unserer Leute dahin. Jetzt gab es keine Thränen mehr und ich dachte, als sie mit mehr als gewöhnlicher Kraft das Kanoe forttrieben, daß sie sich aufgelegt fühlten, es mit jedem Fahrzeuge aufzunehmen, welches einen Angriff gegen uns versuchen möchte. Bald nach-

dem wir Kakunda verlassen hatten, nahm der Fluß eine Richtung gerade nach Süden zwischen ziemlich hohen Bergen. Die heftige Strömung dauerte ziemlich in gleichem Maaße fort. Eine Stunde weiter hinab entdeckten wir einen ziemlich schwachen Arm des Nigers, der in westlicher Richtung ging; allein wir waren nicht gewiß, ob es blos eine Einbucht oder wirklich ein Arm sei. Die Ufer desselben waren mit Palmenbäumen bedeckt und hier und da mit kleinen Bergen besäet Gerade uns gegenüber lag eine große, ausgedehnte Stadt, aus der ein heftiges verwirrtes Getöse, wie von einer streitenden Volksmenge oder wie wenn die Wellen der See gegen ein Felsenufer schlagen, herübertönte. Auch andere Städte nahmen wir am westlichen Ufer wahr, aber sorgfältig vermieden wir alle. Der Abend war still und heiter, die Hitze des Tages vorüber, Mond und Sterne gaben uns ein angenehmes Licht; alles war still und angenehm; sanft und schweigend glitten wir den Strom hinab und geraume Zeit sahen wir wenig, was unsere Furcht rege gemacht hätte. Wir hörten nur das leise Rauschen der Blätter, vom Winde bewegt, das Schlagen unserer Ruder, und dann und wann das Plätschern der Fische, wenn sie aus dem Wasser aufsprangen.

Gegen Mitternacht wurden wir Licht gewahr. Es kam aus einem Dorfe, bei dem wir sehr nahe vorbeifuhren, daß wir die Bewohner im Mondschein tanzen, singen und außen vor ihren Hütten kochen hörten. Wir eilten schnell nach der entgegengesetzten Seite, um aus ihrem Bereich zu kommen, aus Furcht, daß hier Gefahr lauern könne. Ein Licht schien uns zu folgen, das sich aber als ein Irrwisch oder so etwas zu erkennen gab. Bald wurde

es uns von den Bäumen verborgen. Nach dem Untergange des Mondes wurde es ziemlich finster und wir konnten den Weg nicht mehr so gut erkennen, wie wir wohl gewünscht hätten. Die Folge davon war, daß wir von der Strömung schnell in einen Strudel getrieben wurden, und ungeachtet aller Anstrengungen in einen engen, seichten Canal kamen, den der ausgetretene Fluß gebildet hatte. Zwei Stunden angestrengte Arbeit reichten kaum hin, das Flußbett wieder zu gewinnen. Längs einer Reihe hoher Berge hatte der Strom die Richtung nach Südost und wir kamen bei einer großen Menge Inseln vorbei.

Montag, 25. October. Um 1 Uhr nach Mitternacht nahm der Niger eine süd-südwestliche Richtung und lief zwischen ungeheuer hohen Bergen hin. Früh um 5 Uhr hatten wir einen sehr ansehnlichen Fluß ziemlich gerade vor uns, der sich von Osten her in den Niger einmündete. Er schien gegen anderthalb Stunde Breite in seiner Mündung zu haben und am Ufer sahen wir eine große Stadt, von der ein Theil längs diesem, der andere am Quorra hin lag. Erst vermutheten wir, daß er ein Arm vom Niger sei, der seine Richtung abwärts von uns nehme, und schlugen daher den Weg dahin ein. Indem wir aber ein klein Stück hinfuhren, merkten wir bald, daß wir die Strömung gegen uns hatten und sie immer stärker wurde, je mehr wir hineinkamen. So waren wir genöthigt, den Versuch aufzugeben und wurden bald wieder in den Niger zurückgeleitet.

Unter solchen Umständen fuhren wir zwar vorbei, beschlossen aber, bei der ersten passenden Gelegenheit näher

Erkundigung darüber einzuziehn, da wir den Schluß gemacht haben, daß dies der Tschadda und die eben bemerkte Stadt jenes Cuttumcurrafie sei, welches uns der alte Mallam genannt hatte.

Der Morgen war düster und trübe, aber sobald die Sonne zum Theil die Nebel zerstreut hatte, welche über den Thälern und auf den kleinen Bergen lagerten, konnten wir auch die unregelmäßig gebildeten Berge sehen, die fast bis dicht an den Wasserspiegel vortraten und deren Höhe wir früher nicht einmal hatten muthmaßlich bestimmen können, weil ihre Spitzen in Wolken verhüllt, oder von Dünsten bedeckt waren, welche jetzt an ihrer Seite hinstreichen. Eine doppelte Kette hoher Berge stellte sich jenseits derselben dem Blicke von Südosten her dar und nordwestlich zog sich eine andere Kette, minder hoch, hin, so weit das Auge sehen konnte. Alle erschienen sehr unfruchtbar. Die auf der Nordwestseite bestanden aus großen Massen und glichen denen, welche wir in Yarriba unter dem Namen der Königsberge gesehen hatten.

Um sieben Uhr schien der Niger von Inseln in der Mitte und von allen Morästen an den Ufern frei zu sein. Letztere waren schön bewaldet und viel höher, als wir sie seit langer Zeit bemerkt hatten. Da er über ein felsiges Bett floß, so war seine Oberfläche gewaltig voll Wellen. Beinah um diese Stunde fuhr ein Kanoe bei uns vorbei, das, wie man uns gesagt hatte, ganz anders, wie unser Fahrzeug, gebaut war. Es glich in der Form sehr einer gewöhnlichen Fleischermulde und hatte Sitze, wie man sie an vielen Orten der Küste benutzt. Acht oder zehn kleine Jungen ruderten unter Gesang und standen unter der Auf-

sicht eines ältlichen Mannes, der in der Mitte des Kanoes saß. Der Schlag ihrer Ruder wurde durch eine besondere Art von Pfeifen in Ordnung gehalten, das von Zeit zu Zeit mit dem Munde bewerkstelligt wurde. Mit Vergnügen gewahrte man die Schnelligkeit, womit sie das kleine Fahrzeug gegen den Strom trieben. Während der frühen Morgenstunden nach Tagesanbruch kamen wir bei vielen Dörfern vorbei. Die Ufer waren mit Palmenbäumen und angebauten Feldern geschmückt, die sich bis an den Fuß der Berge und in den Thälern dazwischen hinzogen.

Um 10 Uhr Vormittags passirten wir einen hohen, nackten, weißen Felsen, ganz wie eine Kuppel gestaltet, der mitten aus dem Flusse emporstieg. Er war gegen zwanzig Fuß hoch und mit einer unzählbaren Menge Vögel bedeckt, wegen derer wir ihn den Vogelfelsen nannten. Er ist etwa zwei Stunden von Bocqua entfernt und auf der nämlichen Seite des Flusses. Am sichersten nun schifft man auf der südöstlichen Seite, wo auch der dazu geeignetste, wohl über eine Stunde breite Arm des Stromes ist. Wir hatten die westliche Richtung genommen und wären dadurch bald in einen Strudel gerathen. Mit der äußersten Mühe verhüteten wir, daß das Kanoe nicht mitgenommen und gegen den Felsen geschleudert wurde. Ich sah zum Glück die Gefahr zuerst; da ich bemerkte, daß sich ihr nicht ausweichen ließ, griff ich mit meinem Bruder zum Ruder und wir strengten, unsere Leute aufmunternd, alle Kräfte an, wodurch wir denn das Umwerfen glücklich verhüteten. Der Felsen ist vom nächsten Ufer kaum eine kleine halbe Stunde entfernt und die Strömung geht schneller als eine (deutsche) Meile in der Stunde, so weit wir

es berechnen konnten. Hätte unser Fahrzeug nicht in der Richtung erhalten werden können, so waren wir ohne Hoffnung verloren.

Bald darauf sahen wir einen bequemen Landungsplatz. Die Mannschaft war matt und müde vor Arbeit und Hunger. Wir legten am rechten Ufer an, weil es uns am besten zu unserm Zwecke geeignet schien. Der Fluß ging heute Morgen Süd-Südwest und hatte, wie gewöhnlich, eine bis zwei Stunden und darüber in der Breite. Der finstere, trübe Anblick des Himmels prophezeihte uns einen heftigen Regen oder etwas noch Schlimmeres, was uns bestimmte, unter einem Palmenbaume schnell ein Zelt von Matten aufzurichten. Sobald wir Muße hatten, ein bischen umherzuschauen, ergab sich auch, daß, obschon keine Wohnung irgendwo zu erblicken war, doch der Ort und zwar erst ganz vor Kurzem von vielen Menschen besucht worden war. Wir entdeckten nämlich die Reste von mehrern verloschenen Feuern, mit zerbrochenen Kalabassen und Stücken von irdenen Gefäßen, die rings herum zerstreut waren. Auch eine Menge Kokusnußschaalen und drei oder vier Dauben von einem Pulverfäßchen wurden von unsern Leuten aufgelesen. Diese Spuren flößten uns, so unbedeutend sie waren, angenehme Gefühle und Hoffnungen ein. Der Umstand, daß ein Fäßchen Pulver seinen Weg hieher gefunden habe, überzeugte uns von dem Verkehre, den die nahen Einwohner mit den Europäern, die zu See ankommen, haben müssen.

Der Ort hier war ein hundert Ellen weit von Gras, Gesträuch und aller Vegetation gereinigt, und so kamen wir durch fernere Untersuchung auf den Schluß, daß hier von

Zeit zu Zeit ein Markt gehalten werde. Bald darauf zeigte sich, als drei oder vier von unsern Leuten im Gebüsche herumstrichen, um Holz zum Feuern zu suchen, ein Dorf. Dies setzte sie nicht sehr in Erstaunen; sie gingen in eine Hütte, die ihnen gerade am nächsten lag, um sich etwas Feuer zu holen. Sie trafen zufällig nur Weiber darin, welche aber über die Maaßen erschraken, als so plötzlich und unerwartet ganz fremd aussehende Männer eintraten, eine ihnen ganz unbekannte Sprache redeten, ohne daß sie ihr Verlangen verstehen konnten. Voller Angst stürzten sie hinaus in den Wald, ihre Männer zu warnen, die mit ihren gewöhnlichen ländlichen Arbeiten beschäftigt waren, während unsere Leute ganz gelassen einige brennende Kohlen vom Feuer nahmen und zu uns in einigen Minuten zurückkamen. Sie sagten uns nur mit wenig Worten, daß sie ein Dorf entdeckt, einige angebaute Felder gesehen hätten; zwei Weiber wären bei ihrem Eintreten davon gelaufen.

Wir nahmen dies leichthin, allein freuten uns, daß sie ein Dorf gefunden hatten und schickten Pascoe, Abraham und Jowdie gemeinschaftlich ab, um für uns ein wenig Feuer zu holen und einige Yams zu kaufen. In etwa zehn Minuten kamen sie eilig zurück und meldeten, wie sie im Dorfe gewesen und nach Feuer gefragt hätten, ohne von den Leuten verstanden zu werden. Statt ihre Wünsche zu erfüllen, wären die Bewohner sehr erschrocken gewesen und schnell verschwunden. Durch ihre drohenden Geberden bestimmt, hatten unsere Leute das Dorf schnell verlassen und sich so geschwind als möglich wieder mit uns vereinigt.

Keine Gefahr ahnend, lagen wir auf unsern Matten,

denn, wie unsere Mannschaft, waren auch wir von Anstrengung erschöpft und von Müdigkeit überwältigt, als nach etwa zwanzig Minuten einer unserer Leute laut schrie: „der Krieg kommt! der Krieg kommt!" Mit einem Schreckensgeschrei lief er auf uns zu und erzählte, daß die Einwohner herbeiströmten, uns anzugreifen. Wir sprangen bei dem ungewöhnlichen Rufe auf, sahen uns um und gewahrten eine zahlreiche Partbie fast nackter Männer, die in ziemlicher Unordnung, mit wilden Geberden, gegen unser kleines Lager heranstürzten. Alle waren mannigfach mit Flinten, Bogen und Pfeilen, Messern, Hirschfängern, Spießen, langen Speeren und andern Zerstörungswerkzeugen bewaffnet, und als wir so diese Bande wilder Menschen mit ihren grausamen Blicken und ihren feindlichen Mienen sahen, denen die Waffen in der Hand nicht wenig Nachdruck gaben, so hatten wir ein gar nicht angenehmes Gefühl und wünschten nichts, als glücklich aus ihren Händen zu kommen. Leuten gegenüber, die friedfertig gesinnt gewesen wären, wie wir selbst, hätten wir, da wir ihnen nichts zu Leide gethan hatten, sie ruhig ihre Vorkehrungen können machen sehen; allein unmöglich ließ sich bestimmen, zu welchem Aeußersten dies Zusammentreffen führte und so sahen wir dem Ausgange in der peinlichsten Unruhe entgegen.

Unsere Mannschaft war sehr zerstreut, allein zum Glück bemerkten wir, daß sie nur in einiger Entfernung herankamen, und so hatten wir Zeit, alle zu vereinen. Wir entschlossen uns, wo möglich Blutvergießen zu meiden; unsere Anzahl war zu schwach, um uns die Errettung auf diesem Wege hoffen zu lassen. Die Einwohner kamen in der Zeit sehr nahe und waren nun bereits dicht bei unserm

5*

Palmenbaume. Jetzt durfte kein Augenblick mehr verloren werden. Wir befahlen Pascoe'n und allen unsern Leuten, mit den geladenen Pistolen und Musketen uns eine kleine Strecke zu folgen, schärften ihnen aber ernstlich ein, nicht zu feuern, so lange die Wilden nicht uns angriffen.

Einer der Einwohner, der sich als Anführer zu erkennen gab, ging dem übrigen Haufen einige Schritte voraus; kaum sahen ich und mein Bruder dies, als wir unsere Pistolen zur Erde warfen, die wir im ersten Augenblicke des Schreckens ergriffen hatten, und ganz gelassen, waffenlos ihm entgegen gingen. Indem wir uns näherten, machten wir mit den Händen alle möglichen Zeichen und Bewegungen des Friedens, um ihn und seine Leute abzuhalten, Feuer auf uns zu geben. Der Köcher hing an seiner Seite; sein Bogen war gespannt; ein Pfeil, auf unsere Brust gerichtet, schwebte schon auf den Sehnen, als wir nur noch ein Paar Schritte von ihm waren. Es galt dies als höchst kritischer Augenblick; der nächste konnte unser letzte sein. Doch die Hand der Vorsehung wendete den Pfeil ab, denn eben als der Häuptling die fatale Sehne loslassen wollte, stürzte der ihm zunächst stehende herbei und hielt seinen Arm.

In diesem Augenblicke standen wir vor ihm und streckten ihm die Hände entgegen. Alle zitterten jetzt wie Espenblätter; der Häuptling sah uns mit großen Augen ins Gesicht; er sank auf seine Knie; ein Blitz schien seinen schwarzen, rollenden Augen zu entströmen; sein ganzer Körper zuckte krampfhaft zusammen, als ob er die heftigsten Qualen empfände, und mit einem furchtsamen, aber nicht zu beschreibenden Ausdruck des Gesichts, in welchem sich

alle Leidenschaften des Herzens sonderbar abspiegelten, ließ er das Haupt herabsinken, ergriff unsere dargebotenen Hände und zerfloß in Thränen. Dies war ein Zeichen der Freundschaft; das Einverständniß folgte bald; an Blutvergießen ward nicht mehr gedacht. Friede und Freundschaft herrschten unter uns, und das Erste, was wir thaten, war, den alten Häuptling aufzurichten, um ihn in unser Lager zu führen.

Die Art, wie sich unsere Leute angestellt hatten, machte uns, da die Gefahr vorüber war, nicht wenig Vergnügen. Jetzt hatten wir eine schöne Probe von ihrem Muthe gehabt und wußten nun, auf wen wir bei künftigen Vorfällen rechnen konnten. Pascoe hatte fest auf seinem Posten ausgehalten; er stand noch, die Spitze seiner Muskete auf des Häuptlings Brust gerichtet, da. Er ist ein braver Mann und sagte uns, als wir den Alten in unser Lager brachten: „Wenn die schwarzen Schurken auf einen von Euch losschossen, hätte ich den alten Häuptling wie eine Guineahenne hingestreckt.“ Man konnte sich des Lächelns über die Ehrlichkeit des Burschen nicht enthalten, ob wir schon mit dem alten Häuptling im besten Vernehmen waren, und wir zweifeln eben gar nicht, daß er sein Wort gehalten hätte. Was unsere zwei tapfern Leute Sam und Antonio betraf, so hatten sie ihren Fersen vertraut und so schnell als möglich Reißaus genommen, als sie die Wilden durch das lange Gras anrücken sahen. Sie ließen sich auch nicht wieder erblicken, bis der Häuptling mit allen seinen Leuten rund um uns herumsaß, und selbst als sie sich wieder eingestellt hatten, waren sie so erschrocken, daß sie geraume Zeit nicht sprechen konnten.

Jetzt hatten sich nun die bewaffneten Dorfbewohner alle um ihren Anführer versammelt und beobachteten sorgsam jeden seiner Blicke und Geberden. Das Ergebniß der Zusammenkunft erfreute sie; jedes Auge funkelte vor Freude; sie stießen ein Freudengeschrei aus, ließen die blutlosen Pfeile in den Köcher fallen und liefen herum, als ob sie vom bösen Feinde besessen wären. Sie ließen ihre Bogensehnen schwirren, sie schossen ihre Gewehre ab, sie schwengten ihre Speere; sie ließen die Köcher klirren, sie tanzten und brachten den Körper in alle nur mögliche lächerliche Stellungen; sie lachten, schrieen und sangen in schnellem Wechsel, kurz sie glichen einem Haufen Wahnsinniger. Ein wilderes, schrecklicheres Schauspiel ward nie gesehen!

Als der Ausbruch der Leidenschaft, in die sie sich versetzt hatten, endlich in ruhigeres und vernünftigeres Betragen überging, beschenkten wir jeden der Krieger mit einer Anzahl Nadeln, zum neuen Zeichen unserer freundschaftlichen Gesinnungen. Der Häuptling setzte sich auf dem Rasen nieder, und wir beide nahmen ihn in die Mitte, während seine Leute ihre Waffen rechts und links hinlehnten. Anfangs verstand uns kein Mensch, aber bald nachher kam ein alter Mann, welcher die Haussasprache redete. Ihn benutzte der Anführer als Dolmetscher und jeder hörte nun mit gespannter Aufmerksamkeit der Erzählung zu, die er uns zum Besten gab:

„Einige Minuten nach Eurer Landung kam einer meiner Leute, mir zu sagen, daß eine Anzahl fremder Leute auf dem Marktplatze angekommen wären. Ich sendete ihn wieder zurück, mit dem Auftrage, so nahe als möglich hinzuschleichen und zu hören, was Eure Absicht sei; bald kam

er wieder zu mir und meldete, daß Ihr in einer Sprache redetet, die er nicht verstehen könnte. Ich zweifelte nicht, daß Eure Absicht sei, unser Dorf in der Nacht anzugreifen und meine Leute wegzuführen, weshalb ich ihnen befahl, sich zum Kampfe zu rüsten. Wir waren alle bereit und willig, Euch zu tödten und kamen, Rache und Mord athmend, hinab, denn wir vermeinten, daß Ihr unsere Feinde und vom entgegengesetzten Ufer herüber gekommen wäret. Doch als wir nun Euch unbewaffnet begegneten und Eure weißen Gesichter sahen, waren wir alle dermaaßen erschrocken, daß wir die Bogen nicht anziehen und Hand und Fuß nicht regen konnten. Und als Ihr nun näher kamt und die Hände mir entgegenstrecktet, da fühlte ich, wie mein Herz im Innern schmolz, und ich glaubte, daß Ihr „Kinder des Himmels“ vom Himmel gefallen wäret.“

Solchen Eindruck hatten wir auf ihn gemacht und unter der Einwirkung desselben wußte er nicht, was er that. „Und nun, weiße Männer,“ setzte er hinzu, „alles, was ich nöthig habe, ist eure Vergebung!“ — „Die sollst du von ganzem Herzen haben!“ sprachen wir, mit dem alten Häuptling die Hände schüttelnd. Als wir Sorge getragen hatten, ihn zu belehren, daß wir nicht von so einem hübschen Plätzchen herabgekommen wären, wie er sich einbildete, so wünschten wir uns und ihm Glück, weil die Sache so glücklich beendet worden sei. Wir für unsern Theil hatten Ursache, eine unaussprechliche Freude über den glücklichen Ausgang zu empfinden und brachten im Herzen unserm gnädigen Schöpfer ein Dankgebet, ihn preisend für den weisen Schutz, den er uns gewährt hatte, denn der

Allmächtige hatte wahrlich, wie der Psalmist sagt, unsere Seele vom Tode und unsere Füße vor dem Fallen gerettet, und uns bewahrt vor dem Schrecken bei Nacht und dem Pfeile, der am Tage fleugt; vor der Pestilenz, die im Finstern wandert und der Krankheit, die um Mittag verdirbt. Wir dankten Gott, daß unser Blut nicht vergossen worden war und wir nicht nöthig gehabt hatten, das Blut anderer zu vergießen, denn daß wir dazu durch unvermeidliche Nothwendigkeit gezwungen sein würden, bildeten wir uns fest ein. Alle unsere Flinten waren mit Kugeln und Schrot geladen, alle unsere Leute zum Schießen fertig und ein einziger Pfeil von einem Bogen hätte das Zeichen zum Tödten auf der Stelle gegeben. Es hieß mit Mühe entkommen, und Gott gebe, daß wir nie wieder so nahe einem grausamen Tode sind. Zum Glück hatten unsere weißen Gesichter, unser ruhiges Benehmen den gewünschten Eindruck auf die Wilden gemacht, noch eine Minute und unser Körper wäre mit Pfeilen bedeckt gewesen, wie das Stachelschwein mit Stacheln.

Der alte Häuptling kehrte ins Dorf zurück, begleitet von seinen Leuten, denen er auf einem Ameisenhügel, welchen er bestieg, eine Rede hielt. Er machte eine große Menge Stellungen und sprach länger als eine halbe Stunde zu ihnen. Ob sein Vortrag sich auf uns bezog, oder nicht, konnten wir nicht ermitteln, doch schien das Erstere mehr als wahrscheinlich. Nachmittags kamen sie wieder und brachten eine Menge Yams und Guranüsse zum Geschenke, von der lebhaften Einladung begleitet, die Nacht über in ihren Hütten zu schlafen. Wir sollten so gut be-

wirthet werden, versprachen sie uns, als es ihre Umstände gestatteten.

Für solche Güte dankten wir ihnen, ohne aber doch aus mehrern Gründen von dem Anerbieten Gebrauch zu machen. Es schien bei ihnen diese abschlägliche Antwort Mißtrauen in unsere Absichten zu erregen, denn sie schossen im Dorfe ihre Gewehre von Sonnenuntergang bis ziemlich nach elf Uhr in der Nacht ab, wo der Häuptling uns einen dritten Besuch abstattete, achttausend Cauries und einen großen Haufen Yams mitbrachte, die er uns zu Füßen legte. Der arme Mann! Sein Antlitz glänzte vor Freude, als er gewahrte, daß wir wirklich seine Freunde wären. Endlich ließ er sich bestimmen, Vertrauen auf uns zu setzen und als er uns gute Nacht wünschte, schien er über die allgemeine herrschende Ruhe beim Weggehen herzlich froh zu sein.

Im Laufe unsers Gesprächs mit dem Häuptling, wie alle seine Leute um uns versammelt waren, zeigten wir auf ihre Gewehre und die Stücke rothen Tuches, das sie an sich trugen, und gaben ihnen zu verstehen, daß dies alles aus unserm Lande käme, wodurch ihr Staunen, ihre Verwunderung nicht wenig vermehrt wurde. Der alte Mann, der die Rolle des Dolmetschers so trefflich spielte, war ein Mallam aus Funda. Er verstand vollkommen die Haussasprache und erzählte uns, daß er aus Funda gekommen sei, den Markt hier zu besuchen, der aller neun Tage gehalten würde. Er sagte uns, daß viele Leute von der Seeküste mit Waaren von den weißen Männern herkämen, Sklaven zu kaufen, deren eine große Menge aus seinem Lande geführt würde. Es sei dies, theilte er ferner mit,

der berühmte Bocquamarkt, von dem wir so viel hatten reden hören, das Ufer gegenüber gehöre zum Lande Funda.

Wir fragten den alten Mallam, wie groß die Entfernung dieses Ortes von der See sei und er berechnete sie etwa zu zehn Tagereisen. Jetzt zeigten wir ihm die Berge auf dem Ufer gegenüber und fragten, wohin sie führten? „Zur See!“ war die Antwort. — „Aber wohin führen diese?“ fragten wir und zeigten auf die Berge, welche längs dem Ufer hinliefen, wo wir selbst waren. „Sie machen,“ sagte er, „einen langen Weg in ein Land, das wir gar nicht kennen.“ Jetzt fragten wir: „ob er denn wohl je von einem Lande Namens Eyeo oder Yarriba gehört habe?“ Worauf er antwortete, daß er weder von diesem Lande, noch auch vom Namen Kunde besitze. Unsere nächste Unterhaltung betraf die Sicherheit der Fahrt auf dem Flusse und sorgsam forschten wir seine Meinung über denselben tiefer unten aus, ob er etwa Felsen oder gefährliche Orte habe? Was die Fahrt betraf, so beruhigte er uns, denn er kenne keine Gefahr, versicherte er; er habe auch nie etwas davon gehört, aber die Bewohner der Ufer schilderte er als sehr bös. Wir erkundigten uns, ob er denn meine, daß der Häuptling hier uns, wenn wir ihn darum ersuchten, einen Führer mitgeben würde, wenn es auch nur eine Tagereise weit von hier wäre? Ohne aber einen Augenblick anzustehen, war die Antwort: „Nein; die Leute hier zu Lande gehen nicht weiter den Strom hinab; thäten sie es und würden ergriffen, so wäre es um ihren Kopf geschehen. Jede Stadt am Ufer, die ich kenne, ist mit ihren Nachbarn im Kriege, und so ist es auch mit den übrigen vermuthlich.“ — „Wie weit ist denn Bornu von

Funda?" fragten wir jetzt. — „Funfzehn Tagereisen!" hieß es.

Wir wollten doch gern den Charakter der Leute am Ufer des Tschaddaflusses wissen und er schilderte sie alle als brav, fast alle sind Muselmänner. Es gäb dort nur einen bösen Punkt zu passiren, Yamyam genannt. — Hier wurde unser Gespräch vom Häuptling unterbrochen, der ins Dorf zurückzugehen wünschte und welchen der Mallam begleiten mußte. Es war ein artiger, achtungswerther Mann, der alle unsere Fragen mit einer Geläufigkeit beantwortete, welche die höhere Bildung seines Standes deutlich darthat. Wir dankten nochmals dem Allmächtigen für den ausgezeichneten Schutz an diesem ereignißvollen Tage und begaben uns zur Ruhe.

Dienstag, 26. October. Als ich heute Morgen erwachte, war der Erste, den ich sah, unser alter, treuer Pascoe, der recht eifrig für uns Yams zum Frühstück röstete. Er ist unser schätzbarster Diener gewesen und der einzige muthige Kerl unter allen unsern Leuten. Es hat in der Nacht tüchtigen Regen gegeben, allein wir standen doch recht erquickt heute Morgen auf, denn unser Mattenzelt hielt, so schlechten Schutz es gewährte, doch den Regen ab und ließ uns leidlich trocken liegen. Frühzeitig besuchten der Dorfhäuptling, der Alte, welcher den Dolmetscher macht, und eine Anzahl Männer und Weiber unser Lager, wobei sie sich auf die freundlichste und gesittetste Weise benahmen. Nicht mit dem zufrieden, was sie uns gestern gegeben hatten, brachten sie uns wieder einen großen Haufen Yams, die wir aber, wenn wir sie nicht mit

einem angemessenen Geschenk erwiedern dürften, ausschlugen, und so gaben wir denn einige Glasperlen zum Tausche dafür, ob ich schon glaube, daß sie auch zufrieden gewesen wären, wenn wir nichts dagegen zu geben besessen hätten.

Vom Dolmetscher erfuhren wir nun, daß Käufer und Verkäufer nicht blos aus den nahen, sondern auch entferntern Orten, von ober- und unterhalb des Flusses und beiden Ufern desselben den Markt besuchen. Der Häuptling bezieht von jedem, der Waaren zu verkaufen auf dem Markte ausstellt, einen kleinen Zoll und darin bestehen alle seine Einkünfte. Die Dorfbewohner, welche gegen uns gestern auszogen, waren alle seine Sklaven. Wir hörten zugleich, daß gerade gegenüber auf dem östlichen Ufer der gewöhnliche Weg nach der Stadt Funda geht, die in der That, wie man uns in Fofo gesagt hatte, drei Tagereisen am Tschadda hinauf vom Niger entfernt ist. Der große Fluß, den wir gestern in den Niger von Osten her einmünden sahen, ist der berühmte Schar, Schary oder Scharry, wie ihn die Reisenden nennen oder wie er noch gewöhnlicher in dem ganzen Lande genannt wird, der Tschadda. Der kleine Fluß dagegen, bei dem wir am 19. in derselben Richtung vorüberkamen, ist, wie der Dolmetscher uns berichtete, der Cudania.

Wir hätten nichts zu fürchten, versicherte der Häuptling. Bereits lägen uns die Ortschaften im Rücken, von denen wir in der Nacht Gefahr und Beschwerden hätten erwarten können. Doch warnte er uns, wo möglich eine sehr große Stadt zu vermeiden, die am östlichen Ufer läge. Kämen wir Nachmittags da vorbei, so würde uns der Fürst

daselbst eine geraume Zeit in seinem Lande aufhalten, obschon vielleicht freundlich behandeln. Ein wenig unterhalb Bocqua, sagte er, am linken Ufer des Flusses, herrscht ein mächtiger König über ein schönes Land, Namens Atta, der uns zu einem Besuche nöthigen würde, wenn er auf irgend eine Weise unsere Ankunft erfahren sollte. Daß er uns wehe thun solle, glaube er nicht, doch sei er ein ganz außerordentlicher Mann und habe er uns einmal in seinen Händen, so würde er uns länger, als wir wünschten, zu bleiben nöthigen. Vielleicht hielte er uns in seiner Stadt zwei oder drei Monden auf, zum mindesten aber so lange, bis sein ganzes Volk die Neugier gestillt habe, und dann uns etwa gehen lassen.

Da der Häuptling von Bocqua entschiedener Meinung war, daß es in der Macht dieses Fürsten stände, uns die wesentlichsten Dienste zu leisten, wenn er unser Freund wäre, so ersuchten wir ihn um einen Führer und Boten, der uns nach Atta begleiten und dort beim Könige einführen solle. Allein er antwortete unverweilt, daß ein Unterthan von ihm festgenommen und hingerichtet würde, so wie er nur dort erschienen wäre. Welcher Grund hierbei obwaltete, blieb unserm Nachdenken überlassen. Indessen legte solches kein sehr günstiges Zeugniß für die Milde und gnädige Stimmung des Monarchen von Atta ab und so beschlossen wir, außerhalb seines Bereichs zu bleiben, indem wir dicht am Ufer auf der enegegengesetzten Seite hinruderten. Der Häuptling machte noch zuletzt die Bemerkung, daß wir in sieben Tagen die See erreichen würden; eine Nachricht, die uns nicht wenig Freude machte. Der alte Dolmetscher hat uns gesagt, daß wir in zehn Ta-

gen hinkämen, und so können wir nicht mehr weit davon sein.

Die Frauen von Bocqua sehen gut aus und kleiden sich sehr hübsch. Die Männer haben, wie in Kakunda, die Sitte, sich das Gesicht oder auch jeden andern Theil des Körpers zu tätowiren. Als wir unser gewöhnliches dürftiges Frühstück von gebratenen Yams und einem Trunk Wasser aus dem Flusse genossen hatten, gingen wir an das Beladen des Kanoes und die Vorbereitung zur Reise. Den schlimmsten Punkt des Flusses, der zwischen hier und Kakunda ist, hatten wir zurückgelegt und so keine Ursache mehr, in der Nacht zu fahren. Dies bedauerten wir denn auch keineswegs, denn ob wir schon bei Tage der Sonnenhitze preisgegeben waren, so gab es doch im Flusse wegen des hohen Wasserstandes Gefahren, die sich am Tage leichter vermeiden ließen, als im Finstern. Es ist nicht leicht, sich vor Wasserwirbeln zu hüten und wenn unser Kanoe durch sie aus dem Hauptkanale gerissen war, so gewannen wir nur mit Mühe das Fahrwasser wieder. Jetzt war das Kanoe bereit, wir schüttelten dem alten Freunde, dem Häuptling, die Hände; ein Paar Minuten nach sieben Uhr gaben wir eine Salve von zwei oder drei Flintenschüssen, riefen dreimal Hurrah und fuhren von Bocqua ab. Bald kamen wir vor der kleinen Stadt vorbei, die ein hübsches Ansehen hat und von einer starken hölzernen Verzäunung umgeben ist.

Beide Ufer des Flusses blieben immer noch bergig und waren mit uralten Bäumen bekränzt, die sich über das Wasser hinbeugten. Um elf Uhr hatten wir eine Stadt vor Augen, die nach der uns gegebenen Schilderung Atta

zu sein schien. Sie lag dicht am Wasser auf dem südöstlichen Ufer auf einer Anhöhe und einer hübschen, grünen Ebene, daß sie unaussprechlich schön dalag. Dabei war sie reinlich, von erstaunlichem Umfange und mit grünem Gesträuche, hohen, schönen Bäumen geschmückt. Am Fuße derselben lagen einige Kanoes, allein wir wichen der Beobachtung aus und gingen nach dem andern Ufer über. Jetzt wurde der Saum des letztern viel waldiger und schattiger als vorher. Zehn Stunden Weges entlang war weder eine Stadt, noch ein Dorf, ja nur eine einzelne Hütte irgendwo zu sehen. Auf dieser ganzen Strecke gleitete unser Fahrzeug sanft den Niger hinab, und alles war still und einsam; kein Laut ließ sich vernehmen außer unserer Stimme und dem Schlage der Ruder mit ihrem Echo; der Gesang der Vögel schwieg; kein Thier war zu sehen; die Ufer schienen gänzlich verlassen; es war, als ob der herrliche Niger in seiner eigenen Größe schlummere.

Es läuft derselbe von Bocqua in einem Flußthale zwischen Bergen von ansehnlicher Höhe. Zwischen Atta und Bocqua hat er die Richtung nach Südwesten, mit mehrern Abweichungen aber. Gegen Mittag schienen die Berge auf der Nordwestseite an Höhe abzunehmen und die auf der östlichen Seite ihre Richtung nach Südost zu nehmen, während der Fluß immer stark südwestlich blieb. Um zwei Uhr des Nachmittags nahm aber alles am Ufer eine andere Gestalt an. Statt hoch zu sein, wurde es nun niedrig und morastig, besonders auf der linken Seite, und mit dickem Gesträuche bedeckt, das meist über das Wasser hereinhing. Nach halb zwei Uhr kamen wir an zwei einzelnen kleinen Eilanden vorüber, die nicht bewohnt zu sein

schienen, und um vier Uhr sahen wir einen Arm des Flusses in südlicher, etwas östlich ausbeugender Richtung abgehen, der eine halbe Viertelstunde breit zu sein schien.

Um fünf Uhr Abends, als unsere Leute müde waren, entdeckten wir ein Kanoe und hielten darauf hin, allein die darin Sitzenden erschraken, als sie uns sahen, sprangen heraus und versteckten sich im Walde. Zwei oder drei Minuten nachher gewahrten wir auf dem linken Ufer ein Paar verfallene Hütten und ruderten das Kanoe dahin, in der Absicht, dort zu übernachten. Eine Anzahl Frauen bemerkte uns zuerst; auch sie waren erschrocken und flohen in ein benachbartes Dorf, wo wir sahen, wie sie sich mit Flinten und andern kriegerischen Waffen versahen, daß sie recht furchtbare Amazonen zu sein schienen. Indessen gaben wir uns nicht die Miene, als achteten wir ihrer, sondern sprangen mit unsern Matten ans Ufer und setzten uns recht behaglich auf die Erde unter die Zweige eines Kokusnußbaumes, des ersten, den wir sahen, seitdem wir Yarriba verlassen haben.

Noch hatten wir nicht lange hier gesessen, als eine Menge Leute erschienen, die mit Schwertern und Flinten in der Hand eilig auf uns zustürzten. Als sie uns jedoch friedlich sitzen und nicht die geringste feindliche Aeußerung machen sahen, so zögerten sie und blieben in einiger Ferne stehen, blos fragend, was wir in ihrer Stadt wollten. Wir nahmen wieder unsere Zuflucht, uns durch Zeichen verständlich zu machen, und da die Einwohner sahen, daß wir wirklich harmlose Menschen wären, wagten sie es, näher zu kommen, so daß sie bald mit uns versöhnt waren. Bald nachher gesellten sich noch mehrere ihrer Gefährten

hinzu und unter ihnen war ein junger Mann, der ein wenig die Bonneisprache verstand, so daß Antonio, einer von unsern Leuten, der Sohn des Königs „Pfeffer", der dort im Lande herrschte, im Stande war, mit ihm ein Gespräch anzuknüpfen und ihm alles begreiflich zu machen, was auf uns Bezug hatte. Dies dolmetschte dieser dann den Landsleuten.

So hatten wir eine kurze Zeit hingebracht und waren recht gute Freunde mit den Leuten geworden, während die Weiber mit einer Vertraulichkeit schwatzten, an die wir im ganzen Lande nicht gewöhnt gewesen waren; schon befanden wir uns recht angenehm hier, als der Häuptling, ein langer Herkules ähnlicher, häßlicher Mann mit verdrießlichen, abschreckenden Zügen, zum Vorschein kam. Er gab sich ohne die allermindesten Umstände zu erkennen und verlangte ganz kurz, daß wir ihm nach seiner Hütte, im Hauptdorfe gelegen, folgen sollten. Letzteres hieß Abba-Zacca. Der Weg dahin geht auf einem engen Pfade, von dichtem Unkraute bewachsen, das dreimal höher war, wie wir selbst. Es bildete deshalb einen vollkommnen Bogen über unsern Köpfen, und der Pfad selbst blieb äußerst beschwerlich. Als wir hinkamen, stand eine reinliche Wohnung für uns bereit, die zwar klein, aber doch die größte im Dorfe war. Durch Antonio's Vermittlung belehrten wir den Häuptling, wer wir wären und wohin wir zu gehen wünschten. Gleich erklärte er sich dazu bereit, uns nach einer großen Stadt tiefer unten am Flusse zu begleiten, wo sein Bruder Befehlshaber sei und wir Leute von Bonnei, Calebar, Braß und Bini finden würden. Wir vermuthen, daß er mit letzterem Benin meint. Die Bewohner aller dieser

Städte, sagte er uns, kämen in die seines Bruders herauf, um Sklaven zu kaufen, und wir würden dann die Wahl haben, die Parthie zu begleiten, welche uns gefiele.

Es lag uns daran, zu wissen, welches der breiteste Arm sei, da wir merkten, daß diese verschiedenen, aus jenen Gegenden kommenden Flüsse mit dem Niger in Verbindung ständen und sagten durch Antonio ihm: die Frage wäre, welchen Fluß man denn für den breitesten halte? Dies zu bestimmen war er nicht im Stande, sondern wir vernahmen nur nachher von Antonio, daß er den Bonnei für den größten ansahe. Er theilte uns mit, daß wenn wir nach der Stadt morgen zu fahren beabsichtigten, wo sein Bruder herrsche, wir sehr frühzeitig aufbrechen müßten, da wir sonst nicht vor Sonnenuntergang ankommen würden. Wir dankten dem Häuptling für alle diese Aufklärung und Aufmerksamkeit, und empfahlen uns, schlafen zu gehen.

Bevor wir uns niederlegten, schickte er uns einige alte Eier, die wir nicht genießen konnten, und eine Kalebasse sehr dünnes Tuah, mit einem Winke, daß er morgen dafür ein Geschenk annehmen werde. Dies war nun ein sehr ungastliches Benehmen und wir konnten nicht umhin, den Häuptling für einen alten, niedrig denkenden Schuft zu halten, denn in seinem Gehöfte sahen wir eine Menge Geflügel und Ziegen, und daß diese uns angenehmer gewesen wären, als seine faulen Eier, wußte er wohl. Abends acht Uhr legten wir uns nieder, konnten aber keine Ruhe finden, denn ein Heer von riesenhaften Muskitos griff uns von allen Seiten an und brachte uns mit seinem unwillkommnen Gesang eine Musik bis zum Morgen.

Mittwoch, 27. October. Mit Tagesanbruch standen wir nach einer in Folge der Muskitos sehr unruhigen Nacht auf, nahmen eine kleine Erfrischung und begannen die Anstalten zum Aufbruche. Um sechs Uhr erschien der Häuptling, der, wie die andern im Dorfe, schon lange munter gewesen war, seines Geschenkes wegen, und wir hatten, was wir schon Abends vorher muthmaaßten, viel Mühe, den alten Sauertopf zufrieden zu stellen. Ich gab ihm ein Paar silberne Armbänder, ein Paar Scheeren, fünfhundert Nadeln und ein hübsches Kleid von inländischem Zeuche, das uns die Königin von Bussa geschenkt hatte. Lange Zeit hatten wir nicht so viel gegeben und doch war der Patron nicht zufrieden damit. Er brummte und sagte geradezu, daß er uns nicht aus dem Dorfe ließe, bis wir ihm etwas Besseres zugetheilt hätten. Um dieser Drohung Nachdruck zu geben, standen ihm vierzehn seiner Sklaven zur Seite, mit Musketen bewaffnet, und ihr Aeußeres allein hätte, meinte er wohl, wie ich vermuthe, hingereicht, uns zur Nachgiebigkeit zu stimmen. Wir wollten keineswegs in Zwist gerathen und suchten ihn daher, so sehr wir konnten, zu bereden, daß wir nichts anderes zu geben hätten. Ich ließ alle unsere Reisebedürfnisse aus den Koffern vor seinen Augen auspacken, dann wieder hineinlegen und zuschließen. Dies genügte ihm aber noch nicht. Er verlangte selbst nachsehen zu dürfen.

Jetzt war aber unsere Geduld ganz zu Ende. „Sag' dem Häuptling," befahl ich Antonio, „daß die Koffer nicht wieder geöffnet werden und er soll es nicht wagen, meine Leute zu hindern, das Kanoe zu beladen!" Mein Bruder und ich nahmen die geladenen Pistolen und den

Säbel zur Hand; dasselbe that unsere Mannschaft, und als wir dem Häuptling gesagt hatten, was nun werden solle, befahlen wir das Gepäck ins Kanoe zu bringen, was auch augenblicklich geschah. Der Häuptling stand staunend da und wagte nicht, sich mit uns einzulassen. Bei allem, was wir ihm gaben, hatte der alte Spitzbube gebrummt und gescholten Dies war ihm nichts nütze und das hatte keinen Werth; er wollte lieber alles haben, was wir besaßen; so weit ging seine Habsucht. Als er so weit gegangen und sein grobes Betragen hinlänglich erprobt hatte, ohne den gewünschten Eindruck zu machen, fürchtete er, am Ende gar nichts zu erhalten, und nahm also das zuerst angebotene Geschenk. Schon das uns von der Königin Bussa's geschenkte Kleid war zehnmal mehr werth, als er verdiente.

In Abba-Zacca sahen wir eine englische Eisenstange und unser Auge weilte auf einem schlanken Kokusnußbaume, den wir so lange nicht gesehen hatten. Auch das sanfte Gezwitscher der grauen Papageien machte uns Freude. So klein auch solche Umstände scheinen, so erfüllen sie doch unsere Herzen mit Entzücken und machen eine ganze Reihe höchst angenehmer Ideen rege. Wir überlassen uns täuschenden, aber süßen Träumen, und hoffen so gern — doch was nützt es, zu erzählen, was wir so gern hoffen?

Der Häuptling hatte die Absicht ausgesprochen, einen Mann als Boten mitzugeben, der uns in jene große Stadt begleiten sollte, welche nach seiner Schilderung eine Tagereise fern war und unter der Herrschaft seines Bruders stand. Ohne Zweifel aber bildete er sich ein, diesen nicht gehörig bezahlt zu sehen, und sofern er selbst uns begleitete,

eine viel größere Belohnung zu erzielen. Genug, er änderte seinen Plan und entschloß sich selbst zu der Fahrt. Er stieg also in eines seiner eigenen Kanoes und zwischen sieben und acht Uhr des Morgens, als unser Kanoe, ohne daß der Häuptling oder sein Völkchen es gehindert hatte, beladen war, nahmen wir, ohne uns weiter um ihn zu bekümmern, den Weg aus dem Dorfe durch einen großen ungesunden Morast, der vor demselben lag, indem uns der Häuptling selbst folgte. Mit unglaublicher Mühe gelang es, in den vollen Strom zu kommen.

Da sein Kanoe viel leichter und unserm alten, aus Zagoschie mitgebrachten, weit überlegen war, so hatte er mit der größten Leichtigkeit immer den Vorsprung und legte bei mehrern Städten und Dörfern an, die Einwohner von unserer Fahrt den Strom hinab in Kenntniß zu setzen, so wie daß Christen aus einem Lande kämen, von dem sie nimmer gehört hätten. Wir wurden an einem oder zwei Orten ersucht, zu halten, um die Neugier der Einwohner zu befriedigen, von denen hunderte ins Wasser stürzten, uns desto besser sehen zu können, doch stiegen wir darum nicht aus; sie brachten uns Eier zum Geschenke, die wir sehr gern nahmen und dann weiter fuhren.

Während der ersten Zeit des Tages lief der Strom ziemlich west-südwärts und hatte eine bis zwei Stunden Breite unserer Schätzung nach. Zu Mittag sahen wir einen kleinen Arm südöstlich abbeugen. Der Häuptling von Abba-Zacca, der uns Gesellschaft leistete, schien ungeduldig zu werden, daß sein Kanoe viel schneller lief, als das unsrige. Er legte dicht bei uns an und sagte, daß wir doch so stark wie möglich rudern sollten, denn sonst

erreichten wir seines Bruders Stadt nicht bei Tage. Wir zollten aber seinen Aeußerungen wenig Aufmerksamkeit und fuhren in unserer gewöhnlichen Art fort. Die nordwestliche Uferseite war jetzt sehr niedrig und mit dichtem Gebüsch bedeckt, das Ufer an vielen Orten aber mit Wasser überschwemmt, so daß ersteres aus dem Strome selbst gewachsen zu sein schien. Die südöstliche Seite war ungleich höher und angebaute Flächen ließen sich hier und da etwa in der Ferne von zwei Stunden mit Dörfern in der Nähe derselben sehen.

Um zwei Uhr Nachmittags kamen wir einem Dorfe von ziemlich ansehnlichem Umfange gegenüber, und beabsichtigten auf der andern Seite vorbei zu kommen. Kaum aber erschienen wir, als uns ein kleiner schielender Bursche lustig anrief. Er trug eine englische Soldatenjacke und rief mit voller Lunge: „Holla, ihr Engländer! Kommt hierher!" Wir hatten nicht Lust, seiner Aufforderung zu gehorchen, sondern wollten lieber nach der Stadt kommen, die uns der Häuptling von Abba-Zacca genannt hatte, und da uns die Strömung schnell längs dem Dorfe hinabbrachte, so nahmen wir von dem kleinen Manne keine weitere Kenntniß. Schon waren wir über den Landungsplatz vorbeigefahren, als uns wohl ein Dutzend Kanoes einholte und die Bemannung derselben uns mit der Bitte anhielt, zurückzukommen, denn wir hätten vergessen, ihrem Könige unsern Besuch abzustatten.

Der Name des Ortes war, wie wir nun hörten, Damuggu. Immer bereit, jedermann zu dienen und gefällig zu sein, so weit es möglich war, und überdies nicht in der Lage, uns von Menschen frei zu machen, die uns mit so wenig Umständen den Weg verlegt hatten, ruderten

wir aus allen Kräften stromaufwärts, bis wir eine Stunde nachher unter dem Jauchzen und Hussarufen einer Menge Volkes landeten. Der Erste, den wir am Landungsplatze fanden, war wieder unser kleiner Freund in der rothen Jacke; es war ein Abgeordneter des Königs von Bonnei, wie sich uns nachher kund that und sein Geschäft war hier, für seinen Herrn Sklaven einzukaufen.

Mein Bruder und ich wurden auf der Stelle über einen Sumpf zu einem großen Fetischbaum geführt und angewiesen, unten am Fuße desselben uns hinzusetzen, so daß seine Aeste uns gegen die unerträgliche Hitze der Sonne schützten. Hier harrten wir auf die Ankunft des Häuptlings, der in ein Paar Minuten sich einstellte und nebst einer Quantität Yams und anderer Lebensmittel eine Ziege zum Geschenk mitbrachte. Wir standen auf, ihn zu begrüßen; er schüttelte uns die Hände und hieß uns in seinem Gebiet zwar zurückhaltend und bekümmert, aber doch freundlich willkommen. In seiner Kleidung und Gestalt sahen wir nichts Besonderes, als daß seine Züge Güte und Wohlwollen, mit vielem Ernste und natürlicher Würde vereint, aussprachen. Er ist mehr als mittelgroß und schon ziemlich in den Jahren vorgerückt. Seinem Verlangen, einige Tage in diesem Orte zu bleiben, versprachen wir nachzukommen und sagten ihm, daß wir nach der See zugingen. Dorthin reise der erste Bote des Königs von Bonnei in wenig Tagen, erwiederte er, und so wolle er uns anrathen, zu warten, bis er abfahre, um ihn zu begleiten. Wir hatten nichts dagegen einzuwenden und glaubten, daß der kleine schielende Patron, der in seinen eignen Augen eine gar wichtige Person war, uns nützlich sein und da,

wo er bekannt sei, einigen Schutz verleihen könne. In jedem Falle war er schon wegen seiner rothen Jacke ein Mann von einiger Bedeutung; sie machte ihn unter allen andern schwarzen Einwohnern, die ihn umringten, bemerklich, und wir wünschten uns bei dem Gedanken Glück, ganz sicher zu sein.

Der Fürst legte uns eine große Menge Fragen über uns und unser Land, über die Orte, woher wir kämen, ihre Entfernung stromaufwärts, so wie über den Fluß selbst vor, unsere Antworten aber setzten ihn in Erstaunen. Er sagte uns, daß er noch von keinem Lande, höher am Flusse gelegen, etwas vernommen hätte, als Funda und Tacwa; unter letzterem verstand er, wie wir bemerkten, das Russiereich. Von Yarriba, Burgu oder Yaourie habe er nie gehört. Jetzt gesellte sich ein Mallam zur Gesellschaft, der ein achtbarer Mann zu sein schien. Wir hörten nachher, daß er von der Parthei des Ederesa und zum Fürsten Damuggu's geholt worden sei, um Zaubersprüche zu schreiben, die ihn gegen alles Unglück schützten, welches ihn und sein Dorf treffen könnte. Er schien ganz glücklich zu sein, daß er Leute sah, die aus seinem Lande kamen, von dem er im ganzen verflossenen Jahre nichts gehört habe. Es machte ihm Freude, mit uns zu schwatzen, da wir ihm Nachricht von Hause geben konnten, und er bot uns seine Dienste in jeder Art an. Was uns Vergnügen machen könne und in seiner Macht stehe, werde er alles thun, versicherte er.

Jetzt kam ein Bote und meldete, es sei unsere Hütte bereit. Der Fürst äußerte, als wir ihn verließen, daß wir nur noch acht Tagereisen zur See hin hätten und sie

bald erreichen würden. Durch schmuzige Straßen voller Koth brachte man uns in eine sehr kleine Hütte, die wir außerordentlich warm fanden, da nur wenig Licht und Luft durch eine enge Oeffnung hinein konnte, welche nach einem finstern, engen Gange zeigte. Das Innere macht sich besser, als die Außenseite; es ist mit Lehm beworfen; die Wände haben in Holz geschnittene einzelne Fetischgestalten, theils gemalt, theils mit einer rothen Farbe angestrichen.

Die Nachricht von unserer Ankunft verbreitete sich im ganzen Orte und Heerdenweise strömten die Leute herbei, uns zu sehen. Sie verstopften jedes Fleckchen, wodurch wir frische Luft erhalten konnten, dermaaßen, daß wir fast erstickten und doch gelang es uns auch nicht, sie zurückzu treiben. Wir ließen unsere Leute mit Stöcken und Säbeln bewaffnen, sie abzuhalten, ohne daß es half. Ihre Neugier war mächtiger, als die Furcht, und sie drängten immer eben so dicht auf uns ein. Länger konnten wir es dort nicht aushalten und also waren wir genöthigt, zum Fürsten zu senden, um dessen Hülfe in Anspruch zu nehmen. Seine Antwort war, daß wenn die Leute nicht auf unser Verlangen gehen wollten, wir Feuer auf sie geben und tödten könnten, so viel uns beliebe. So etwas zu thun, konnte uns nicht einfallen und darum baten wir, daß er einige seiner Diener anstellen und sie fortjagen lassen möchte. Sie kamen auch bald mit großen, schweren Knüppeln, welche sie den Einwohnern so unbarmherzig zu kosten gaben, daß unsere Hütte zu unserm großen Troste bald leer war und wir wieder frische Luft schöpfen konnten.

Um sechs Uhr Abends sandte uns der Fürst etwas Foso und eine Quantität gedämpftes Ziegenfleisch, daß

wohl dreißig Menschen satt geworden wären. Wir staunten nicht wenig, als auch eine kleine Korbflasche Rum beigefügt war, ein Genuß, den wir seit unserm Aufenthalte in Kiama nicht gehabt hatten. Seit langer Zeit haben wir weder Kaffee noch Thee getrunken, Rum aber war vollends ein Tractement, das wir nicht erwarteten, ob er schon der schlechteste schien, den ich je gekostet hatte.

Zu unserm unendlichen Erstaunen sahen wir bei der Landung außer dem kleinen Manne in der Soldatenjacke noch mehrere andere Individuen zum Theil in europäischer Kleidung und alle von ihnen hatten einige Brocken der englischen Sprache von Liverpooler Schiffern aufgeschnappt, die in dem Bonneiflusse des Palmöls wegen einlaufen. Der Abgeordnete vom Fürsten im letztern Lande, welcher herkam, um Sklaven und Elfenbein zu kaufen, versichert, daß das Schiff Bambu und vier andere noch jetzt dort vor Anker liegen. Bonnei's Entfernung wird zu vier oder fünf Tagereisen von hier angegeben.

Als wir dem gedämpften Ziegenfleische und Fofo tüchtig zugesprochen hatten, legten wir uns nieder, allein die Muskitos waren so störend, daß sie uns erst gegen Morgen einschlafen ließen. Kurz zuvor, ehe es regnet, sind dieselben, wie wir in der Regel finden, immer beschwerlicher, als zu anderer Zeit. Der Fluß hatte heute ziemlich die Richtung wie gestern gehabt und die Strömung war sehr heftig.

XVIII.

Der Fürst von Damuggu. — Fetisch. — Besuch beim Fürsten. — Unglücklicher Ausgang einer Fetischceremonie. — Versprechen, ein anderes Kanoe zu geben. — Aberglauben und Leichtgläubigkeit der Einwohner. — Geschichte des Königs von Atta. — Ungeduld der Reisenden, um fortzukommen. — Die Stadt Damuggu. — Ihre Hülfsquellen. — Straßen. — Ungünstige Meinungen über das Schicksal der Reisenden. — Abschiedscomplimente. — Abreise. — Reisegefährten. — Unglück zu Kirrie. — John Landers Erzählung davon. — Palaver oder Berathung zu Kirrie. — Ausspruch derselben. — Das Ebuvolk.

Donnerstag, 28. October. Mit Tagesanbruch hatten wir einen heftigen Orkan von vielem Donner und Blitz begleitet. Um 10 Uhr besuchte uns der Fürst, vom Mallam aus Nuffie gefolgt. Er trug ein rothes Tuchkäppchen, ein recht hübsches, geköpertes Oberkleid in Nuffie gefertigt, und Beinkleider von gleichem Stoffe, nebst Sandalen. Zugleich brachte er Palmwein, vier Bananen, Yams u. s. w. mit und verlangte, daß wir alles angeben sollten, was wir von Nöthen hätten, mit dem Bemerken, wie wir alles, was die Stadt gewähren könne, sobald wir es wünschten, haben sollten. Weder er, noch sein Vater habe einen weißen Mann gesehen, sagte er, aber sie beide hätten es so sehr gewünscht, und unsere Gegenwart mache ihn ganz glücklich. Er ladete uns dann noch dringend ein,

ihn zu besuchen, was wir gern versprachen. Wirklich scheint er einer der bravsten Männer zu sein, mit denen wir je zusammenkamen.

Bald nachher gingen wir in seine Wohnung und kamen durch eine Menge niedriger Hütten, die zu der führten, wo er saß. Außer der vorigen Kleidung hatte er jetzt eine sehr schöne Leopardenhaut übergeworfen. In der Hand hielt er einen Stab mit der Haut eines wilden Thieres überzogen, und zwei Knaben, einer auf jeder Seite, wedelten ihm mit runden von Ochsenhaut gefertigten Fächern frische Luft zu. Er redete uns freundlich an und ließ Matten für uns zum Niedersetzen ausbreiten. Dann wünschte er zu wissen, wie wir durchs Land gekommen wären, denn er habe gehört, daß wir aus einer großen Stadt, Yaourie genannt, angelangt seien, deren Namen er nie vernommen habe, und eine große Reise gemacht hätten.

Wir erzählten ihm nun in der Kürze, woher wir kamen, wo wir gewesen waren, wohin wir gehen wollten, und spielten sehr sorgfältig auf die Höflichkeit und Freundlichkeit an, die wir von dem größten Monarchen sogar erfahren hätten. Er schien über unsere Erzählung ganz erstaunt und versprach, so weit es in seinen Kräften stehe, es diesen guten Männern in der Behandlung von uns, seinen Gästen, gleich zu thun. Dann drückte er das unendliche Vergnügen aus, welches ihm der Anblick weißer Männer gewähre und wie glücklich sein Vater gewesen sein würde, wenn er in seinem Leben vom Besuche solcher wunderbaren Fremdlinge beehrt worden wäre.

Als ihm Antonio, unser Dolmetscher, aus einander setzte, daß wir Gesandte des großen Königs der weißen

Männer wären, schien er ganz besondere Freude zu fühlen. „Morgen muß euretwegen etwas ganz besonderes geschehen!“ sprach er und ließ uns nun einige Zeit lang rathen, was denn nun dies sein Etwas sein solle. Allein wir erfuhren denn bald, daß er beabsichtige, mit allem seinem Volke ein Fest zu veranstalten; sie wollten ihre Flinten abfeuern und eine Nacht in Tanz und Trinken hinbringen. Wenn wir ihn verließen, versprach er, um den Fluß hinabzufahren, so wolle er uns eines von seinen Kanoes, mit neun Mann Besatzung, beigeben, die uns den ganzen Weg bis zum Meere hinab begleiten sollten. Er bat uns, acht Tage lang noch zu bleiben, wo er dann seine Unterthanen vom Bocquamarkte zurückerwarte. „Der erste Führer derselben,“ sprach er, „und unsere Leute werden euch wohl hinreichenden Schutz gewähren.“ Wir stimmten diesem Vorschlage gern bei und theilten ihm mit, daß unsere Geschenke alle ausgegeben wären, aber wir wollten ihm von der Küste einiges senden, wenn er jemandem, zu dem er Vertrauen habe, gestatte, uns dahin zu begleiten, um sie dann ihm zurückzubringen. Solches Versprechen nahm er mit vielem Danke an. Sein eigner Sohn solle uns begleiten, rief er. Zwar hätten sich seine Unterthanen nie tiefer am Flusse hinabgewagt, als bis zu einem Orte, Namens Kirrie, etwa eine Tagereise von hier, allein er zweifle nicht, daß wir glücklich bis zur See gelangen würden. Nachdem wir noch viel guten Willen, Freundschaft und gegenseitige Zufriedenheit geäußert hatten, versprach uns noch der König höchst feierlich, daß er zu der angegebenen Zeit in unsere Abreise willige. Wir schüttelten ihm die Hände und gingen.

Als wir Abschied nahmen, versprach uns noch der

alte Fürst, daß Niemand uns besuchen werde, als wenn wir es selbst erlaubten. Demnach hatten wir alle Vornehme, Männer und Frauen, bei uns, die aber alle wohl gekleidet waren und sich auf schickliche Weise benahmen. Allein im Verlaufe des Nachmittags wurden wir doch auch von Tausenden aus den niedern Ständen behelligt, deren Neugier unwiderstehlich war und die uns kaum Platz zum Athemholen ließen. Oberhalb Egga sind die Einwohner keineswegs so zudringlich; hier und unterhalb dieser Stadt aber läßt sich nichts mit dem Staunen und der Verwunderung vergleichen, womit uns die Einwohner betrachten und sich zudrängen, ihre Neugier zu stillen.

Freitag, 29. October. Das Versprechen von „Etwas," welches uns gestern gegeben wurde, ward heute mit großem Glanze erfüllt. Früh Morgens wies man uns aber draußen im Walde einen Ochsen mit dem Bedeuten an, daß ihn einer von unsern Leuten schießen könne. Pascoe ging daher mit seiner Flinte aus, entdeckte das Thier unter den Bäumen wiederkäuend, legte an und streckte es mit dem ersten Schusse nieder. Ein Theil des Fleisches wurde der Gewohnheit nach dem Könige gegeben, und auch unsern alten Freund, den Mallam, vergaßen wir nicht. Das Uebrige brachte man zur Speise für unsere Leute herein. Es pflegt hier das Rindvieh wild im Walde herumzulaufen und wird nie in die Stadt genommen. Bedarf man eines zur Nahrung, so gehen die Leute in den Wald und schießen es. So erfahren darin sind sie freilich nicht, wie unser Pascoe, den sie gebeten hatten, die Flinte mit zwei Kugeln zu laden und wo möglich den Ochsen hinters

Ohr zu treffen; dies gelang ihm auch so trefflich, daß das arme Thier ohne eine Zuckung im Augenblick, zum großen Staunen des Fürsten und seiner Unterthanen, die Zeugen des Vorganges waren, niedergestürzt war.

Hinter unserer Hütte steht eine Fetischgottheit in einer kleinen strohbedeckten Hütte, die von hölzernen Pfeilern getragen und unaufhörlich von zwei Knaben, so wie einer Frau bewacht wird. Man wünscht, daß wir unsern Ochsen hier braten, damit sie noch den guten Geruch des rauchenden Fleisches genießen und auch etwas von demselben, wenn sie Appetit habe, verzehren könne. Besonders aber schärft man uns ein, ja nicht Yams in ihrer Gegenwart zu braten, denn diese gelten bei den Einwohnern für ein zu armseliges Opfer, um sie ihrer Gottheit anzubieten. Man findet hier nichts als Heiden und die Bilder, welche hier verehrt werden, sind wie in Yarriba gestaltet. Heute ist nun also Fest und große Freudenfeier, unserer Gegenwart zu Ehren; die Erlegung des Ochsen scheint uns der erste Anfang davon zu sein. Alle halten ihre Flinten bereit und alle Drehbassen werden herbeigebracht, um unter dem genannten Fetischbaume aufgepflanzt zu werden.

Um sechs Uhr Abends nahmen die Feierlichkeiten ihren Anfang, indem auf Befehl des Fürsten eine volle Gewehrsalve gegeben wurde, worauf man uns mit dem Abfeuern des groben Geschützes begrüßte. Es war dies ein Zeichen für alle Einwohner, herbeizueilen und dem Beispiele ihres Monarchen zu folgen, und dies thaten sie mit so viel Feuer und Nachdruck, daß sie bis zwischen elf und zwölf Uhr unaufhörlich schossen. Von da an zogen sie die ganze übrige Nacht tanzend, singend und jubelnd durch die Stadt. Pas-

coe sagt uns, daß jeder Mann ein Gewehr habe. In Menge muß es dergleichen geben, denn das Feuern setzte so wenig aus, wie auf dem Schlachtfelde, und es war uns ganz unmöglich, so lange es dauerte, einen Augenblick einzuschlafen.

Sonnabend, 30. October. Obgleich die vorige Nacht so viel gefeuert und von den Einwohnern dreimal stärker geladen wurde, als es sich gehörte, so haben wir doch von keinem Unglücksfalle gehört. Das alles ist zwar gänzlich gegen unsern Willen geschehen, allein es gilt für den größten Beweis von Achtung, den man uns geben konnte und welcher vorher noch keinem zugestanden wurde. Wir hielten es daher für unsere Pflicht, den Fürsten zu besuchen und ihm für die Ehre zu danken. Kurz vor Mittag gingen wir zu ihm, von vieren unserer Leute begleitet.

Bei unserer Ankunft fanden wir ihn von seinen Priestern umringt, die eben mit Fertigung eines Fetisches beschäftigt waren, um auszumitteln, ob wir wohl sicher die See erreichen würden. Der Ruffiemallam saß ebenfalls bei dem Fürsten und schrieb mahomedanische Gebete auf ein weißes, baumwollenes Käppchen, das der Fürst bei jeder Gelegenheit trug, um ihn vor Gefahren jeder Art zu sichern.

Er nahm uns sehr freundlich auf und ersuchte uns, bei ihm Platz zu nehmen und einige Zeit zu verweilen. Ein Glas Rum, das er uns darreichte, mußten wir ebenfalls annehmen. Mit vieler Mühe konnten wir ihn trinken, da uns der Appetit dazu fehlte und außerdem die Hitze hier so außerordentlich war, daß man kaum athmen konnte,

obschon zwei unserer Leute immerfort wedelten, so lange wir bei ihm blieben. Als wir unsern Dank für die Ehre abgestattet hatten, die uns durch die gestrige Feierlichkeit bewiesen worden sei, machten wir ihm ein Compliment über seine Streitmittel und drückten unsere Bewunderung über die Seelengröße aus, womit er sie zur Unterhaltung und Freude der Fremden in Bewegung setze, welche er dadurch zu seinen wärmsten Freunden mache. — „Der große, weiße König wird mit Vergnügen erfahren," sprach er, „daß ich seine Unterthanen so wohl behandelt habe. Ihr könnt ihm nun von meiner Würde, meiner Stärke, Macht und meinem Reichthum Bericht abstatten." Wir glaubten damit alles gesagt zu haben; der Fürst war ebenfalls seinerseits zufrieden, seine „Macht" so bewiesen zu haben, und mit uns, daß wir sie gehörig in Betracht gezogen hatten. Höchst begierig, wieder an die freie Luft zu kommen, baten wir um Entschuldigung, daß wir nicht länger blieben, schüttelten ihm die Hände und wünschten ihm guten Morgen.

Aus einem Gespräche mit einem Manne aus Nuffie, der sich aus seiner Heimath entfernt hat und vor Kurzem hier ankam, erfuhren wir, daß die Flinten und kleinen Kanonen von der Küste herkommen und gegen Sklaven und Elfenbein eingetauscht werden. Er sagt uns auch, daß Bornu und Jacoba im Frieden sind und folglich die Straße von Funda nach Kuka, welches letztere die Hauptstadt des Bornulandes ist, jetzt offen und von jeder Art von Gefahr frei liegt. Eben so sagt er, daß man aus einem Lande ins andere binnen siebenzehn Tagen reisen kann, allein eine Reise zu Wasser, den Tschadda hinauf nach

Kuka, würde neunzehn Tage erfordern. Ferner meldete er, daß Ederesa, der ehemalige König von Nuffie, sich bemüht habe, den Sultan von Bornu auf seine Seite zu ziehen und ihm zu dem Zwecke eine Gesandtschaft schickte, welche Leopardenhäute, so wie eine Anzahl Sklaven zum Geschenk brachte. Aber beim Abgange aus der Heimath glaubte man noch nicht allgemein, daß der Sultan von Bornu sich in die Familienangelegenheiten von Nuffie mischen oder einen Versuch machen werde, die Unfälle Ederesa's wieder auszugleichen; es müßte denn dieser versprechen, alle Verbindung mit den Falatahs abzubrechen, mit welchen er in keinem guten Vernehmen steht, und sich anheischig machen, zu ihrer gänzlichen Vertilgung die Hand zu bieten. Nuffie's Geschick ist bereits entschieden; es gilt in jedem Sinne des Wortes für ein erobertes Land und ein Falatah ist sein Monarch.

Sonntag, 31. October. Man hat uns Winke gegeben, daß uns der Herr von Damuggu länger aufhalten will, als uns lieb und seinem Worte gemäß ist. Um zehn Uhr des Morgens ließ er mich zu einem Besuche einladen, und ich entsprach sogleich seinem Verlangen. Ich fand ihn in ernstem Gespräche mit seinen Priestern und als er mich nur sah, verlangte er, daß ich neben ihm Platz nähme. Er schien sehr ernsthaft, ließ mich aber nicht lange rathen, was kommen solle, denn indem er sich zu mir wendete, sagte er mit einem tief heraufgeholten Seufzer, daß der Fetisch, der gestern zu unserm Besten gefertigt worden sei, sich nicht günstig geendet habe. Wir würden mancherlei Noth erfahren, bevor wir zur See kämen; davon sei er überzeugt.

Alles dies wurde mit vielem Ernste geäußert und seine Züge drückten große Theilnahme aus. Ich bat ihn, unsertwegen sich nicht zu bekümmern; wir fürchteten uns vor nichts; wir hätten in Afrika Niemandem Leides gethan und trauten auf Gottes Schutz. „Schön," sprach er, „wenn meine Leute aus Bocqua kommen, so sollt ihr in ein Paar Tagen abgehen!" Ich dankte ihm für seine Freundschaft und empfahl mich.

Im Verlaufe des Gesprächs theilte er uns noch mit, daß er nicht daran denken könne, uns in einem alten lecken Kanoe, wie das unsrige sei, und ohne Schutz fortreisen zu lassen; es würde sich so etwas nicht für unsern Rang schicken, wir würden tausend Mühseligkeiten und Gefahren zu bestehen haben, meinte er, wenn wir weiter den Fluß hinab ohne Boten und Führer gingen. Unser Kanoe sei nicht werth, die See zu sehen, äußerte er, denn der Sonnenhitze preisgegeben, war es an mehrern Orten aufgesprungen. Alle diese Betrachtungen hätten ihn bestimmt, uns ein besseres Kanoe zu besorgen; doch drückte er seinen Unmuth aus, daß er uns nicht eher Mannschaft dazu geben könne, bis sie von Bocqua zurückkomme. Dahin geht sie morgen ab und unter drei Tagen ist sie nicht wieder da. Wir hatten kein Mittel dagegen und was die Eile betraf, so mußten wir schon, ohne Einwendungen zu machen, die doch nichts halfen, uns darein fügen.

Wir machten am Vormittage dem Fürsten eine Flinte zum Geschenke, die einem unserer Leute gehörte, und fügten meine zerbrochene Uhr hinzu, welche er nach Bonnei, um sie ausbessern zu lassen, senden will. Sonst konnten wir ihm nichts anbieten, als Nadeln, ein Paar Armspan-

gen oder unsere eignen Kleider, die ihm aber eben nicht besonders zu gefallen scheinen. Aber wir haben ihm versprochen, daß, wenn uns seine Leute glücklich nach Bonnei bringen, wir ihm etwas Beifallwürdigeres und Werthvolleres senden wollen, denn von den englischen Schiffen, die dort liegen, würden wir uns dergleichen schon verschaffen können. Diese Versicherung hat ihm viel Freude gemacht und er äußerte den lebhaftesten Dank. Wie leicht europäische Artikel an der Mündung des Flusses zu erhalten sind, weiß er recht gut und so rechnet er ohne Zweifel auf recht reiche Gaben. Auch verdient er eine solche von uns, denn sein Verfahren war vom Anfange an höchst befriedigend, und immerfort bezeugt er uns jede Gefälligkeit; alle Morgen schickt er uns Lebensmittel, die für funfzig Mann den Tag über ausreichen könnten, und dazu Palmwein, Rum, Kokusnüsse, Bananen und viele andere Dinge.

Ein großer Theil der Einwohner verließ heute Morgen Damuggu, den Bocquamarkt zu besuchen. Sie bringen Pulver, Musketen, Seife, Manchester, baumwollene Waaren und andere europäische Manufakturwaaren, nebst einer großen Menge Rum oder besser Rum mit Wasser gemischt dahin, denn nur ein Drittheil davon ist wahrer Weingeist und selbst dieser ganz schlecht. Alle diese Artikel werden gegen Elfenbein und Sklaven ausgetauscht und dann wieder an europäische Kaufleute abgesetzt. Der Niger fällt nun schnell. Seit zwei oder drei Tagen ist er um so viel Fuß gefallen, was uns die Meinung bestätigt, daß im Innern der Regen vorüber ist, wenn er auch hier gleich erst nachläßt.

Die Einwohner in diesen Gegenden haben wohl kaum

je etwas von Mahomeds Religion gehört und glauben also vollkommen an Götter und Geister, wie in Jarriba u. a. O. Sie haben eine Menge Schutzgötter und andere, denen obliegt, die öffentlichen Angelegenheiten zu besorgen, zu schützen. Ihre religiösen Tänze, Gesänge oder Hymnen, diesen Gottheiten geltend, entfernen sich nur wenig von denen anderer heidnischen Leute, und eben so haben die abergläubischen Gebräuche viel Aehnliches damit. In ihrem Glauben an die Fortdauer des Geistes, den künftigen Zustand von Leib und Seele ist nichts besonderes.

Der letzte Besitzer der Hütte, die wir bewohnen, starb vor einigen Tagen und ward begraben, allein in der jüngsten Nacht ward öffentlich mitgetheilt, daß er von seinem Schutzgotte wieder zum Leben erweckt und von dem Tode aufgestanden sei. Dinge solcher Art kommen, sagt man uns, nicht selten vor und das Gerücht werde geglaubt, mindestens behauptete jedermann, daß er daran glaube. Es bildete sich ein großer Zug, den wie gewöhnlich Sänger und Tänzer begleiteten. Der Mann, welcher angeblich so eine große Umwandlung erlitten hatte, wurde in die Mitte genommen und durch die ganze Stadt getragen, sich allen gratis zu zeigen, die Lust hatten, ihn zu sehen. Als der Zug wieder an dem Hause des Fürsten hielt, erschien ein Bote bei uns, zu fragen, ob wir Neigung spürten, das Wunder daheim in Augenschein zu nehmen, allein wir lehnten die beabsichtigte Ehre ab, denn es wäre äußerst unangenehm gewesen, von einer Menge ungewaschenen halbnackten Pöbels in unserer Hütte erdrückt zu werden. Was nun noch aus dem Manne wird, wissen wir nicht, allein jedermann vermuthet, daß er morgen noch einmal stirbt.

Es scheint uns kaum glaublich, daß der Fürst, der viel Verstand und Einsicht hat, solchem herrlichen Unsinn und Aberwitze irgend einiges Vertrauen schenken sollte. Lieber meinen wir, daß er das Geschwätz achten müsse, welches die Priester bei seinem leichtgläubigen Volke geltend machen; daß er aus Klugheit lieber beistimmt und ihren Possen zuschaut, denn erst ganz kürzlich sendete er nach Nuffie, um einen mahomedanischen Priester zu erhalten, der nun auf sein Oberkleid arabische Sprüche u. s. w. schreibt. Er hat ihn in viele seiner Geheimnisse eingeweiht und mit Wohlthaten überschüttet; ob er aber im Herzen Mahomedaner oder Heide ist, bleibt uns räthselhaft. Welches Vertrauen er aber auch zu seinem Mallam hegen mag, so hat doch ein weißer Mann, ein Christ, auf seine Achtung noch größere Ansprüche, wie er sich ausdrückt, und zum Beweise davon quälte er uns um einen „mächtigen Zauber,“ denn er war überzeugt, daß wir allein die Macht hätten, solchen zu geben. Die Tugend desselben soll besonders darin bestehen, daß er im Kriege glücklich ist. Er hat einen Bruder, wie er uns sagt, und dieser herrscht in einem mächtigen nahen Reiche, allein seit vielen Jahren lebt er mit ihm in Feindschaft und möchte nun gern ihn bekriegen, ihn unter seine Botmäßigkeit zu bringen, „um seinen Fuß auf seinen Nacken zu setzen“ und statt seiner zu regieren. Von diesem Bruder und dem vorigen Könige, ihrem Vater, erzählte er uns folgende Geschichte:

Der verstorbene König von Atta war ein sehr mächtiger Herrscher, einer der reichsten, was Geld und Sklaven betraf, daß man kaum einen je so im Lande gekannt hat. Allein seine Haussklaven wurden zu fünfhundert veranschlagt,

und durch Fleiß, Sparsamkeit, Sorgfalt hatte er während eines langen Lebens so viel Geld (in Cauries) angehäuft, daß man sieben oder acht gewöhnliche Hütten damit füllen konnte. Die ihm nahe wohnenden Völker fühlten seinen Einfluß und zitterten vor seiner Macht; ihre Fürsten bewarben sich durch freiwillige Geschenke um seine Freundschaft und erkannten seine Uebermacht durch demüthigende Nachgiebigkeit an. Er selbst benahm sich in den innern Angelegenheiten, wie den Familienverhältnissen des Königreichs Funda sehr gewaltig und setzte die Fürsten dort ab und ein, wie ihn die Laune trieb oder der Zorn spornte.

Jetzt aber traf es sich endlich, daß der mächtige König starb, wie alle großen und kleinen Fürsten sterben müssen, und er ward nach der Sitte des Landes mit vielen öffentlichen Ehren und allen seinen Reichthümern begraben.

Sein ältester Sohn, der ein habgieriger und geldhungriger Fürst war, folgte ihm auf dem Throne, allein statt den Reichthum seines ehrwürdigen Vaters zu haben, besaß er nicht einen Caurie. Sich seiner Armuth wohl bewußt, bei seinen Unterthanen weder geachtet, noch gefürchtet, fand er Veranlassung, über den Nutzen, den Werth, den Zweck des Geldes unter den Menschen, die Armuth und das Elend, wozu der Mangel desselben in der Regel Anlaß giebt, vielerlei tiefsinnige Betrachtungen anzustellen. Endlich wurde er von Zweifeln und Ungewißheit überwältigt; er vergaß jede kindliche Zärtlichkeit und die Achtung, welche er dem Andenken seines Vaters schuldig war. Er kam zu dem Schlusse, daß das Geld, welches begraben war, dem Todten in der andern Welt gar nichts nütze, sondern es eine lobenswerthe, fromme That sei, es wieder auszugraben

und in Umlauf zu bringen. Und damit solcher nichtsnutziger Gebrauch in Zukunft keine Nachahmung mehr fände, that er den Ausspruch, daß der Leichnam seines Vaters öffentlich bestraft werde. Voll von diesem Entschlusse verletzte er die Heiligkeit des Grabes und befahl, alles, was darin sei, herauszunehmen. Gleich darauf wurde das Geld in Sicherheit gebracht, den Sklaven aber befohlen, dem Leichnam den Kopf abzuhauen, diesen an einer bemerkbaren Stelle aufzustecken, zur Strafe für die geizige Leidenschaft, welche sein Vater gehegt habe, so lange er lebte; so wie für das gehässige Verbrechen, alles sein Vermögen mit sich begraben zu lassen, und endlich zur schrecklichen Warnung fürs Volk.

Dieser Mangel an kindlicher Liebe beim neuen König, seine nicht zu rechtfertigende, unnatürliche Handelsweise, den Leichnam seines Vaters zu entehren, besonders aber die Verachtung einer Sitte, welche durch die Zeit ehrwürdig, durch die vereinte Stimme von Menschenaltern geheiligt worden war, machte auf die Gemüther seiner Unterthanen einen zwar stillen, aber tiefen Eindruck; ihre Gefühle blieben lange unterdrückt, endlich aber brachen sie leidenschaftlich aus; der Funke entzündete sich zur Flamme; eine mächtige Parthei bildete sich, den gottlosen Fürsten abzusetzen. Sie erhoben den jüngern Bruder zu ihrem Führer und ein blutiger Bürgerkrieg war die unmittelbare Folge; allein die beste Zeit hatten sie vorbeigehen lassen; der König saß schon zu fest, um von ihren Angriffen viel zu leiden. Die Rebellen wurden aller Orten geschlagen; wer nicht fliehen konnte, verfiel dem Schwerte. Der Fürst von Damuggu, unser Fürst, ist der nicht glückliche Bruder, und der Häupt-

ling von Bocqua, unser Freund, war einer seiner Hauptanhänger.

Dies erklärt uns auch, warum der letztere nicht Lust hatte, uns einen Führer nach Atta zu geben und welche gerechte Furcht er für dessen Leben hegte; sie wäre sicher auch in Erfüllung gegangen.

Dienstag, 2. November. Es ist doch äußerst schmerzlich und eln recht peinigender Gedanke, daß wir unsern Landsleuten so nahe sind, unsere Reise zu Ende geht und wir doch nicht Erlaubniß haben, hinzukommen. Wie quält es nicht, an den Willen eines Mannes gebunden zu sein, der sich gar nicht in unsere Stimmung versetzen, nicht unsere Hoffnung, unsere Furcht theilen kann und uns einen Tag nach dem andern mit leeren Versprechungen hinhält! Da wir sahen, daß die Handelsleute von Bocqua noch nicht zurückgekehrt waren, wie man uns vorgespiegelt hatte, so schickten wir heute Morgen zum König und ließen ihm ernstlich unsern Entschluß mittheilen, daß wir lieber jede Gefahr wagen, als länger in Damuggu aufgehalten sein wollten, indem wir ihm dann sein feierliches Wort ins Gedächtniß riefen.

Dies hatte eine Antwort auf der Stelle bewirkt; wir sollten unserm Verlangen nach gleich heute noch abreisen können, wenn wir es mit Sicherheit thun zu können glaubten. Was ihn aber beträfe, so könne er uns nur eine Tagereise weit hinab am Flusse schützen und führen lassen. Dort herrsche der Fürst eines mächtigen Landes, und er sei genöthigt, uns in seine Hände zu überliefern: natürlich werde dieser Monarch ein ansehnliches Geschenk erwarten nnd uns

mehrere Wochen bei ihm zu bleiben nöthigen. Wollten wir aber dagegen auf der andern Seite noch zwei Tage länger auf die Rückkehr seiner Unterthanen warten, so würde er im Stande sein, uns gleich nach Bonnei zu senden, ohne an obigem Orte anzuhalten und überhaupt ohne bei irgend einer wichtigen Stadt auf der Fahrt zu landen. Da unter zwei Uebeln gewählt werden mußte, zogen wir doch lieber das vor, welches uns das kleinste dünkte und beschlossen also lieber noch einen oder zwei Tage hier zu bleiben. Der einzige Umstand, der uns mit dem elenden Aufenthalte hier versöhnen kann, ist die fortdauernde Höflichkeit, Großmuth und zärtliche Aufmerksamkeit des Fürsten.

Die Straßen von Damuggu sind zufolge der Beschaffenheit des Bodens und des jetzt gefallenen Regens so schmuzig, daß wir nicht aus unserer Hütte treten können, ohne mit schwarzem, schmierigem Kothe bedeckt zu werden, und so aus Noth gezwungen sind, zu Hause zu bleiben. Unsere Hütte beträgt nicht mehr, als sechs oder sieben Fuß im Durchmesser, und im Innern ist sie so finster und häßlich, daß wir weder zum Lesen noch zum Schreiben Licht genug haben. Hierzu kommt noch, daß wir vom ersten Tagesscheine an bis zum späten Abend von einer Menge unverschämter Patrone belästigt werden, die sich rund um die Thüre und in den Eingang wie eben so viel Marmorblöcke hinsetzen und uns zum Trotze bleiben, daß auch nicht ein bischen frische Luft hereinkann. Der Fürst, bei dem wir uns bitter beschwert haben, sagt uns ganz ernsthaft, „daß wir ihnen die Köpfe abhauen sollen,“ allein mit dem Gedanken, menschliche, so schwarze und gräßliche Köpfe zu unsern Füßen herumkollern zu sehen, können

wir uns doch nicht befreunden und so nehmen wir zu sanftern Strafen unsere Zuflucht, die aber bis jetzt noch von keinem guten Erfolge begleitet waren.

Wenn der Abend kommt und der Mond glänzend über unsern Häuptern wie über der ganzen Natur scheint, suchen wir den Genuß des Schlafes, allein wer kann schlafen, wenn Legionen Muskitos uns singend ins Gesicht sehen und ohne Gnade quälen und peinigen? Wirklich werden oft der Fürst und sein Volk mitten in der Nacht genöthigt, in freier Luft oder unter einem Baume gegen die Angriffe dieser quälenden Insekten Schutz zu suchen, aber wir können nur nicht zu diesem Mittel greifen und sind daher genöthigt, weil Müßiggang aller Laster Anfang ist, die schlaflosen Stunden der Nacht damit hinzubringen, unsere eingewurzelten Feinde zu schlachten, und damit hören wir nicht eher auf, bis der Morgen dämmert.

Mittwoch, 3. November. Die Bevölkerung dieser Stadt trägt in der Regel Manchestercattun, wenn ein Rock, um die Hüften befestigt und bis zum Knie reichend, eine Kleidung genannt werden kann. Das hübsche stattliche Oberkleid oder Gewand des innern Landes trägt nur der König und einer oder der andere der vornehmsten Einwohner. Mit den Bewohnern der innern Länder scheint die Bevölkerung hier wirklich nicht viel Verbindung zu haben, und je näher wir der Küste kommen, desto schneller sehen wir auch die Fortschritte der Civilisation abnehmen. Die Frauen haben gern Glasperlen, alle schätzen mehr die kostbarern Arten. Sie machen den einzigen bei ihnen gewöhnlichen Schmuck. Damuggu ist eine ansehnliche und volk-

reiche Stadt, doch entsetzlich voll Schmuz. Die Hütten sind rund, ziemlich gerade wie die von Zagoschie geformt und aus Lehm und Koth gebaut, von hölzernen Pfählen und Sparren gefügt. Ohne Ausnahme sehen alle armselig, gering und äußerst elend aus.

Die Einwohner, welche nicht mit dem Handel beschäftigt sind, legen sich auf den Anbau des Bodens. Yams und indianisches Korn bilden die vorzüglichste, wo nicht die einzige Pflanzenspeise der ärmern Klasse, die selten etwas anderes genießt. Die Platanen und Bananen werden aus einem andern Lande hergebracht, sind aber meist außer ihrem Bereich, da sie zu theuer sind, und mit Ausnahme der Kokusnuß die einzige Frucht und Pflanze bilden, womit sie bekannt zu sein scheinen. Reis, der doch fast überall wächst und so überflüssig fast in der ganzen Nachbarschaft gefunden wird, haben sie nie gesehen; verschiedene Getraidearten, welche schon im nahen Nuffie und Funda in ansehnlicher Menge gebaut werden, kennen sie entweder gar nicht, oder die Arbeit, welche bei ihrem Anbau nöthig ist, die Aufmerksamkeit, welche die reifende Ernte verlangt, dünkt ihnen zu groß, um den Genuß auszugleichen, der ihnen aus der Einführung dieser verschiedenen Früchte erwachsen könnte.

So beschränken sie denn ihre ländlichen Arbeiten blos auf den Maisbau, der die schlechteste aller Getraidearten liefert, und die Yams. Ein Pferd sahen diese Menschen nie; sie haben nicht die entfernteste Vorstellung von einem solchen Geschöpfe. Ihre häuslichen Thiere sind Hunde, Schaafe, Ziegen und das gewöhnliche Federvieh. Die Kuh darf nicht mit eingezählt werden. Hühner und Ziegen sind

in Menge da, Schaafe sieht man nur wenig und selbst diese stehen denen im Innern weit nach. Im Flusse werden vortreffliche Fische gefangen, die zum Theil den Mangel an anderer Fleischnahrung ersetzen.

Der König stattete uns diesen Nachmittag einen Besuch ab und war sehr geschmackvoll mit einem schönen Obergewande von Seide und Baumwolle, in Nuffie gearbeitet, angethan. Er wiederholte sein Versprechen, daß wir morgen abreisen können, und obschon die Leute noch nicht vom Markte zurück sind, so erwartet man sie doch sicher heute Abend. Er zeigte so viel angeborne Artigkeit, und versprach, daß wir nicht länger aufgehalten werden sollten, mit so viel Ernst und anscheinender Redlichkeit, daß wir ihm zu glauben bewogen wurden.

So gutmüthig der Fürst von Damuggu aussieht, so würdevoll seine Erscheinung ist, so hart ist er doch in seinen Strafen. Oefters geht die unnütze Grausamkeit so weit, seine Unterthanen wegen einer bloßen Kleinigkeit hinrichten zu lassen. Heute Morgen ward gegen einen sehr angesehenen jungen Mann, der nahe mit dem König verwandt, wo nicht gar sein Sohn ist, angebracht, daß er dem König ein Stück Manchestercattun entwendet habe. Auf der Stelle wurde dem Schuldigen das Todesurtheil gesprochen, als er das Verbrechen gestanden hatte. Diesen Abend sollte das Urtheil vollzogen werden. Er flehte uns, in englischer Sprache, mit der jämmerlichsten Geberde an, uns für sein Leben zu verwenden, indem er noch betheuerte, daß wenn auch alle Einwohner der Stadt zu seinem Gunsten herbeieilten, ihre Vorstellungen und Bitten nichts

helfen würden, eines weißen Mannes Flehen aber unwiderstehlich sei.

Wir sendeten erst Pascoe an den Fürsten und drückten den Dank aus, den wir fühlen würden, wenn er aus Rücksicht auf uns dem Verbrecher Gnade gewähren oder mindestens die Strafe auf tüchtiges Durchpeitschen beschränken wolle. Allein der strenge Richter ließ sich durch unsern Boten nicht von seinem Vorsatze abbringen. Seine Antwort war charakteristisch: „Sage den weißen Männern, daß eines schwarzen Mannes Vorbitte nutzlos und eitel sei; ihm würde ich so eine große Gunst nicht bewilligen. Wenn aber sie beide, oder einer von ihnen zum Besten des Jünglings in Person, in ordentlicher Weise sprechen will, so lasse ich mich vielleicht bereden, ihm zu vergeben.“ Mein Bruder faßte den Wink auf, schmeichelte der Eitelkeit des Fürsten durch seine persönliche Verwendung und wirkte so des Jünglings Begnadigung aus, dessen Leben er mit wenig Mühe rettete. Die Dankbarkeit desselben kam, wie es schien, von Herzen.

Um fünf Uhr Nachmittags kamen die Leute vom Bocquamarkt und der Fürst ließ uns sagen, daß wir uns morgen Abend bereit halten sollten, Damuggu zu verlassen. Er ist immerfort freundlich gegen uns und hat uns an nichts Mangel leiden lassen, was der Ort hergeben konnte. Seine Unterthanen haben kein Glück mit dem Sklavenhandel gehabt; der Preis war zu hoch, um mehr als einige einzukaufen. Zwar hatten sie noch andere Handelspläne, aber der Hauptgegenstand war Sklavenankauf.

Donnerstag, 4. November. Unsere Abreise, unser künftiges Geschick haben den ganzen Tag beinahe die Aufmerksamkeit des Fürsten und seiner heidnischen Priester in Anspruch genommen. Der Fetisch, welcher schon ziemlich fertig war, hat sich nun günstig gezeigt, und in der Hoffnung, ein besseres Zeichen für unsere Fahrt nach Bonnei zu finden, um auszumitteln, ob wir heute abreisen sollten oder nicht, hat der Fürst mit seinen Priestern auch fleißig die Eingeweide von Hühnern befragt. Aber beiden wurden sehr ungünstige Antworten daraus zu Theil. Doch durch solche Mittel ließ sich unser Entschluß, abzureisen, nicht erschüttern. Der eignen Anordnung des Fürsten zufolge wurden unsere Leute ins lecke Kanoe mit dem schwersten Gepäcke eingeschifft; ich und mein Bruder mußten dagegen in eines seiner eigenen steigen und mit uns nehmen, was uns am liebsten war. Ein vernünftiger Einwurf ließ sich dagegen nicht machen, da unser altes Kanoe zum Theil ausgebessert worden war.

Gleich nach vier Uhr brachten wir das Gepäck nach dem Ufer und fingen mit dem Einladen an. Lange zuvor, ehe es fünf war, stand unsererseits jeder bereit, die Stadt zu verlassen und wir saßen bis Sonnenuntergang im Kanoe, immer die Ankunft der Ruderer erwartend, welche aber gar nicht gesonnen schienen, ihre Gegenwart zu beschleunigen. Endlich wurden wir besorgt und des Harrens müde. Hunderte hatten schon lange den Blick auf uns gerichtet und mancher war von fernen Theilen der Stadt zu Wasser gekommen. Aber als ihre Neugier hinlänglich gestillt war, zerstreuten sie sich nach allen Richtungen und wir blieben fast ganz allein da. Mit dem Fürsten konn-

ten wir nicht sprechen, weil er mit seinen Priestern eine religiöse Ceremonie abmachte, und so waren wir eine Zeit lang unsern eignen Gedanken überlassen, die eben nicht von der angenehmsten Art waren.

Endlich als unsere Ungeduld den höchsten Grad erreicht hatte, sahen wir den Fürsten mit einem ganzen Zuge kommen. Der Mallam und alle seine Vornehmen begleiteten ihn und brachten große Krüge voll Palmwein. Nahe am Ufer wurde eine Matte hingebreitet, der Häuptling setzte sich darauf und wir wurden eingeladen, zu beiden Seiten von ihm Platz zu nehmen. Der Palmwein und etwas Rum kamen nun zum Vorschein; da wir für lange Zeit von unserm gastfreundlichen Wirthe Abschied nahmen, so tranken wir lieber, als daß wir ihn durch eine Weigerung beleidigt hätten. Der Palmwein kreis'te ungehindert in der Schaale herum und die Einwohner, welche alle unsere Handlungen mit nicht wenig Aufmerksamkeit betrachteten, schienen große Freude zu haben, als sie ihren Herrscher nebst den Priestern mit den weißen Männern auf so vertrautem Fuße sahen. Während dessen wurden mehrere Elephantenzähne und eine Anzahl Sklaven und Ziegen ins Kanoe als Geschenk für den König von Bonnei gebracht. Uns gab man eine fette Ziege als Abschiedsgabe und eine kleine Flasche Rum erhielt mein Bruder vorn im Busen als Herzstärkung für die Nacht. Wir tranken und schwatzten hinter einander weg bis halb sechs Uhr, wo wir Pascoe mit dem alten Kanoe voraus absendeten und ihm sagten, daß wir ihn bald einholen würden.

Zu unserm großen Verdrusse konnten wir ihm nicht eher, als Abends acht Uhr folgen, da uns eine neue Fe-

tischceremonie aufhielt. Der mahomedanische Priester gab uns das Maaß und die Gestalt eines großen Spiegels, eines schönen Schwertes und einiger andern Artikel, die er von uns aus England zu erhalten wünschte, dann standen wir auf, Abschied vom König zu nehmen und drückten unsern Dank mit Herzlichkeit und Offenheit für die edle wohlwollende Aufnahme aus, die wir bei ihm gefunden hatten. Unser eignes Kanoe war schon mit unsern Leuten lange voraus; es war schon finster, als wir in das des Fürsten sprangen, das unserer wartete und nun in den Strom lief. Wir waren erst in geringer Entfernung vom Ufer, als alle Fetischverehrer bis an die Knie ins Wasser gingen und ein langes Gebet murmelten, worauf sie mit jedem Fuße das Wasser nach unserm Kanoe spritzten und wir fortruderten. Damuggu ist sehr ausgedehnt und eigentlich eine Reihe von Dörfern, die längs dem westlichen Ufer hinliegen. Als wir bei einem derselben hielten, das ziemlich fern vom Orte lag, wo wir aufbrachen, sprangen eine Menge Menschen vom Ufer nach unserm Kanoe ins Wasser und schlugen darin herum, den Zorn ihrer Götter zu beschwören, uns aber glückliche Reise zu verschaffen.

Die Einwohner thun alles halb; als wir bei diesem Dorfe anlangten, fand sich's, daß wir nicht Ruderer genug hatten; jetzt schlenderten sie um uns herum und schrien um Aushülfe, bis endlich noch zwei Kameraden zu ihnen stießen. Jeden Augenblick hielt das Kanoe aus irgend einer Ursache an, die Ruderer murmelten wenigstens leise zu ihrem Fetisch und baten denselben um eine glückliche Reise. Als alle wieder im Kanoe waren, gleiteten wir schnell und froh den Strom hinab, ohne irgendwo mehr anzuhalten

oder bis Mitternacht auf ein Hinderniß zu treffen. Die Ruderer unterhielten uns mit ihren heimischen Liedern, schlugen mit den Rudern den Takt dazu und alles trug das Seinige dazu bei, die Fahrt recht angenehm zu machen, wenn wir nicht besorgt gewesen wären, daß Pascoe so weit von uns war, ohne einen Boten oder Führer zu besitzen. Es brachte uns dies zu dem Beschluß, ihn nicht wieder fortzusenden, wenn nicht ich oder mein Bruder dabei sind.

Die gute Aufnahme, welche wir beim Fürsten Damugg u's fanden, möchten wir wohl ganz auf Rechnung des Einflusses setzen, den der alte Mallam hatte. Die Einwohner von Nuffie haben die Eigenthümlichkeit, von uns, so oft wir mit ihnen zusammenkamen, nur Gutes zu sagen, und ohne Zweifel wirkte der Bericht dieses Alten so mächtig zu unserm Vortheil bei dem Fürsten. Es that uns recht leid, nichts als ein Paar Nadeln für die uns während unsers Aufenthalts bewiesenen Dienste geben zu können, denn bei jeder Gelegenheit war er unser Dolmetscher gewesen.

Freitag, 5. November. Bis zwei Uhr des Morgens setzten wir unsere Fahrt fort, wo wir an einem Landungsplatze ankamen; er war nahe bei einem Dorfe, dessen Namen ich nicht ermitteln konnte. Hier landeten unsere Leute, unter den Bäumen eine Weile zu ruhen und die Ankunft unsers eignen Kanoes zu erwarten, das wir die ganze Nacht nicht gesehen hatten. Unser Aufenthalt war bei weitem nicht angenehm. Wir saßen zusammengepfropft in einem kleinen Fahrzeuge mit einem Dutzend Menschen als

Reisegenossen, außer vielen Ziegen und sechs Sklaven. Letztere bestanden aus drei Männern, zwei Weibern und einem hübschen kleinen Jungen. Keines von ihnen allen schien es nur einen Augenblick zu bedauern, daß sie ihre Heimath verließen, ob sie schon wußten, daß sie an der Küste verkauft und in ein fremdes, fernes Land gebracht würden. Eine unruhige Frau allein müssen wir ausnehmen. Sie schrie die ganze Nacht von Zeit zu Zeit, allein ihr Schmerz war augenscheinlich erkünstelt und ihr Zweck nur offenbar mehr, ihre Unglücksgenossen zu beunruhigen, ihren Wächtern Sorge zu machen, als ihre eignen Gefühle laut werden zu lassen. Das Schreien dieser ungeselligen Reisegesellschafterin wurde von Zeit zu Zeit durch ein Paar derbe Puffe beschwichtigt, die ihr einer der Ruderer auf den Kopf gab. Da die Sklaven durchaus nicht Raum hatten, sich niederzulegen, so setzten sie sich auf den Boden mitten unter die Ziegen und schliefen hier hart und fest, obschon das Wasser, das ins Kanoe eindrang, immer gegen ihren nackten Körper anschlug und sie bespülte. Der kleine schon erwähnte Knabe soll als ein Geschenk des Fürsten von Damuggu für den König von Bonnei dienen und ist mit seinen Genossen nicht auf gleichen Fuß gestellt, sondern wird sehr freundlich behandelt. Die Männer und Frauen liegen am Tage gefesselt, aber in der Nacht nimmt man ihnen die Ketten ab. Sie alle sind freie Leute gewesen, haben sich aber in Damuggu eines geringen Verbrechens schuldig gemacht und sind darum zu ewiger Sklaverei und Verbannung verurtheilt worden.

Morgen wird in dem Dorfe, neben welchem wir angelegt haben, ein Markt gehalten und große Kanoes mit

Menschen und Waaren liegen neben uns, denn ihre Besitzer beginnen, so wie der Morgen dämmert, ihre Handelsgeschäfte. Andere Kanoes kommen aus demselben Grunde von andern Orten her, so daß wir, jetzt um vier Uhr des Morgens, von einem großen Geschwader hiesiger Fahrzeuge umgeben sind. Das unsrige mit Pascoe und seiner Mannschaft ist eben auch eingelaufen; ein schweres, plumpes Werk, das darum den leichten Nachen der Einwohner bei weitem nachsteht. Pascoe sagte uns, daß er eine Menge großer Kanoes in der Meinung angerufen habe, wir wären es, und um so froher waren wir, daß er nicht angehalten worden war, im Gegentheil faßten wir von den Einwohnern hier eine recht vortheilhafte Meinung.

Der Fluß ging heute in westlicher und südlicher Richtung mit manchen Krümmungen, die Breite betrug bald eine, bald gegen zwei Stunden und die Strömung war sehr heftig. Die Ufer zeigten sich niedrig und morastig, mit vielem Unterholze bedeckt, das mit Palmenbäumen vermischt war.

Wir suchten ein wenig zu schlafen, aber fanden es unmöglich; um fünf Uhr früh am Morgen standen wir müde und matt auf. Der starke Thau, welcher gefallen war, hatte uns ganz durchgeweicht. Bei Sonnenaufgang ging ich zu meiner Mannschaft im alten Kanoe, worin das ganze Gepäck war, um sie zu größerer Thätigkeit zu spornen, denn sonst konnten sie mit den Leuten aus Damuggu nicht Schritt halten, leicht zurückbleiben und aus dem Gesichte kommen, und da mich das Kanoe meines Bruders leicht einholen konnte, brach ich um fünf Uhr auf, ihn mit den andern zurücklassend.

Das Dorf hier ist wegen seines Palmöls berühmt, welches im Ueberflusse gebaut wird. Die Käufer dieses Artikels sind außerordentlich zahlreich. Das Ufer war mit vielen hundert Menschen bedeckt, die alle eine unwiderstehliche Neigung hatten, einen Weißen zu sehen, so daß, um unangenehmen Folgen zu begegnen, meines Bruders Leute, als ich sie verlassen hatte, zwischen sieben und acht Uhr des Morgens vom Ufer abstießen und meiner Spur den Fluß hinab folgten.

Ich hatte einen Koffer und einen Medicinkasten in meines Bruders Kanoe nebst einigen Musketen zurückgelassen, im Falle er sie etwa nöthig hätte, und war vor Begier, nur fortzufahren, ohne Frühstück aufgebrochen, worüber meine Mannschaft sehr unzufrieden that. Sie klagte gar bald über Müdigkeit und verlangte zu essen. Ich munterte sie, so viel ich nur konnte, in der Hoffnung auf, sie noch eine Stunde weiter zu bringen, ehe wir hielten, und nahm selbst das Ruder in die Hand, ihnen mit einem Beispiele vorangehend. Zugleich sang ich ihnen Britanniens Loblied vor nnd sagte ihnen, daß wir in sechs oder sieben Tagen an die See kämen, wo ich sie alle gut belohnen wollte. Dies that die gewünschte Wirkung und konnte ich gleich nicht umhin, die Klagen der armen Schelme für gerecht zu halten, so fuhren wir doch recht lustig weiter.

Um sechs Uhr kamen wir einem Punkte ziemlich nahe, wo der Fluß eine schnelle Wendung machte und ehe wir es uns versahen, führte uns die Strömung in einen Strudel. Es kostete große Mühe, daraus loszukommen und wären wir der Küste noch zwei Ellen näher gewesen, so würde das Kanoe in Stücke zerschellt sein. Solche Gefahren las-

sen sich immer vermeiden, wenn man die Vorsicht braucht, mitten im Strome zu bleiben. Um sieben Uhr sahen wir einen kleinen Fluß von Osten her in den Niger fallen, dessen Ufer, wie die des Niger selbst, hoch und fruchtbar waren. Bald nachher gewahrten wir einen andern von Westen kommen, der mit dem östlichen ungefähr gleiche Größe hatte. Am rechten Ufer desselben, dicht zugleich an dem des Niger, sahen wir einen großen Handelsplatz; Kirrie nannte man mir ihn. — Der Fluß, welcher westlich da vorbeigeht, soll nach Benin gehen.

Am Ufer lag eine große Menge Kanoes, die alle sehr groß schienen und auf langen Bambusröhren eine Flagge führten. Wir nahmen keine Kenntniß von ihnen, sondern fuhren vorbei; aber bald nachher sahen wir wohl funfzig dergleichen vor uns den Strom herauskommen. Sie schienen sehr groß und dicht bemannt; von ferne nahmen sie sich sehr gut aus, denn jedes führte drei lange Bambusröhre mit fliegenden Fahnen daran, deren eine in jedem Ende des Kanoes und die dritte in der Mitte befestigt war. Als wir einander nahe waren, sah ich auf mehrern die Flagge der vereinigten brittischen Königreiche, während andere, weiße, Figuren von einem Mannsbeine, Stühle, Flaschen, Gläser und alle Arten solcher Bilder zeigten. Die Mannschaft war sehr zahlreich und, Beinkleider abgerechnet, in europäischer Kleidung.

Mir machte das Schauspiel außerordentliche Freude, besonders als ich unsere Flagge und europäische Kleidung unter ihnen sah; schon wünschte ich mir Glück, daß sie von der See heraufkämen. Doch alle süßen Vorgefühle verschwanden in einem Augenblicke, als wir aufs erste Kanoe

trafen. Ein großer, starker Kerl von höchst widrigem Ansehen winkte mir, zu ihm zu kommen, doch da ich ihn und seine Mannschaft wohlbewaffnet sah, fühlte ich eben nicht Lust, mich unter sie zu wagen und würdigte ihn keiner Aufmerksamkeit. Im nächsten Augenblicke hörte ich Trommelschlag, gleich darauf bestiegen mehrere Männer eine Platform und richteten ihre Flinten auf uns. Hier blieb nun nichts übrig, als zu gehorchen, denn die Flucht zu ergreifen, lag ganz außer der Frage, da unser plumpes, beladenes Kanoe dazu unfähig war und mit funfzig Kriegsfahrzeugen, wie sich diese auswiesen, wovon jedes gegen 40 Mann führte, die meist so gut bewaffnet waren, als wir, hätte nur geheißen, recht thörig das Leben von uns und unsern Leuten aufopfern. Außer den Musketen hatte noch jedes Kanoe vorn an der Spitze eine lange Drehbasse, welche eine fünf- oder sechspfündige Kugel schoß, und zum Ueberschuß gab es noch einen großen Vorrath von Säbeln und Enterhaken.

Jetzt waren beide Kanoes Bord an Bord und mit erstaunlicher Geschwindigkeit fand unser Gepäck den Weg in das unserer Gegner. Mir gefiel dies Verfahren ganz und gar nicht, und da meine Büchse mit zwei Kugeln und vier Schrotkörnern geladen war, legte ich wohlbedächtig auf den Anführer an, der für seine Frechheit im nächsten Augenblicke mit dem Leben hätte büßen müssen, wenn nicht drei seiner Leute auf mich zugesprungen und die Flinte mir aus der Hand gerissen hätten. Bald war ich meines Rockes und der Schuhe beraubt und da ich sah, daß einige der Kerle Pascoe's Weib wegrissen, verlor ich alle meine Selbstbeherrschung und war entschlossen, mein Leben so

theuer als möglich zu verkaufen. Ich ermuthigte meine Leute, sich mit ihren Rudern zu bewaffnen und aufs Aeußerste zu vertheidigen. Pascoe's Weib hielt ich augenblicklich fest und mit Hülfe eines andern meiner Leute befreite ich sie aus den Händen des Räubers, während ihm Pascoe mit einem unserer Ruder von Eichenholz einen Schlag auf den Kopf gab, daß er niederstürzte und nicht wieder zum Vorschein kam.

Unser Kanoe war jetzt gänzlich von Gepäck ausgeleert, denn andere Ladung führte es nicht; es fehlte also nicht mehr an Raum zum Schlagen, und da jeder mit einem Ruder versehen war, beschlossen wir, so wie wir den Feind los waren, den ersten besten, der sich an Bord wagte, niederzuschmettern. Doch es versuchte keiner, zu kommen, und da keines der andern Kanoes sich hinein zu mischen Lust bezeigt hatte, so hegte ich Hoffnung, einige Freunde unter ihnen zu finden, in jedem Falle hatte ich die Absicht, den Kerlen, die uns geplündert hatten, auf den Markt, nach dem sie zu steuern schienen, nachzufolgen.

Wir ruderten ihnen daher, so schnell als möglich war, nach. Meine Leute überdachten nun, da der Kampf vorüber war, ihre verlorne Lage. Alle ihre Habe war dahin; die Hoffnung, sie wieder zu erhalten, oder an den Räubern Rache zu nehmen, gaben sie auf und so überließen sie sich den Thränen, den Verwünschungen. Ich befahl ihnen, ruhig zu sein, und gab mir alle Mühe, sie zu beschwichtigen, indem ich ihnen sagte, daß, wenn wir nur glücklich bis zur See kämen, ich ihnen alles, was verloren sei, ersetzen wolle.

Wir folgten dem Kanoe, das uns angegriffen hatte,

so schnell als möglich, unser Gepäck vielleicht wieder zu erhalten, als uns einige Leute aus einem großen Kanoe anriefen, das, wie ich nachher erfuhr, vom neuen Calebarflusse herkam. Einer der Mannschaft, der dem Ansehn nach von Bedeutung schien, rief lustig herüber: „Hollah, weißer Mann, bist du Franzose, bist du Engländer?“ — „Ja, Engländer!“ antwortete ich gleich. — „Komm her in mein Kanoe!“ sagte er und schnell waren unsere beiden Fahrzeuge an einander. Ich stieg in das seinige und er gab drei seiner Leute in das meinige ab, um meiner Mannschaft beizustehen, die nach dem Handelsplatze ruderte. Die Leute auf dem Kanoe behandelten mich sehr freundschaftlich und ihr Führer, der mich begrüßt hatte, gab mir ein Glas Rum. Auch mehrere Frauen befanden sich an Bord, die an meiner Sicherheit großen Antheil zu nehmen schienen.

Während ich mich umsah, wurde ich meinen Bruder gewahr, der im Damuggukanoe auf mich zufuhr; der nämliche Schurke, welcher mich geplündert hatte, jagte ihm auf der Stelle nach. Da wir beide von einander seit heute Morgen getrennt waren, und die eingetretenen Ereignisse nur auf mich Bezug haben, so wird die folgende Erzählung meines Bruders dem Leser was ihm bis dahin begegnete, und das nun bald eintretende Unglück schildern.

* * *

„Mein Bruder hatte das Dorf ziemlich zwei Stunden vor mir verlassen und daher einen großen Vorsprung gewonnen, als das Damuggukanoe, in welchem ich zurückgeblieben war, vom Ufer abstieß. Da ich ihn gern einzuholen wünschte, denn er hatte keinen Führer am Bord, so

strengten sich die Leute erstaunlich an, die verlorne Zeit wieder einzubringen und es war wirklich überraschend, die Schnelligkeit zu beobachten, womit sie das Kanoe im Wasser forttrieben."

„Der Morgen war kühl, heiter und angenehm, die Sonne eben aus einer Menge dichter Wolken hervorgekommen, die nun mit einem Silberlicht eingefaßt schienen. Auf beiden Seiten des Flusses hoben sich schöne Berge wellenförmig, einer hinter den andern mit Grün bedeckt, empor und wechselten hier und da mit Wäldchen von dunkelgrünen Bäumen, welche die Aussicht noch angenehmer machten. Die glatte, helle Wasserfläche, blos von den Schlägen unserer Ruder gestört, der Fluß so ruhig und friedlich in seinem Laufe, spiegelte mit makelloser Wahrheit die Landschaft von beiden Seiten ab und bot seine freundliche Hülfe an, uns schnell nach dem lang gewünschten Ziele hinzufördern."

„Als wir vielleicht eine Stunde im Kanoe gewesen waren, glaubte einer unserer Leute, der gerade im Vordertheile stand, in beträchtlicher Ferne von uns in einem andern Kanoe ein Schaaf und eine Ziege zu entdecken, wie mein Bruder heute früh mitgenommen hatte. Da ihm und seinen Kameraden gar nicht einfiel, daß dieses andere Thiere sein könnten, ob ich schon für meinen Theil einräumen muß, wie mein Auge nicht scharf genug war, ihnen beizustimmen, so machten wir auf das verdächtige Kanoe Jagd. Die Leute nahmen alle ihre Entschlossenheit und Kraft zusammen; wie der Pfeil vom Bogen schoß das kleine Fahrzeug im Wasser hin. Bald gewannen wir den Vorsprung und die Verfolgten, unsern Zweck ahnend, unserer Absicht

nicht trauend, hielten sich dicht am Ufer, immer bemüht, von uns wegzukommen. Sie liefen in einen Fluß ein, der südwestliche Richtung hatte und verkrochen sich unter einer Menge Kanoes, die dort längs einem großen Marktplatze am rechten Ufer hielten."

„Es schlug dies den Muth unserer Leute nicht nieder und schreckte sie nicht ab, die Jagd fortzusetzen. Es gelang uns, sie in ihrem Schlupfwinkel zu entdecken und nach vielem Streiten und Drohen waren die Räuber — denn als solche wurden sie nun erkannt — genöthigt, die Thiere herauszugeben; aber wie mein Bruder zwei Menschen gestattet hatte, sein Kanoe zu plündern, setzte mich erstaunlich in Verlegenheit und ich war gar nicht im Stande, mir es erklären zu können. Mein Erstaunen aber kannte nun keine Gränzen, als ich auf den Marktplatz kam und hier, wie ich glaubte, große europäische Flaggen an Stangen fast auf jedem Kanoe wehen sah, das hier anlag. Bei näherer Betrachtung entdeckte ich freilich, daß sie nur Nachahmungen, aber doch mit ungemeiner Kunst und Nettigkeit gefertigt, seien. Die brittische Farbe schien vorzuherrschen und unter ihnen die Flagge der vereinigten Königreiche am beliebtesten zu sein."

„Meine bisherige Verwunderung nahm jedoch nicht im mindesten ab, als ich landete und hier den Markt von Leuten besucht sah, die europäische Kleidung trugen, obschon der wunderlichen Liebhaberei zufolge, die man unter den Wilden, welche mit Europäern Verkehr haben, stets bemerkt, keiner von allen einen vollständigen Anzug hatte. Der eine trug nur einen Hut und ein Stück Manchestercattun, um die Hüften gebunden; ein anderer ein Hemd,

der dritte eine Jacke u. s. f. Allen Einwohnern, die Könige ausgenommen, ist das Tragen der Beinkleider gesetzlich verboten und dieses Kleidungsstück in der Regel durch ein gewöhnliches Taschentuch ersetzt. Die ganze Menge bildete den buntscheckigsten Haufen, den ich je gesehen habe; nichts auf Erden konnte wunderlicher und lächerlicher aussehen. Viele von ihnen schwatzten französisch und englisch unter einander."

„Da der Zweck, wegen dessen wir auf dem Markte gelandet waren, zu unserer Zufriedenheit sein Ziel erreichte, so fuhren wir wieder in den Hauptstrom und trafen hier verschiedene Kanoes von erstaunlicher Größe, die von Süden heraufsteuerten. Daß Gefahr von irgend einer Art uns daher kommen könne, ahnete ich gar nicht, es kam in meine Gedanken bei diesem Anblick nichts als das Gefühl des Erstaunens und wir beschlossen, mitten hindurch zu rudern, um desto bequemer nach allen Seiten herumblicken und ermitteln zu können, ob sie etwa auch einiges an Bord hätten, das uns gehöre. Im nächsten Augenblicke erschien ein anderes Geschwader von der nämlichen Art, und in einem Kanoe desselben konnte ich meinen Bruder an seinem weißen Hemde erkennen. Ich glaubte, daß er die ihm gestohlnen Thiere eingefodert habe und jetzt wieder zurückkomme, so daß ich vollkommen im Herzen ruhig blieb."

„Als wir näher kamen, ergab sich's offenbar, daß dies nichts als Kriegskanoes von erstaunlicher Größe seien; ungeheure Flaggen mit verschiedenen Farben wehten auf denselben; ein Sechspfünder war im Vordertheil eines jeden aufgepflanzt und alle mit Weibern, Kindern, bewaffneten Männern bedeckt, welche letztere kampffertig da standen; sie

waren so groß, daß jedes von fast vierzig Mann gerudert wurde. Unserm Vorhaben gemäß fuhren wir mitten durch sie hin, konnten aber nichts sehen und als wir einige Schritte weiter waren, bemerkten wir beim Umsehen, daß die Kriegskanoes sich gewendet hatten, uns schnell nachzusetzen. Die Sache ließ sich sehr feindlich an; plötzlich kam mir der Gedanke an Gefahr in den Sinn; wir gaben uns alle Mühe bei dem Versuche zu entrinnen, allein die Furcht hatte sich der Herzen aller meiner Leute bemeistert, und da sie nicht im Stande waren, ihre Kräfte zu gebrauchen, kamen wir nicht vorwärts; alles war umsonst. In einem Augenblicke sahen wir unser Kanoe eingeholt und im nächsten voll Wasser, so heftig war der Stoß, womit der Verfolger gegen unser Fahrzeug stieß. Ein zweiter Stoß warf zwei oder drei meiner Leute aus Damuggu über Bord und der Stoß von einem dritten warf es um, daß es sank. Alles schien wie mit Zauberei zuzugehn, so schnell folgten die Ereignisse einander, doch in der Zwischenzeit waren ein Paar bös aussehende Kerle in unser Kanoe gesprungen und hatten bei der obwaltenden Verwirrung die Ladung desselben mit erstaunlicher Schnelligkeit herausgebracht."

„Als ich mich im Wasser erblickte, war sehr natürlich mein erstes Bestreben, wieder herauszukommen, und indem ich so ein hundert Schurken um mich sah, in deren Gesicht ich auch gar nichts von Mitleid oder Theilnahme entdecken konnte, schwamm ich einem großen, von den übrigen entfernten Kanoe zu, in welchem ich zwei Frauen und einige Mädchen gesehen hatte, denn in ihrer Brust, dachte ich, muß sicherlich Mitleid und Zärtlichkeit wohnen. Ein roher Kerl von Riesengestalt, wie man sich solche in den

Kinderjahren denkt, schwarz wie eine Kohle und von der häßlichsten Gesichtsbildung, durchschaute meine Absicht; er sprang schnell herbei, bog sich hinab, packte meinen Arm und zog mich mit einem Rucke aus dem Wasser, worauf er mich, ohne ein Wort zu sagen, wie einen Hund ins Kanoe fallen ließ."

„Ich erholte mich bald und saß mit meinen Gefährten, den Weibern und Kindern, da, welche sich, wie ich bemerkte, die Thränen von den Wangen trockneten. Jeden Augenblick erwartete ich einen grausamen, schmerzlichen Tod, „denn zu was sonst kann dies alles führen?" sprach ich zu mir selbst nnd die ganze Scene um mich herum machte wenig Eindruck auf mich. Meine Gedunken wanderten weit umher; dieser Tag, dachte ich, wird dein letzter sein. Immer so nachsinnend, blieb ich für alles gleichgültig, was um mich herum vorging, sorglos wegen des, was kommen werde: als ich aufblickte und in geringer Entfernung meinen Bruder sah, der fest die Augen auf mich heftete. Da er wahrnahm, daß ich ihn bemerke, erhob er den Arm mit schmerzlichem Blicke und zeigte mit dem Finger nach dem Himmel. O wie deutlich und beredsam malten sich alle Bewegungen seiner Seele in diesem Augenblicke auf seinem Antlitze! Wer würde ihn nicht verstanden haben! Er wollte andeuten: „„Baue auf Gott!"" Ich war von Schmerz ergriffen. Gedanken an Freunde und Heimath kamen mir schnell bei und überwältigten mich beinahe. Mein Herz überschaute die Scenen der Kindheit und des Knabenalters. Wie lebhaft kehrten die frühern Eindrücke in die Seele zurück! Doch nur einen Augenblick ließ sich solchen Gefühlen nachhängen. Ich erinnerte mich an das,

was ich jetzt war und sagte ihnen meiner Meinung nach ein ewiges Lebewohl. Mein Herz, meinen Sinn von allen irdischen Gedanken abziehend, flehte ich zum Gott mei- Lebens, vor dessen furchtbarem Throne ich bald zu erscheinen vermeinte, um Standhaftigkeit und Trost in der Stunde der Versuchung. Mein Herz ward ruhig und beschwichtigt; das Gemüth fand wieder Ruhe und Fassung; obschon rings umher nichts als Lärm und Störung war, herrschte doch in meinem Innern nur Ergebung und Friede."

„Wegen der Begierde und Unruhe, womit jeder in unsere Nähe zu kommen suchte, den erwarteten Raub zu theilen, entstand eine große Unordnung und mehrere Kriegskanoes stießen so heftig gegen einander an, daß drei oder vier zu gleicher Zeit umstürzten; die nun erfolgende Scene übertrifft jede Beschreibung. Männer, Weiber und Kinder klammerten sich an ihr schwimmendes Eigenthum und kämpften in den Fluthen, so laut als sie konnten, schreiend und jammernd, um vom Ertrinken gerettet zu werden. Andere, welche glücklicher waren, wehrten ihren Landsleuten, in ihre Kanoes zu kommen, indem sie mit den Rudern auf ihre Köpfe und Hände schlugen, sowie sie sich an den Seiten festhielten und die Schiffe bald umwarfen. Als der Lärm und die Unordnung einigermaaßen nachgelassen hatte, strich meines Bruders Kanoe dicht Seite bei Seite an dem vorbei, worin ich saß, und auf der Stelle zog er sein Hemd vom Leibe, mir es überzuwerfen, denn ich war ganz nackt. Dann stieg ich in sein Kanoe, denn mochte unser Schicksal sein, welches es wollte, so blieb es doch stets ein, wenn schon schmerzlicher, Trost, einander in der Stunde des Leidens und der Versuchung aufrichten und stärken zu können.

Kaum hatte ich aber dies gethan, als ein mächtiger Arm, dem ich nicht widerstehen konnte, mich wieder zurückzog und ich durch wilde Geberden bedeutet ward, still zu sitzen oder es koste den Kopf."

„Durch Trotz und Widerstand unsere Lage verschlimmern, wollten wir nicht; es wäre umsonst und lächerlich gewesen; deshalb erwiederte ich nichts, sondern that, was man verlangte, und gab schweigend auf jede Bewegung meiner Wächter Acht. Es gingen jetzt noch immer andere Kanoes ihres Weges nach dem Marktplatze ab und unter ihnen war eines von außerordentlicher Größe. Da ich mir vorstellte, daß es neutral sei und hoffte, es könne zu unserm Gunsten etwas ausrichten, so winkte ich der Mannschaft darin und grüßte sie auf die freundlichste Art, aber ihr wildes Herz war für jedes Gefühl unempfänglich. Sicher fehlte allen die freundliche Theilnahme an fremden Leiden. Ich möchte fast zweifeln, daß sie menschliche Wesen wären. Ihre häßlichen Züge wurden durch ein schreckliches Gesicht verstärkt. Sie spotteten über mich, klatschten in die Hände und tappten auf einer dumpfen Trommel, bis sie endlich mit lautem, höhnischem Lachen ihre Ruder ins Wasser stießen und davon ruderten. Solche Kränkung that weh; ich fühlte Schaam und Schmerz; mein Herz schien sich in sich selbst zusammenzuziehn. Einen weitern ähnlichen Versuch machte ich nicht."

* * *

Als ich meinen Bruder im Wasser schwimmen und die Menschen nach allem greifen sah, was sie erhaschen konnten, that ich alles, was in meinen Kräften stand, die

Leute in meinem Kanoe zu bewegen, daß sie ihm zu Hülfe kämen; Alles war umsonst. Sie fürchteten, daß die im Wasser Befindlichen das Kanoe, wenn sie herein kämen, umwerfen könnten, oder es dadurch überladen würde, deshalb blieben sie in der Ferne und überließen sie dem Zufalle. Meine Gefühle in diesem Augenblicke lassen sich nicht beschreiben. Ich sah meinen Bruder fast erschöpft und konnte ihm keine Hülfe leisten; außerdem war unser ganzes Gepäck geplündert und zu Boden gesunken. Eben war ich entschlossen, ihm ins Wasser nachzuspringen, als ich ihn auffischen sah.

Die Kanoes in meiner Nähe, so wie das meinige selbst, eilten jetzt nach einer kleinen Insel im Flusse, nicht weit vom Marktplatze, und bald nachher kam auch mein Bruder an. Einige Zeit nachher erschienen die Leute aus Damuggu und der Anführer der Abgeordneten von Bonnei; sie hatten wie wir alles verloren, was ihnen und ihrem Herrn gehörte. Es war dies Folge der Verwirrung, welche statt gefunden hatte, denn ohne Zweifel wären sie, wurden sie erkannt, nicht belästigt worden. Wir mußten alle in unsern Kanoes verbleiben und hatten nach so erfahrner Behandlung ein um so traurigeres Ansehen, da die Thränen und Klagen unserer Ruderer wie die der Leute aus Damuggu dazu kamen, ich und mein Bruder aber nicht in der Lage waren, ihnen irgend einigen Trost geben zu können.

Nach einigem Verweilen an der kleinen Insel stellten sich die Kriegskanoes alle in eine Linie und ruderten nach dem schon erwähnten Handelsplatze, Namens Kirrie, der auch ihr Bestimmungsort war. Es sollte hier, wurde uns

mitgetheilt, ein Palaver gehalten und die ganze Begebenheit in Ueberlegung genommen werden. Um 10 Uhr des Morgens stieg eine große Menge aus den Kanoes dort aus, einen „Kriegsrath zu halten," wie man es hätte nennen können. Uns selbst wurde nicht gestattet, ans Ufer zu gehen; man nöthigte uns in den Kanoes zu bleiben, ohne eine Kopfbedeckung zu haben und indem wir der brennenden Sonne preisgegeben blieben. Ein Mann in mahomedanischer Kleidung, von dem wir später erfuhren, daß er nahe bei Funda her gebürtig sei, kam zu uns und suchte uns zu beruhigen; unsere Herzen, sagte er, sollten nicht verzagt sein; in dem Palaver, das nun statt haben würde, hätten wir eine Menge Freunde, die für uns sprächen. Alle Leute in mahomedanischer Kleidung, welche von Funda kämen, den Markt hier zu besuchen, wären auf unserer Seite und außerdem eine Menge Frauen, die in Seide von verschiedener Farbe wohl gekleidet gingen. Es trugen diese weite Jacken, elfenbeinerne Ringe von wohl vier bis fünf Pfund Gewicht um die Knöchel und eben solche, obschon nicht so große, Armbänder. Vom Damuggu volke waren auch aus den verschiedenen nahe liegenden Städten wohl zwanzig Kanoes gekommen, und als sie hörten, wie man uns behandelt habe, wurden sie auch unsere Freunde, so daß wir allgemach glaubten, es sei noch eine Möglichkeit zum Entkommen und durch diesen Gedanken frischen Muth faßten.

Kurz vor Mittag war der Fluß ziemlich leer geworden; man feuerte einige Kanonen ab zum Zeichen, daß alle Schiffe am Markte anlegen und dem Palaver beiwohnen sollten. Begierig, den Ausgang einer Verhandlung

zu erfahren, in der wir so sehr betheiligt waren, und doch nicht im Stande, eine Nachricht davon zu erhalten, brachten wir die Stunden in Furcht und Zweifel hin, und überließen uns bald trügerischen Hoffnungen, bald düstern Ahnungen der Verzweiflung.

Die Sonnenhitze, der wir preisgegeben waren, braunte unerträglich und da ich nicht einmal ein Hemd hatte, meine Schultern gegen ihre sengenden Strahlen zu sichern, so suchte ich mir einen alten Rock von einem der Ruderer, der etwas englisch sprach, zu leihen. Einige der Frauen kamen vom Markte an unser Kanoe und sahen uns mit vielem Ausdruck und Mitleid an. Sie breiteten die Hände aus, als wollten sie sagen: Gott hat euch von einem grausamen Tode gerettet. Dann entfernten sie sich, kamen aber schon in einigen Minuten wieder, uns ein Bund Plantanen und zwei Kokusnüsse zu bringen. Es war ein angenehmes Geschenk und wir theilten es froh zwischen uns und unsern Leuten aus.

Jetzt entstand ein Auflauf auf dem Markte; alle Kanoes wurden nach unserm Gepäcke durchsucht; einiges fand man, der größte Theil war im Wasser zu Boden gesunken. Man brachte es ans Ufer und legte es mitten auf den Markt. Nun wurden auch wir von den Mallams eingeladen, zu landen und angewiesen, unsere Güter in Augenschein zu nehmen, zu sehen, ob sie alle da wären. Zu meiner größten Freude erblickte ich gleich die Kiste, welche unsere Bücher und eines von den Tagebüchern meines Bruders enthielt. Der Medicinkasten stand ihr zur Seite, beide waren aber mit Wasser gefüllt. Ein großer Teppich als Sack genäht, der alle unsere Kleidungsstücke enthielt, lag

aufgeschnitten da und der Inhalt fehlte, ein Hemd, ein Paar Beinkleider und eine Jacke abgerechnet. Manche werthvolle Artikel, die er enthalten hatte, waren abhanden gekommen. Mein ganzes Tagebuch, das Notizenbuch abgerechnet, worin ich die Bemerkungen von Rabba bis hierher aufgezeichnet hatte, vermißte ich. Vier Flinten, davon eine dem verstorbenen Park gehört hatte, vier Hirschfänger und zwei Pistolen waren auch dahin. Neun Elephantenzähne, die schönsten, welche ich je im Lande gesehen habe, und zum Geschenk von den Königen in Wowau und Bussa erhalten hatte, eine Anzahl Straußenfedern, einige sehr hübsche Leopardenhäute, eine Menge Saamen, alle unsere Knöpfe, Cauries und Nadeln, die uns zum Ankauf von Lebensmitteln so nothwendig waren: alles dies fehlte und sollte angeblich ins Wasser gerathen sein. Zwei Kisten und ein Sack allein ließen sich finden.

Man hatte uns angewiesen, zu setzen, und als wir es gethan hatten, bildete sich ein Kreis herum, uns Fragen vorzulegen. In demselben Augenblicke hörte man aber auch Geschrei und Waffengeklirr von ferne; die Menge gerieth in Aufruhr bei dem Lärm; alles zog den Säbel, verließ uns und stürzte nach dem Punkte, woher der Lärm kam. Die armen Frauen flohen mit ihrer wenigen Habe auf allen Seiten nach dem Flusse und wir, in der Meinung, bei längerm Sitzen mit Füßen zertreten zu werden, gesellten uns den Fliehenden zu; alles sprang in das Wasser, stürzte sich in die Kanoes und stieß vom Lande ab, ohne daß die Feinde zu folgen wagten. Die Ursache von allem war die Sucht des Ebuvolkes, noch mehr zu plündern. Da sie unsere wenigen Habseligkeiten auf dem Markte

gesehen hatten, die aus ihren Kanoes genommen worden waren, hatten sie einen Anlauf darauf gemacht, sich wieder in ihren Besitz zu setzen, allein die Einwohner, zum Kirrievolke gehörig, standen schon in Bereitschaft und führten Säbel, Flinten, Dolche. Die wilden Ebu's sahen ihren Versuch fehlschlagen; sie flüchteten sich wieder, ohne einen Angriff zu wagen, ob wir schon völlig der Meinung waren, daß wir Zeugen eines wilden blutigen Treffens würden sein müssen. Der Lärm, der Aufstand, der dadurch veranlaßt wurde, war schrecklich und über alle Beschreibung.

Bei alledem war es doch ein glücklicher Umstand, daß ich und mein Bruder, ohne es zu wissen, in dasselbe Kanoe gesprungen waren und so einander Gesellschaft leisteten, zugleich fanden wir, wenigstens einige Zeit, Gelegenheit, ohne Störung mit einander sprechen zu können. Er theilte mir alles mit, was seit heute Morgen vorgefallen war. Gleich mir hatte er keinen Gedanken an Unglück gehabt und durchaus nichts gethan, den ungeheuern Kanoes auszuweichen, die er mit ihren großen Flaggen bewunderte. Im Gegentheil hatte das auffallende und ungewöhnliche Ansehen, an welches keiner von uns gewöhnt gewesen war, nur dazu gedient, seine Neugier zu erregen, seine Bewunderung zu fesseln, statt Furcht oder Ahnung einer Gefahr zu wecken. Das Palaver hatte noch kein Ende und uns blieb hinlänglich Zeit, das Gemälde rings herum zu betrachten. Wir waren etwas vom Ufer stromeinwärts gerudert und hatten so vor uns den Marktplatz, dicht gepfropft von Menschen aus allen Theilen des nachbarlichen Landes, von verschiedenen Stämmen; eine wilde Menge von fürchterlichem Ansehen und rohen, ungeselligen Geberden. Ihnen

blieb es überlassen, uns Leben und Freiheit zu sichern, oder uns zur Sklaverei, zum Tode zu verurtheilen. Zum letztern Ausspruche konnten sie durch Mißtrauen oder Laune bestimmt oder durch Haß getrieben werden; zu dem erstern konnte sie Hoffnung auf Gewinn leiten oder Furcht vor Strafe treiben, denn viele waren von der Seeküste heraufgekommen, und ein Abentheuer, wie das unsrige, ließ sich nicht lange der Kenntniß unserer Landsleute entziehen.

Eine lange Strecke hinab war das Ufer mit ihren Fahrzeugen bedeckt, welche die Farben verschiedener europäischer Völker von langen Stangen herabwehen ließen. Letztere waren an den Ruderbänken befestigt. Manche Kanoes führten wohl drei Flaggen und alle solche Flaggen waren von ungeheurer Größe, mit blauem, zackenförmig ausgeschnittenem Cattun eingefaßt. Außer ihnen gab es noch andere von ganz sonderbaren, wunderlichen Mustern, die z. B. wilde Thiere, Beine von Menschen, Weingläser, Flaschen und noch sonderbarere Gestalten darstellten. Woher diese Wilden sich solche mit dergleichen Bildern verzierte Fahnen verschafften, wissen wir nicht anzugeben, allein wir erfuhren doch, daß jeder Stamm seine besondere Flagge führt, die, wo es einer wichtigen Unternehmung gilt, jedesmal entfaltet wird. Auch an einer Insel oder Sandbank mitten im Flusse lagen Kanoes; sie galt nach unserm Bedünken für neutral, denn die Mannschaft hier schien sich nicht in die Ereignisse des Tages zu mischen.

Zum Glück gab es unter den Wilden einige wohlgekleidete mahomedanische Priester, die erst spät von Mitternacht her auf dem Markte angekommen waren und entschieden als unsere Freunde auftraten; sie segneten uns öfters

mit emporgehobenen Händen und theilnehmenden Blicken, wobei sie Alla Sullikih! (Gott ist König!) ausriefen. Und nicht blos auf Mitleid oder Theilnahme beschränkten sie sich, sondern wie wir hinterdrein erfuhren, mischten sie sich in den Kreis und sprachen lebhaft, kräftig zu unsern Gunsten; beschuldigten die, welche uns angegriffen hatten, der Büberei, Grausamkeit, Ungerechtigkeit, und trugen darauf an, sie zur gerechten Strafe für solches Verbrechen auf der Stelle zu enthaupten. Dies war eine kühne Sprache, die aber auf die Gesinnungen der Andern einen günstigen Einfluß hatte.

Die Frauen und Kinder achteten, während Männer und Väter am Ufer waren, des Kanoes. Von den erstern erhielten wir kleine Gaben aus Bananen und Kokusnüssen bestehend, die den ganzen Tag über unsere einzige Speise ausmachten; mit den letztern hatten wir wenig zu schaffen. Männer und Frauen trugen an Beinen und Armen ungeheure dicke Elfenbeinringe, die wenigstens einen Zoll Dicke und sechs Zoll Breite hatten. Dabei waren diese Zierrathen so schwer und unbequem, daß, wenn die Weiber gingen, sie die ungelenkesten, schwerfälligsten Geschöpfe auf der Welt zu sein schienen, denn sie konnten keinen Schritt thun, ohne mit den sich anschmiegenden Ringen in Verlegenheit zu kommen. Der Nacken und Busen der Frauen war gleichfalls mit Korallen und Glasperlenschnüren geziert, dagegen bestand die ganze Kleidung aus einem Stück buntem Cattun, das die Hüften umgab und sich bis zum halben Beine hinab erstreckte.

Um drei Uhr Nachmittags wurden wir befehligt, nach der kleinen Insel zurückzukehren, von der wir gekommen

waren und der Untergang der Sonne gab das Zeichen zur Aufhebung der Berathung, wo man uns wiederum auf den Markt holte. Das Volk hatte den ganzen Tag berathschlagt und verhandelt, und mit klopfendem Herzen hörten wir den Ausspruch etwa in folgenden Worten:

„Da der König des Landes abwesend sei, hätten sie es über sich genommen, den Vorfall, welcher heute Morgen statt gefunden habe, in Betracht zu ziehen und ihr Urtheil dahin abzugeben: Alle Dinge, welche uns gehörten und aus dem Wasser gerettet worden wären, sollten uns zurückgegeben werden; der Mann, welcher den Angriff gegen meinen Bruder zuerst that, solle den Kopf als gerechte Strafe für sein Verbrechen hergeben, da er ohne Erlaubniß seines Herrschers gehandelt habe. In Betreff unserer müßten wir uns als Gefangene ansehen und es uns gefallen lassen, am folgenden Morgen zu Obie, dem Könige vom Ebulande, geführt zu werden, vor welchem wir eine Vernehmung zu bestehen und dann seinen Willen, seinen Entschluß über unsere Person zu erwarten hätten." Mit Entzücken vernahmen wir solche Kunde, mit vollem Herzen dankten wir unserm himmlischen Schöpfer für seinen ausgezeichneten Schutz an dem unheilschwangern Tage.

Vielleicht war es ein Glück für uns, daß wir nicht einen kostbaren Artikel bei uns führten, welcher die Begierde der Afrikaner gereizt hätte. Diesem Umstande, verbunden mit dem Neide derer, welche zwar an der Wegnahme Theil gehabt, aber nichts von der Beute empfangen hatten, verdankten wir nächst der Vorsehung hauptsächlich die Erhaltung unsers Lebens. Unser Medicinkasten, ein Koffer mit Büchern, aber alle vom Wasser verdorben, wurden uns

demnach wieder zurückgegeben, dagegen fehlten unsere Kleidungsstücke, Parks Doppelflinte, deren Verlust uns vornehmlich nahe ging, alle Musketen, Säbel, Pistolen, so wie die von unsern Leuten, oder waren im Wasser versunken. Eben so waren die Elephantenzähne hin, welche uns die Könige von Wowau und Bussa geschenkt hatten; einige Naturseltenheiten, unser Compas und Thermometer, mein Tagebuch, meines Bruders Notizen-, Skizzen- und Taschenbuch, ein kleiner Theil seines Tagebuchs und andere Bücher, welche im Kanoe offen da gelegen hatten, ungerechnet alle Cauries und Nadeln, so daß wir vollkommen entblößt und der Gnade von, wir wußten selbst nicht wem, preisgegeben blieben.

Der Zweck, wegen dessen die Wilden so weit von Hause hergekommen waren, ist uns nie recht genau erklärt worden, doch zweifeln wir nicht, daß sie die Absicht zu plündern hatten; wäre unsere Mannschaft stärker gewesen, so hätten sie dies auch in großem Maaßstabe ausgeführt. Allein die Gefangennahme zweier weißen Männer, bei welchen man werthvolle Waaren muthmaaßte, scheint ihre Pläne vereitelt zu haben, indem sie Zwiespalt und Mißtrauen unter ihnen aussäete. Doch scheint es uns keineswegs, als ob diese Wilden ihr Land blos darum verlassen hätten, alles zu plündern, was ihnen in den Weg kommen möchte; sie wollten auch eben so gut zwei oder drei Märkte in der Nähe von Kirrie besuchen, um mit den Einwohnern dort zu handeln, wenn sie sich nicht stark genug fühlten, ihre Waaren ohne Gefecht und Blutvergießen wegzunehmen. Zu diesem Zweck führten sie große Vorräthe von mancherlei Artikeln bei sich, wie Pulver, Flinten, Jagdmesser, Messer,

Cattune, irdene Geschirre, Häute von wilden Thieren, Matten, süße Pataten, Kassadawurzeln und eine ansehnliche Menge Strohhüte, die sie gegen Sklaven, Elfenbein, Yams und Palmöl vertauschen wollten. Offenbar sah man auch in Kirrie, daß mehr als einmal eine Bande solcher Räuber Versuche zu plündern gemacht hatte und eben so leuchtete es ein, daß sie öfters verjagt worden waren. Daher das Geschrei auf dem Markte und der Zustand von Lärm, Aufstand, Unruhe, der den ganzen Tag dort vorwaltete.

Am Abende, wo alles ruhig war, wurde auf allen Kanoes Feuer angezündet, um Speisen zu bereiten, und da die Zahl der Fahrzeuge sehr groß war, erschien der Niger von einem Strome gelben Lichtes erhellt, das einen höchst romantischen und melancholischen Eindruck zugleich hervorbrachte. Es war die beste Zeit, dem wohlthätigen Schöpfer und Herrscher vor allem Anbetung und Dank zu bringen; wie wenige beugten hier ihre Knie, wie wenige erhoben ihr Herz zu seinem Gnadensitze!

Die Bewohner Kirrie's sind ein wild aussehendes Volk, außerordentlich stark und athletisch und zugleich wohlgebaut. Ihre einzige Kleidung ist die Haut von einem Leoparden oder Tiger, um die Hüften geschlungen. Das Haar ist geflochten und in Menge mit rother Erde bestrichen, das Gesicht überall voller Einschnitte. Sie gehen so tief ins Fleisch, daß sie tiefe Furchen machen; jeder Schnitt ist wohl einen Zoll lang und mit Indigo gefärbt. Es ist kaum möglich, in ihrem Gesichte einen Zug zu unterscheiden, und nie habe ich so entstellte Wilde gesehen. Dagegen haben die Frauen vom Ebuvolke sehr hübsche Bildung und wir konnten nicht ohne Schmerz daran denken, daß

solche barbarisch aussehende Kerle, wie diese Männer, das Glück hatten, so eine hübsche Art von Weibern zu besitzen. Das Zeichen des Ebuvolkes ist die Spitze eines Pfeiles, die auf jeden Schlaf tätowirt ist und mit dem äußern Ende gerade dicht an dem Auge hingeht.

Der Anführer, welcher das erste Kanoe, das uns heute früh im Flusse angriff, befehligte, liegt, sagt man uns, in doppelten Ketten und ist von denen, welche hier im Orte unsere Freunde sind, zum Tode verurtheilt. Sie haben sich, sagt man, so fest vorgenommen, uns für das, was uns widerfuhr, Gerechtigkeit zu verschaffen, daß, wenn der König von Ebu, dessen Unterthan er ist, sich weigert, ihn hinrichten zu lassen, keinem seiner Kanoes gestattet werden soll, hierher zu kommen und Handel zu treiben. Seine Weiber schreien laut und erheben ein großes Jammergeschrei.

Gegen sieben Uhr Abends stiegen am Himmel große schwere Wolken auf und überzogen die Sterne wie ein Dach. Es herrschte eine vollkommne Finsterniß und schnell kam ein Sturm voraus, der gewöhnlich einem sehr heißen Tage folgt. Doch bei aller Heftigkeit hielt er nicht lange an. Der Regen fiel in Strömen herab, der Wind heulte durch die Bäume und alle Feuer verlöschten in einem Augenblicke. Unser Kanoe war halb mit Wasser gefüllt und wir saßen ganz durchnäßt da; allein so groß die Unbequemlichkeit und die Sorge war, dennoch legten wir uns, so gut es ging, nieder und schliefen bis zum Morgen; die Natur war von einem langen, peinlichen und angreifenden Tage erschöpft worden!

XIX.

Abreise von Kirrie. — Art zu handeln. — Charakter der Einwohner. — Eine unglückliche Sklavin. — Aberglaube der Mannschaft in Betreff der Reisenden. — Nebel. — Fahrt durch einen See. — Ankunft in Ebu. — Des Königs Pallast. — Schilderung des Königs Obie und Zusammenkunft mit ihm. — Das Ebuvolk. — Handel und Streit der Einwohner in Betreff der Reisenden. — Ausspruch des Königs über sie. — Ihre Täuschung. — Eine Dame von Ebu. — Anstalten zur Abreise von Ebu.

Sonnabend, 6. November. Mein Bruder hatte heute Morgen ziemliches Fieber und ich war sehr unwohl, aber doch hatten wir nichts zu essen und eben so wenig etwas, um Speise zu kaufen. Mit Sonnenaufgang wurde unser Kanoe vom Marktplatze Kirrie's nach der kleinen Insel oder Sandbank mitten im Flusse geführt, wo wir bis neun Uhr auf die Ankunft von zwei Kriegskanoes warten mußten, welche bestimmt waren, uns nach dem Ebulande zu bringen. Es liegt, hören wir, drei Tagereisen tiefer am Niger hinab. Ein Hauptmann des einen Kanoe stieg in das unsrige, obschon kaum Platz genug für uns da war, ein Glied zu rühren. Das umgeworfene Kanoe hatte man auch wieder flott gemacht, den Damugguleuten ihre Sklaven zurückgegeben, und sie waren blos um ihre Kleidung, ihr Elfenbein gekommen, welches ihnen der

König vom Ebulande, so wie sie ankommen, dem Versprechen nach, wieder vergüten wird. Dieser Umstand hat denn auch ihre Hoffnung wieder, wie es scheint, ein wenig aufgefrischt und ihnen neues Leben, neuen Muth verliehen, wie man es von Menschen, die eben erst fast ertrunken, tüchtig geschlagen und sonst gemißhandelt worden sind, eben nicht erwarten sollte. So sehr aber auch unser Verlust dem ihrigen überlegen ist, so sind wir doch eben so froh, wie sie. Unsere Brust ist nun von dem schmerzlichen Gefühle der Unruhe frei; wir sehen mit den angenehmsten Hoffnungen unserer Fahrt auf dem Niger hinab entgegen; selbst in unserer ganz verlornen Lage suchten wir aus dem uns zu Theil gewordenen Unterrichte Nutzen zu ziehen; wir freuten uns, daß unser Schicksal nicht noch schlimmer war. Wiederum richteten sich unsere Blicke auf die Heimath; schnell kehrte unsere frühere Heiterkeit zurück, der frische Morgen gab uns neue Kraft und wir wünschten lebhaft, daß es zum Aufbruch käme.

Um sieben Uhr des Morgens sagten wir endlich dem Schauplatze aller unserer Noth, Kirrie, Lebewohl. Sechs große Kriegskanoes begleiteten uns, indem wir wieder mit der Mannschaft aus Damuggu zusammensaßen. Das Kanoe schoß in schnellem Laufe dahin, die Ruderer strengten ihre ganze Kraft an und gaben uns ein vaterländisches Lied zum Besten, das ihnen noch mehr Feuer einzuflößen schien. Unser Herz war für solchen Genuß sehr empfänglich; nirgends hatten wir im Lande hier so gern und zufrieden ein heimisches Lied gehört.

Um 9 Uhr kamen wir bei zwei schönen Inseln vorbei, die nicht fern von dem Punkte lagen, wo man uns

zuerst angegriffen hatte. Sie sind unbewohnt und ziemlich in der Mitte des Flusses, der hier über eine Stunde breit ist. Die Richtung des letztern scheint ziemlich südwestlich oder besser westlich zu sein, allein da wir mit den übrigen Dingen auch unsern Compas verloren haben, so sind wir nun über seine Richtung ganz im Dunkeln und können nur nach der Stellung der Sonne urtheilen. In den Zwischenräumen von einer bis anderthalb Stunden sahen wir am Ufer große Flecken und Dörfer; das Ufer selbst erhob sich ohnfern vom Flusse ziemlich hoch. Unsere Mannschaft fürchtete vermuthlich die Einwohner und war vielleicht im Kriege mit ihnen, denn ob sie schon Yams nöthig hatte, wollte sie doch nicht hinfahren.

Um 11 Uhr legte alles sein Ruder nieder und ließ das Kanoe mit dem Flusse gehen, um zu frühstücken. Außer unserer Bedeckung hatten wir noch ein Fahrzeug fürs Gepäck überhaupt, das den Ebuleuten gehörte, welche daraus Allen Lebensmittel zukommen ließen. Wir für unsern Theil hatten weder Nadeln noch sonst etwas, ein Mahl zu kaufen, und da unsere schwarzen Wächter diesen Umstand wohl kannten, so zogen sie die Lage unsers Magens gar nicht in Betracht. Indessen wir hatten auch gar nicht Lust, an ihrem Essen Theil zu nehmen, ob wir schon einmal dazu eine Einladung erhielten, denn wir fühlten einen unüberwindlichen Ekel dagegen, so schmuzig war die Art, wie sie es bereitet hatten. Erst wurden Yams gesotten, dann geschält und mit etwas Wasser zu einem Teig mittelst der Hände geformt, die gar nicht etwa rein waren. Da aber diese Arbeit tüchtige Anstrengung nöthig machte, so schwitzte der Mann, dem sie aufgebürdet war, gewaltig und

nun kann man sich die Folgen leicht denken. Daher die Ursache unsers unbesiegbaren Widerwillens, an ihrer Mahlzeit Theil zu nehmen. Die Leutchen selbst aber nahmen es mit solchen Kleinigkeiten ganz leicht und bedauerten, daß wir nicht Geschmack genug hatten, ihrem delikaten Banquette beizuwohnen. Meistentheils haben sie zu den Yams etwas Fisch, geräuchert oder getrocknet, oder frisch aus dem Wasser; bei besondern Gelegenheiten aber wird statt des Fisches ein Böckchen, mit Haut und Haar gebraten, aufgesetzt. So ist die Sitte allgemein, in der Barbarei unter den Mohren und in Indien unter den Arabern und Mahomedanern und vielleicht in noch vielen andern Ländern der Welt.

Wenn nicht die erwähnte schmuzige Bereitungsart des Essens gewesen wäre, so hätten wir nicht Anstand genommen, zuzulangen, denn wir hatten weder heute noch gestern etwas anders als einen kleinen Schnitt von einer Banane gegessen. Nach Verlauf einer halben Stunde ergriff jeder sein Ruder wieder und die Kanoes fuhren rasch davon. Der Strom machte viele Windungen und die Ufer waren von großen Bäumen bedeckt, die über das Wasser herabhingen.

Um vier Uhr Nachmittags hielten wir am Ufer, das aber ziemlich von Bäumen und dickem Gesträuche verborgen war, um in einer Stadt Yams zu kaufen. Die Kanoes hatten zu dem Zwecke sich ans Ufer gelegt und fünf Mann stiegen wohl bewaffnet aus, nach der Stadt zu gehen. Sie waren wohl eine Stunde abwesend, ehe sie wieder erschienen und von einer großen Menge Männer, die viele Bündel trugen, begleitet wurden. Auch eine alte Frau war

mit im Gefolge und schien eine gar wichtige Person zu sein. Die Einwohner in dieser Gegend müssen wohl boshafte, unrechtliche Menschen sein, da sie sich auch beim kleinsten Verkehre nicht trauen; wir hatten jetzt Gelegenheit zu sehen, wie weit dies getrieben wird.

Der Gegenstand unserer Landung war, wie gesagt, Yams zu kaufen und unsere Leute waren so glücklich gewesen, die Dorfbewohner zu bewegen, einen Vorrath nach den Kanoes hinabzubringen. Allein jeder hatte sich, wie es unsere Leute waren, mit einer Flinte oder einem Säbel bewaffnet und, die erwähnte Alte abgerechnet, kein Weib mitgenommen. Nachdem alle am Ufer waren, ließ das alte Weib die Yams in einer Linie vor unsern Leuten ausbreiten, jedes Bund allein und abgesondert; die Verkäufer wurden beordert, sich in einige Entfernung zurückzuziehen und gehorchten ohne Weigerung. Der Käufer besichtigte nun die Bündel und wenn er eines, das ihm gefiel, weil es die wohlschmeckendsten Yams enthielt, ausgesucht hatte, so legte er den ihm billig dünkenden Preis dafür hin, der nun aus Tuch, Flintensteinen und dergleichen bestand. Die alte Dame hatte die ganze Zeit über den Blick darauf gerichtet; war ihrer Ansicht nach der Preis hinreichend, so nahm sie das Tuch und gab es dem Eigenthümer des Bundes, wogegen der Käufer seine Yams wegnahm. War im Gegentheil das Tuch oder was der Käufer sonst geboten hatte, der alten Frau nicht hinreichend, so ließ sie es einige Zeit liegen, damit er Gelegenheit hatte, noch etwas zuzulegen und that er das nicht, so wurde der Verkäufer von ihr angewiesen, die Yams fortzunehmen und aus dem Wege zu

schaffen, indem sie das dafür gebotene ebenfalls aufzuheben gestattete.

Dies alles ging seinen Gang, ohne daß beide Theile ein Wort mit einander sprachen, und der Ankauf einer hinreichenden Menge Yams beschäftigte unsere Leute drei Stunden lang. Es war etwas ganz neues, zwei zahlreiche Gruppen auf solche Weise Handel treiben zu sehen und nicht weniger belustigte dabei die Festigkeit, die Unpartheilichkeit, womit die alte Frau zu Werke ging, wenn sie den Preis für die Yams nicht hinreichend erachtete. Sie wußte, daß unsere Leute derselben bedurften; mit Widerwillen legten sie daher dem ersten Gebote noch etwas zu. Der ganze Auftritt hatte etwas Außerordentliches. Viele unserer zu den Kanoes gehöriger Leute standen am Ufer in einer zahlreichen Gruppe, Flinte oder Säbel oder Lanze in der Hand, einige mit den Artikeln versehen, die sie zum Kaufe bestimmt hatten. In großen Bunden reihenweise thürmten sich die Yams auf und trennten sie von einer andern Gruppe, die aus den Dorfbewohnern bestand, welche aber auch bewaffnet waren. Beide Partheien blieben in einiger Entfernung von einander und ließen einen ziemlichen Zwischenraum; diesen hatte die alte Frau in Besitz, welche mit nicht wenig Ansehen das ganze Geschäft durch Zeichen gegen unsere oder ihre Parthei leitete, denn keine sprach auch nur ein Wort.

Wir konnten uns nicht des Gedankens enthalten, daß auf dem größten Markte, den wir gesehen haben, alles in der Zeit verkauft worden wäre, die zum Handel dieser Yams nöthig war und man nur zehn Tagereisen hinaufzufahren nöthig habe, so einen Markt zu finden. Entweder entstand diese Art zu handeln aus Furcht vor Zank und Streit oder

weil man nicht die Sprache kannte, was sich aber schwerlich vermuthen läßt. Es scheint daher gegenseitige Uebereinkunft zum Grunde zu liegen, denn beide Theile verstanden recht gut, wie sie zu Werke gehen mußten. Wir sahen diesen Auftritt zum erstenmale. Die Dorfbewohner hatten ein wildes Ansehen und glichen ziemlich den Einwohnern in Kirrie, doch sahen wir weder Zeichen im Gesicht noch auf einem andern Theile tätowirt. Ihre Sprache war uns unbekannt und so konnten wir nicht nach dem Namen der Völkerschaft noch ihres Wohnorts forschen. Um sieben Uhr Abends traten wir die Reise aufs neue an.

Gegen zehn Uhr kamen wir einer Stadt gegenüber, wo wir Rast machten. Statt die Kanoes am Ufer anzulegen und zu landen, blieben wir eher in einiger Entfernung im Strome, wenn etwa die fremden Kanoes Lärm verursacht hätten. Wir hatten nun aber ja gar nichts genossen und den ganzen Tag Hunger gelitten, ohne etwas erhalten zu können. Bald nachdem wir daher angehalten hatten, gaben uns unsere Wächter ein Stück geröstete Yams und auch unsere armen Leute waren so glücklich, etwas zu erhalten, den ersten Bissen, seitdem sie Damuggu verlassen hatten. Die gerösteten Yams, mit einem Trunke Wasser hintergespült, waren uns ein kräftiges Mahl, wie wenn man uns mit dem verschwenderischsten Banquett bewirthet hätte; zufrieden legten wir uns zum Schlafen nieder.

Sonntag, 7. November. Mit Tagesanbruch waren unsere Ruderer eifrig beschäftigt, die Anstalten zur Abreise zu treffen. Wir waren nicht im Stande gewesen, zu schlafen, da wir gar nichts zum Schutze gegen die Kühle der

Nacht und den dichten Thau hatten, der uns ganz durchnäßte. Der Morgen war still und äußerst schön. Das helle, gellende Geschrei der lustigen Papageien hallte in den Wäldern nieder und unterbrach die rings herum herrschende Stille, als wir eilig von den Paar Menschen Abschied nahmen, die sich aus Neugier, uns zu sehen, versammelt hatten, und unsern Lauf auf dem Strome verfolgten.

Seit diesen zwei Tagen haben sich die Ufer des Flusses wesentlich geändert; der Lauf desselben hat nicht mehr so viel Krümmungen, wie bisher; die Ufer sind so niedrig und gleichförmig, daß sich auch nirgends eine Erhebung sehen läßt, welche ihre Einförmigkeit unterbräche; zum erstenmale haben wir den faserigen Mangelbaum mitten unter andern Bäumen des Waldes stehen sehen. Es ist hier schon ein Bild ohngefähr von der Art, wie es an vielen Orten die Seeküste bietet. Beide Ufer sind aber ziemlich zahlreich bewohnt; hier und da sieht man zerstreute Dörfer, denn ob sie schon hinter Bäumen verborgen und vom Flusse aus nicht sichtbar sind, so läßt sich doch ihr Dasein ohngefähr aus der Menge der Menschen schließen, welche am Ufer erschienen, mit der Besatzung der Kanoes zu handeln. Plantanen, Bananen und Yams werden von diesen Dorfbewohnern in unglaublichem Maaße gebaut. Mit dem Fische, den sie etwa fangen, bilden diese Pflanzen die einzige Nahrung und den alleinigen Handelsartikel. Viele von ihnen sind, bei aller Armuth und ihrem Elende, doch gutmüthig und sogar furchtsam in ihrem Benehmen; man rühmt ihnen in ihrem Umgange Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit nach. Dagegen sind wieder andere keck, grausam, raubsüchtig, und nicht allein von ihren Nachbarn, sondern selbst von

denen gefürchtet und gemieden, welche in Geschäften hierher kommen, ohne in großer, zahlreicher und wohlbewaffneter Menge zu gehen.

Unser Zug war sicher von der Art, allein immer wurden einige angewiesen, auf die Küste ein wachsames Auge zu haben, wenn wir, die Strömung zu verfolgen, uns genöthigt sahen, dicht vorbeizufahren, um gegen jeden Ueberfall und einen Hinterhalt auf der Hut zu sein. Es standen zu dem Zwecke zwei oder drei Leute aufrecht im Kanoe mehrere Stunden hinter einander, in jeder Hand eine Flinte und einen Säbel, um die Feinde zu überzeugen, daß wir auf jeden Angriff vorbereitet wären. — Die sonderbare Art, Handel zu treiben, welche wir gestern wahrnahmen, oder doch eine ähnliche, war sonst, wie wir glauben, auch zwischen den Einwohnern und Europäern an mehrern Orten der Küste üblich, und irren wir uns nicht, so wird sie noch bis diesen Tag nicht blos in Afrika, sondern in mehrern andern Theilen der Erde beobachtet.

Unter den Damuggusklaven ist ein kleines, dickes Weib von mittlern Jahren, mit einem breiten, häßlichen Gesichte; ja eigentlich sind zwei dergleichen da, die sich in jeder Hinsicht so ähnlich sehen, daß man sie für Schwestern halten könnte: die eine davon saß mit den Ziegen zusammen, deren Gesellschaft ihr, beiläufig gesagt, äußerst unangenehm war, weil sie sich zu ihrem großen Aerger mancherlei Unarten zu Schulden kommen ließen. Mit einemmale stieß sie den tiefsten und jammervollsten Seufzer aus, den ich je gehört habe. Es machte dies meine Aufmerksamkeit rege, denn sie saß mir so nahe, daß mich die Bewegung des Kanoes gar oft mit ihrem nackten Körper in Berüh-

rung kommen ließ, eine Sache, die, weil sie sehr schmuzig war, keineswegs wohl that. Eben hatte sie, mit offenbarem Widerwillen, einige gesottene Yams gekaut, die kalt und trocken schienen und jetzt weggelegt wurden. In tiefstem Nachsinnen saß sie da; Thränen standen in ihren Augen und rollten herab, als sie so ernsthaft auf ein Stück Land am östlichen Ufer sah, das schnell vor ihren Augen entwich. Die dicht geschlossene, mäßig aufgeworfene und vom innern Gefühle bebende Lippe, welche gewöhnlich dem heftigen Schmerze vorauseilt, gab ihren Zügen einen Ausdruck von Schmerz und stillem Jammer, den keine Sprache vollkommen schildern kann.

Nichts ergreift wohl mehr, als so ein stilles Antlitz des Leidens. Laute Ausbrüche der Klage und andere heftige Bezeichnungen der Leidenschaft würden nicht halb so beredt sein. Ich bildete mir ein, daß das arme Geschöpf ihr hartes Schicksal beweine, da sie von den Wächtern gemißhandelt worden war. Einer davon hatte ihr nicht lange vorher einen Schlag mit dem Ruder auf Kopf und Schultern gegeben; sie konnte vielleicht, dachte ich, auch trinken wollen, ohne das Wasser erreichen zu können. Um meine Zweifel darüber zu lösen, redete ich sie an und fragte sie um die Ursache ihres Schmerzes. Da drehte sie sich um und indem sie einer Ziege, die ihre angebissenen Yams entdeckt und fast aufgezehrt hatte, einen tüchtigen Stoß gegen die Nase gab, zeigte sie mit dem Finger nach dem Orte, den sie so bewegt ins Auge gefaßt hatte. „Dort wurde ich geboren!" rief sie. Jetzt hatte die Saite Anklang gefunden; vorher hatte sie gesucht, ihre Gefühle niederzu-

kämpfen, nun wurde sie ergriffen und weinte bitterlich, als sie stotterte: „Dies ist mein Vaterland!“

Der Schmerz des Weibes ergriff mich und bewegte mein Herz. Ich würde ohne Zweifel noch mehr Mitleid gefühlt haben, hätte ich nicht gesehen, daß sie mitten unter den Thränen ihre unvernünftigen Nebengeschöpfe aufs unbarmherzigste und härteste peinigte. Die Böckchen und Ziegen waren muthwillig um ihre Füße und Beine umhergesprungen und hatten sie mit dem schmuzigen Wasser auf dem Boden des Kanoes bespritzt. Wenn ein Weib, das sich so unglücklich fühlt, sich so grausam gegen ein anderes Geschöpf betragen kann, so muß nicht viel Mitleid und Sanftmuth in ihrem Busen wohnen, dachte ich. Doch sei dem, wie ihm wolle, höchst ergriffen war sie. Wohl mochte sie sich, als sie so vor dem Orte hinfuhr, wo sie das Leben erhalten und die Jahre der Kindheit zugebracht hatte, die Freuden und Wonnen der unschuldigen, glücklichen, ersten Lebenszeit ins Gedächtniß zurückgerufen haben. Diese Erinnerung regte dann eine ganze Reihe angenehmer Gefühle an und erzeugte so den Schmerz, der um so größer war, wenn sie die damals genossene Freiheit mit der jetzigen kläglichen Sklaverei verglich.

Es kann sich jemand darüber wundern, daß ich so lange bei diesem Gegenstande verweile, denn es scheint ja ganz natürlich, daß jeder, selbst der gedankenloseste Barbar, doch mindestens eine kleine Regung fühlt, wenn er aus seinem Vaterlande fortgebracht und zum Sklaven gemacht wird. Allein dies ist gar nicht der Fall. Afrikaner lassen im Allgemeinen die größte Gleichgültigkeit sehen, wenn sie ihre Freiheit verlieren. Liebe zum Vaterlande scheint ihrer

Brust so fremd, wie jede gesellige Tugend und häusliche Liebe. Wir haben viel tausend Sklaven gesehen, und darunter manche verständigere, allein das arme kleine, dicke, beschriebene Weib, mitten unter Thieren im Schmuz versinkend, mit Zügen, die nur Gedankenlosigkeit, Stumpfsinn und vielleicht Dummheit, ohne das geringste Zeichen von Verstand, verkündeten: sie allein zeigte etwas dem Schmerz ähnliches, als sie ihr Vaterland zum letztenmale sah. „Hier ward ich geboren!“ rief sie im Vorbeifahren mit Thränen, „das ist mein Vaterland!“

Um elf Uhr in der Nacht kamen wir an einen Ort, der zum Sammelplatze aller Kanoes bestimmt war und wo wir in dem unsrigen schliefen. Der Fluß ging heute ziemlich süd-südwärts und wich nur wenig von dem gestrigen Laufe ab.

Montag, 8. November. Lange vor Aufgang der Sonne setzten sich, ob es schon erstaunlich finster war, die Kanoes in Bewegung, denn das Ebuland ist, sagt man uns, nicht mehr sehr fern und die von dort gebürtige Mannschaft an Bord wünscht sobald als möglich dort anzukommen. Es ließ sich zu einem trüben, düstern Morgen an und um sieben Uhr war der Nebel so dick, daß auch der größte Gegenstand kaum in der Entfernung von ein Paar Ellen kenntlich blieb. Daraus entsprang ziemlich arge Verwirrung. Die Mannschaft fürchtete, wie sie sich ausdrückte, daß sie kommen könnten, und banden daher ein Kanoe an das andere so an, daß die Fahrzeuge zu doppelten wurden und alle enggeschlossen fortruderten. Doch nur kurze Zeit war es auf solche Art weiter gegangen, als sie wieder glaub-

ten, den richtigen Weg verloren zu haben und daher beschlossen, nach der Küste hin zu steuern, um dort, bis sich der Nebel zerstreue, liegen zu bleiben. Sie brachten wohl eine Stunde zu, ehe sie so weit kamen. Wir wünschten über die merkwürdige heutige Tagereise genauere Kunde geben zu können, sind aber gezwungen, diesem Genusse zu entsagen, weil die abergläubischen Vorurtheile der Neger uns hinderten. Sie waren so thöricht, sich einzubilden, daß wir nicht nur den Nebel erzeugt hätten, sondern auch, daß, wenn wir im Kanoe nicht säßen oder lägen — wir hatten nämlich gestanden! — die ganze Flotille unvermeidlich zu Grunde gehen müsse. Der Grund, den sie davon angaben, war: der Fluß habe noch nie einen weißen Menschen gesehen, und so fürchteten sie die Folgen unserer Voreiligkeit und Anmaßung, wenn wir aufmerksam das Wasser betrachteten. Dieser und ähnlicher Unsinn wurde so fest und ernstlich geäußert, daß wir uns, wenn gleich ungern, niederlegten und mit Matten zudecken ließen, ihre Furcht zu beschwichtigen, denn wir vergaßen nicht, daß wir Gefangene waren, daß ein beharrliches Stehenbleiben uns der Schmach aussetzen konnte, mit Gewalt niedergeworfen zu werden.

Wir fuhren an der Küste hin, bis der Nebel aufgehört hatte, wo man uns wieder den Fluß zu sehen gestattete. Es war ein unermeßlicher Wasserspiegel, einem See gleich, auf dem wir uns befanden, denn wir hatten ein wenig das Fahrwasser aufgegeben und waren an der Einmündung eines bedeutenden, westlich hinströmenden Flusses, eines ansehnlichen Armes vom Niger, während unser Lauf südwestlich den Hauptstrom verfolgte. Ein anderer Arm ging südöstlich. Das Ganze bildete also drei ansehn-

liche, große Flüsse, deren Ufer aber niedrig, morastig und ganz mit Palmenbäumen bedeckt waren.

Etwa eine oder zwei Stunden nachher, so gegen Mittag, schrie einer der Ebuleute in unser Kanoe: „dort ist meine Heimath!“ und zeigte auf eine Gruppe hoher Bäume, die noch in einiger Ferne von uns lagen. Sobald wir eine kleine fruchtbare Insel passirt hatten, kamen wir schnell dahin. Wir sahen hier ein Paar Fischerkanoes nahen, deren Eigenthümer jedoch Furcht und Verdacht zu hegen schienen und nicht näher kamen, obschon ihre Nationalflagge, die der vereinigten brittischen Reiche, mit blau ausgezacktem Rande auf einem großen Stücke weißen Cattun an einem langen Stabe im Vordertheile wehte. Die Stadt lag noch, sagte man uns, ein ziemliches Stück tiefer hinab, doch in kurzer Zeit kamen wir an einen großen Morast, von einer Menge kleiner Kanäle durchschnitten. Einer davon brachte uns in helles Wasser und Ebu, die Stadt, lag vor uns da. Wir fanden hier hunderte von Kanoes, deren einige noch größer waren, als wir sie schon getroffen hatten. Sie führten Hütten und Zelte und boten einer Menge immer darauf wohnender Menschen ein bequemes Obdach dar; vielleicht enthält ein solches aus einem einzigen Stamme gezimmertes Kanoe wohl gegen siebzig Menschen.

Die wenigen Häuser, mit denen die Küste bedeckt ist, machten einen sehr vortheilhaften Eindruck von der Reinlichkeit und Verständigkeit der Einwohner; alle Wohnungen waren hübsch von gelber Erde gebaut, beworfen und mit Palmenblättern gedeckt. Sauber eingehegte Höfe schlossen sich einer jeden an und in ihnen wuchsen Plantanen, Ba-

nanen, Cokusnußbäume, die einen hübschen Anblick gewährten und angenehmen Schatten haben. Als wir längs den großen, bereits erwähnten Kanoes hinfuhren, fragten zwei oder drei herkulische Riesenkerle in gebrochenem Englisch, wie es uns gehe, mit einer Stimme, über die Stentor*) hätte neidisch werden können. Den kräftigen Freunden die Hand zu schütteln, war wirklich eine Strafe, so heftige Quetschungen mußten wir uns gefallen lassen. Der vornehmste dieser Männer hieß Flinte, obschon Doppelhaken oder Donner ein eben so passender Name gewesen wäre. Ohne weiter auf unsere Fragen zu warten, theilte er uns mit, daß er zwar kein großer Mann, aber ein kleiner Kriegskönig sei; sein Bruder wäre der König Boy und sein Vater König Forday, welcher mit dem „König Jacquet" das ganze Braßland regiere. Doch noch gleich wichtiger, als dieses komische Verzeichniß von Königen, wurde die Nachricht, die er uns auch gab, daß außer einem spanischen Schiffe ein englisches, der Thomas von Liverpool, im ersten Braßstrome liege, indem Monsieur Flinte bemerkte, daß dort häufig Liverpooler Kauffahrer hielten, um Palmöl zu kaufen.

Voller Freude über diese Nachricht fuhren wir nach einem künstlichen, kleinen, so engen Canal, daß die Kanoes kaum fortkommen konnten, und hier erhielten wir die Weisung, zu harren, bis des Königs Wille in Betreff unserer eingeholt sein würde. Als der Bote zurückkam, wurden wir im Kanoe über Schlamm und Koth ein großes

*) Einer der homerischen, durch seine Stimme ausgezeichneten Krieger. Der Ueb.

Stück fortgezogen, bis wir ausstiegen und in ein ansehnliches Haus gingen, das mit denen, welche wir schon am Flusse gesehen hatten, viel Aehnlichkeit hatte. Es war vorn eine von Säulen getragene Laube und auf dem Boden lagen zu unserer Bequemlichkeit Matten. Das Ganze erschien wirklich so rein und behaglich und hatte einen Anstrich von Einfachheit und Nettigkeit, daß es von alle dem, was wir so lange seither gesehen hatten, ganz verschieden war und uns der neue Aufenthalt vollkommen zufrieden stellte. Wenn die Physiognomie unsers Wirthes mit der Annehmlichkeit der Wohnung in Einklang gestanden hätte, so würden wir vermuthlich wenigstens einige Tage recht gern hier zugebracht haben. Dies war aber freilich nicht der Fall. Der Mann hatte ein rauhes Wesen, das zu seinem finstern, bösartigen Gesichte vollkommen paßte und uns zum großen Theil den Genuß raubte, welchen es uns geschafft hätte, auf den trocknen, weichen Matten ausgestreckt ruhen zu können, nachdem wir drei Tage lang in einem kleinen Fahrzeuge mit Sklaven und Ziegen zusammengeklemmt, dem Thau bei Nacht, der Sonne bei Tage ausgesetzt waren.

Eine oder zwei Stunden Ruhe gab uns erstaunlich Kraft und Stärke wieder. Dann erhielten wir vom Könige die Nachricht, daß er uns sehen und sprechen wolle. Unsere Kleidung in Ordnung zu bringen, kostete wenig; wir standen also auf und folgten dem Boten auf der Stelle. Indem wir an den Umgebungen der Stadt hingingen, führte er uns auf wenig betretenen Wegen zum äußern Gehöfte der Residenz, vor deren Thür die Statüe eines Weibes in sitzender Stellung, von Thon gebildet, sehr roh und häßlich, aufgestellt war. Durch den Hof, der nichts

Merkwürdiges bot, kamen wir durch eine hölzerne Thüre in einen andern weit bedeutendern; er bildete ein längliches Viereck, war sauber gekehrt und hatte ein sehr nettes Ansehen, da auf allen Seiten ein trefflicher Säulengang hinlief. Nahe bei dem Eingange sahen wir zu unserm großen Erstaunen eine tüchtige schwere Kanone auf der Erde liegen.

Aus diesem Gehöfte wurden wir in ein drittes gebracht, das gleich dem ersten, auch seine Säulengänge hatte. In einem derselben waren eine Menge Frauen mit Verfertigung von Zeuchen aus Baumwolle und getrocknetem Grase beschäftigt, die zusammengewebt wurden. Dem Eingange gegenüber war ein niedriger, platter Erdaufwurf, etwa drei Fuß hoch, mit Matten von verschiedenen Farben bedeckt, über welchen wieder ein großes Stück grobes rothes Tuch lag. Auf jeder Erde sahen wir eine kleine hockende Figur ebenfalls von Erde; ob sie Männer oder Weiber vorstellen sollten, ließ sich unmöglich errathen. Hier mußten wir unter einem Haufen halbgekleideter, bewaffneter Männer Platz nehmen, die sich links von dem Erdaufwurfe bunt unter einander drängten und theils saßen, theils standen, um die Ankunft des Fürsten zu erwarten. Auch unser Freund Flinte war unter ihnen und machte gleich sein Vorrecht, uns zu kennen, geltend; er schwatzte mit erstaunlicher Geschwindigkeit; in noch nicht zwei Minuten war er mit uns auf dem vertraulichsten Fuße, immer mit nicht geringer Kraft gerade uns oberhalb des Knies schlagend, um seinen Bemerkungen gehöriges Gewicht zu geben oder unsere Aufmerksamkeit für seine Bemerkungen rege zu machen. Wenn wir sprachen, stemmte er seine schweren Arme auf unsere Schultern und lachte überlaut bei jedem unserer Worte; er

sah aus, als verstände er alles und gelegentlich applicirte er seine flache Hand auf unsere Backen mit der fühlbarsten Kraft, uns seinen Beifall, seine Aufmunterung bemerklich zu machen. Wir wünschten von ihm einige uns am Herzen liegende Fragen beantwortet zu hören, allein alles, was uns genügen sollte, war in dem ewigen Ausrufe: „Ei ja! freilich!" enthalten und dies wiederholte er so oft, mit so einem eigenthümlichen Nachdruck, mit so einem unwiderstehlich komischen Lächeln, daß wir, so verdrießlich wir auch waren, uns doch gern mit ihm unterhielten.

Auf diese Art ging die Zeit hin, bis wir plötzlich rechts von uns eine Thüre öffnen hörten und der gefürchtete Obie, König des Ebulandes, vor uns stand. Indessen war er doch im Ganzen nicht etwa so schrecklich anzusehen. Er ist nämlich ein schlanker, junger Mann mit sanften, offenen Zügen und einem Auge, das eher Lebhaftigkeit, Verstand und Gutmüthigkeit, als jene Grausamkeit verräth, die er, wie man uns sagte, im hohen Grade besitzen soll. Er hieß uns lächelnd willkommen, schüttelte mit unendlicher Herzlichkeit uns die Hände, bekomplimentirte uns oft mit dem Worte: „Yes!" worauf sich seine ganze Kenntniß des Englischen beschränkte und das man ihm wohl gelehrt hat, um es bei Gelegenheit anzuwenden. Mehrere Diener folgten ihrem Herrn, die meisten unbewaffnet und fast nackt, auch drei kleine Knaben waren dabei, die das Geschäft hatten, ihn, wenn er es wünschte, zu fächeln.

Die Kleidung des Königs von Ebu war einigermaßen der gleich, welche der Fürst von Yarriba bei festlichen Gelegenheiten trug. Sie hatte zugleich etwas Pracht-

volles. Wegen der übergroßen Verschwendung von Korallen, womit er geschmückt war, hätte man ihn den Korallenkönig nennen können, denn wenigstens uns fiel der Gedanke immer ein, wenn wir ihn auf seinem Throne von Erde sitzen sahen. Sein Haupt war mit einer Mütze in Gestalt eines Zuckerhutes geziert und dieselbe dick mit Schnuren von Korallen und zerbrochenem Spiegelglase geputzt, so daß sie gar nicht den Stoff der Mütze erkennen ließen. Der Nacken oder besser Hals wurde von eben solchen Perlen umgeben, die so dicht herumgingen, daß sie ihm fast einigermaaßen das Athemholen erschwerten und Hals und Backen ein aufgeschwollenes Ansehen hatten. Vier oder fünf andere daran hängende Schnüre hingen um den Hals herum fast bis zum Knie herab. Er trug einen kurzen spanischen Rock von rothem Tuche, aber fest anschließend, da er zu eng war. Goldne Epaulettes prangten darauf und vorn herunter gingen goldne Tressen, die aber, wie die Mütze, wenn man nicht recht genau nachsah, wegen der erstaunlichen Menge daran befestigter Korallenschnüre nicht zu erkennen waren. Jeden Knöchel der Hand schmückten dreizehn oder vierzehn Armbänder, denn wir waren neugierig genug, sie zu zählen, und um ihren vollen Glanz zu sichern, waren ein Paar Zoll vom Rockärmel absichtlich weggeschnitten. Die Schnüre waren am Knöchel mit einem alten kupfernen Knopf zusammengefügt, was nun zu ihnen wunderlich genug abstach. Des Königs Beinkleider, mit dem Rocke von gleichem Stoffe, saßen so fest, wie dieser, auf dem Leibe, reichten aber nur bis zur Mitte des Beines, dessen unterer Theil wie die Handknöchel und gerade mit eben so viel Reihen geputzt war, ungerechnet eine Schnur

kleiner Messingschellen, welche oberhalb der Knöchel saß. Die Füße waren nackt.

So prächtig gekleidet lächelte Obie selbst über seine Herrlichkeit und freute sich der Bewunderung, die ihm alle seine Diener zollten, während ihm vermuthlich die Anwesenheit der weißen Männer schmeichelhaft war, denn er bildete sich doch ein, daß sie von Staunen über seine glänzende Erscheinung ergriffen wären, und schüttelte darum seine Füße, die Glöckchen tönen zu lassen, worauf er sich mit dem größten Wohlgefallen an sich selbst niedersetzte und rund umherblickte.

Der Abgeordnete aus Bonnei, welcher uns von Damuggu begleitet hatte, erzählte dem König unsere Unfälle nach allen Umständen und verweilte namentlich bei dem Verlust, welchen die Leute aus Damuggu, so wie seine Leute selbst, in Kirrie erfahren hätten. Es war, wenn man darüber urtheilen darf, ein schönes Stück von Beredsamkeit und der wilde Blick und die Geberden des Mannes waren ganz naturgemäß, lebhaft, eindringlich und streng im Einklange mit dem Gefühl, der Kraft, dem Nachdruck, womit sich seine Rede ergoß. Eben so war jede Abwechselung des Tones wahrhaft bewundernswerth. Es dauerte diese in ihrer Art einzige Rede, so weit wir es berechnen können, zwei volle Stunden und machte auf alle Anwesenden augenscheinlichen Eindruck. Sobald sie geendigt war, wurden wir von Obie eingeladen, einige Speise zu uns zu nehmen, und da uns jetzt wirklich recht sehr hungerte, so nahmen wir die Gabe dankbar an: Fisch und Yams in Oel schwimmend wurden uns auf englischen Tellern gebracht; der König zog sich während des Mahls aus Artigkeit zurück.

Das Oel war von der gewöhnlichsten in den Magazinlagern Englands gebräuchlichen Art, äußerst widrig und von so häßlichem Geruche, daß wir, der Ekel war zu groß, es unmöglich genießen konnten. Unser Flinte hatte eine andere Meinung: es sei das beste Liverpooler Rindsfett, sagte er, wie er es nur je im Leben gesehen habe, und bald war er damit fertig. Als Obie wiederkehrte, folgte eine allgemeine Unterhaltung, an der er, bald mit diesem, bald mit jenem redend, die um ihn waren, bis zum Abend Theil nahm. Das „große Palaver" wurde aber förmlich bis Morgen ausgesetzt. Der König wünschte uns gute Nacht und entfernte sich. Es kommt uns freilich etwas sonderbar vor, daß diese Zusammenkunft hauptsächlich wegen uns statt fand, und dennoch nicht eine Frage die ganze Zeit über an uns gerichtet wurde. Auch verstanden wir nicht eine einzige der geäußerten Ansichten. Die schmeichelhafte und gnädige Aufnahme jedoch, welche wir gefunden haben, läßt uns in Verbindung mit andern Umständen hoffen, daß alles unsern Wünschen gemäß gehen und das Palaver morgen einen glücklichen Ausgang nehmen wird. Doch — nous verrons!

Der Weg nach Obie's Hause geht von dem Canale aus, wo wir landeten, in westlicher Richtung und wohl eine halbe Viertelstunde lang zwischen Reihen hübscher Hütten. In dem dritten oder innern Gehöfte seines Palastes sahen wir auch eine große, eiserne Cisterne, die dem Könige, wie man uns sagte, als Badewanne dient. Die Leute, mit denen wir der Ankunft Obie's harrten, quälten uns mit Fragen aller Art, ehe er eintrat. Um diesen zu genügen, erzählte ich ihnen, daß wir aus einem Lande,

Namens Yaourie und einem andern, Bussa geheißen, kämen. Dort wären wir gewesen, Bücher von einem unserer Landsleute zu holen, der vor langer Zeit von den Einwohnern des letztern Landes getödtet worden wäre.

Gleich folgte dieser Antwort eine andere Frage: Ob er zu Schiffe dahin gekommen wäre? — „Nein, in einem großen Kanoe!“ versetzte ich. — „Und wo ist dies Kanoe?“ — „Es scheiterte auf dem Felsen, an welchem es strandete!“ — Sie schienen mich jedoch nicht vollkommen zu verstehen und bildeten sich ein, daß ich von einem Schiffe rede, das auf der andern Seite des Landes auf der See verloren gegangen sei. Der „kleine Kriegskönig“ aus Braßtown theilte uns mit, daß er hergekommen sei, Sklaven für ein spanisches Schiff zu kaufen. Als Obie erschien, folgte ihm ein Diener mit einem kleinen kupfernen Götzenbilde, das ihm, als er sich gesetzt hatte, auf die rechte Hand gegeben wurde.

Die armen Leute aus Damuggu zerflossen in Thränen, während ihr Führer den Angriff bei Kirrie schilderte. Sie hatten alles verloren, was sie besaßen; nicht nur ihres Fürsten Habe, sondern auch die ihrige war, mit Ausnahme der Sklaven, dahin. Es fehlten ihnen die Mittel, sich Lebensmittel zu schaffen, da sie nichts zum Ankaufe derselben hatten, so daß die armen Schelme in Gefahr waren, zu verhungern. Obie hielt eine lange Rede an sie und schien ihre traurige Lage zu fühlen. Er gab ihnen zehn Yams, befahl ihnen, nach Hause zu gehen und versprach, den übrigen Theil ihrer Erzählung morgen zu hören.

Unsere Hütte ist so klein, daß wir kaum Platz zum Liegen haben, immer aber fühlen wir uns doch weit besser,

als im Kanoe. Die Matten sind sehr weich und wir haben große Lust, recht gut darauf zu schlafen. Noch waren wir nicht lange daheim, als ein Bursche vom Könige kam und fünf Yams nebst einem kleinen Huhne brachte. Eine klägliche Mahlzeit für acht Menschen, welche, uns ungerechnet, zu unserer Mannschaft gehörten; kaum im Stande, uns vor dem Verhungern zu sichern! Um sieben Uhr Abends aßen wir ein bischen dünne Suppe von einem Stück des gesottenen Huhnes mit etwas von einem Yam, und legten uns nieder. So müde wir aber auch waren und so sehr wir des Schlafes bedurften, so wenig fanden wir ihn. Unser brummiger Wirth langweilte uns über die Maaßen, indem er seine Freunde brachte, die uns sehen wollten; alle unsere Bemühungen, ihm begreiflich zu machen, daß wir solche Zudringlichkeit nicht wünschten und Ruhe begehrten, blieben fruchtlos. Es war nicht möglich, sie los zu werden; kaum war eine Menge fort, als schon eine andere wieder hereinkam. So ging die erste Hälfte der Nacht hin; in der zweiten wurden wir vom fürchterlichsten Schreien munter erhalten, wie wir es nur je gehört haben. Es kam von einer unglücklichen Person her, die in einer der unsrigen nahen Hütte im härtesten Todeskampfe zu liegen schien, und wir hörten jeden einzelnen Laut. Was eigentlich die Gelegenheit dazu gab, konnten wir nicht erfahren, allein die Menschen hier stehen im Rufe, die grausamsten Sitten zu haben und so schließen wir, daß das Jammergeschrei von einem unglücklichen Kriegsgefangenen kam, den man schrecklich zu Tode marterte. Unsere Leute schliefen mit uns in demselben Hause, so daß uns doch ihre Gegenwart etwas Beruhigung gewährte.

Dienstag, 9. November. Zwei unserer Begleiter, welche vom Cap Coastcastle mit uns gekommen sind und während ihres Lebens viele Jahre in Aschantie zugebracht haben, behaupten, daß die Häuser der Einwohner hier von denen in Cummassie, der Hauptstadt Aschantie's, sich nur in der Größe, indem sie viel kleiner sind, unterscheiden. Sie sind allerdings denen in Yarriba ähnlich, haben aber bei weitem an Reinlichkeit, regelmäßiger und hübscher Gestalt den Vorzug, auch sind sie besser gegen den Regen geschützt. Nicht eine einzige runde Hütte ist hier zu sehen.

Das Ebuvolk hat, gleich den meisten Afrikanern, großen Hang zur Faulheit und baut blos Yams, Mais und Plantanen an. An Ziegen und Geflügel ist Ueberfluß, Schaafe sind nur wenig, Rinder gar nicht zu sehen. Die Stadt, welche nur das „Ebuland" geheißen wird, liegt auf einer offenen Ebene, ist ungeheuer groß, enthält eine zahlreiche Bevölkerung und stellt die Hauptstadt eines Königreichs von gleichem Namen vor. Seit einer Reihe von Jahren war sie der erste Sklavenmarkt für die von der Küste kommenden einheimischen Kaufleute zwischen dem Bonnei- und Alt-Calebarflusse. Wegen des hier gewonnenen Palmöls ist sie gleichfalls berühmt. Hunderte kommen von den genannten Flüssen des Handels wegen herauf und hunderte derselben wohnen jetzt in ihren Kanoes vor der Stadt liegend. Das Oel, welches die Engländer an der Mündung des Bonnei und der nahe liegenden Flüsse kaufen, wird von hier geholt, so wie fast alle Sklaven, welche die Franzosen, Spanier und Portugiesen unten ausführen. Viele haben uns gesagt, daß die Ebu's Menschenfresser sind und unter den angränzenden Stämmen ist diese Meinung

noch häufiger, als in den entferntern Theilen; doch gelang es uns nicht, den Grund oder die Unwahrheit derselben auszumitteln. Ihren Fürsten allein ausgenommen, haben sie allerdings in ihren Zügen starke Merkmale eines wilden, unnachgiebigen, grausamen Wesens; dies ist aber auch bei den Bewohnern anderer Gegenden der Fall, welche den Genuß des Menschenfleisches verabscheuen und mit Entsetzen davon sprechen.

Es besuchten uns heute Morgen viele Einwohner, die jede Zurückhaltung aus den Augen setzten, um ihren Wunsch, uns zu sehen, befriedigen zu können. Es war dies von uns natürlich erwartet worden, doch aber benahmen sie sich immer artiger und geduldiger, als wir zu fürchten Ursache hatten; sie gingen, ohne uns sehr viel Beschwerde gemacht zu haben; wir dürfen ja nur daran denken, daß sie nicht gewohnt sind, sich nach Sklaven und Gefangenen zu richten, wie wir doch dastehen.

Gegen Mittag meldete man uns, daß unsere Gegenwart im Hause des Königs nöthig sei. Obie ist völlig bereit, sagte man, das Verhör in unserer Sache wieder vorzunehmen und die Angaben des Bonneiabgeordneten, wie der Leute aus Damuggu zu untersuchen. Als wir in den vorzüglichsten Hof oder Vorhof kamen, in welchen wir gestern beim Könige eingeführt wurden, sahen wir zwei kleine, irdene Figuren, sehr häßlich, an der Seite ihrer Kameraden neben dem Erdaufwurf, und rings umher „Zaubercharaktere," wie sie ein Beschwörer in Europa nennen würde, mit Kreide auf der Erde hingezeichnet. Wir blieben nicht lange hier, die sonderbare Vorrichtung bewundern zu können, sondern wurden angewiesen, nach dem mittlern

Hofe zurückzukehren und dort unter dem östlichen Säulengange zu warten, bis Obie erscheinen würde. Für seinen Gebrauch war schon im Voraus ein gewöhnlicher hölzerner Stuhl, mit schlechtem rothen Tuche bekleidet, hingesetzt.

Es ist offenbar, daß der König aus diesem oder jenem Grunde nicht Lust hat, uns in das Innere seiner Wohnung zu führen, denn noch haben wir nur seine Gehöfte sehen dürfen. Der erwähnte Stuhl wurde zwischen zwei hölzerne Pfeiler gesetzt, welche das Dach der Laube tragen und auf denen sich eine Menge Bilder eingeschnitten zeigen, die ungefähr wie die in Yarriba sind. Der Unterschied zwischen dem, was diese Kunst hier und dort leistet, ist in der That kaum, oder wohl gar nicht zu bemerken. Links vom leeren Stuhle standen gegen funfzig von der königlichen Dienerschaft und rechts davon die Leute aus Braß, Bonnei, Damuggu, so wie unsere eigenen. Nach Verlauf einer kleinen halben Stunde, während welcher wir mit einer tüchtigen Portion Palmwein bewirthet wurden, erschien der Monarch, gerade so wie gestern gekleidet, im Hofe. Seine dicken, runden Backen waren von guter, wahrer oder erkünstelter Laune aufgetrieben, als er recht lebhaft uns die Hände schüttelte. Dann setzte er sich sogleich auf seinen Stuhl, um seine Unterthanen und andere zur Erde fallen zu sehen und ihre Rede zu vernehmen.

Die Angelegenheiten des Tages wurden lebhaft behandelt und bald entspann sich ein heftiger Wortwechsel zwischen den Leuten aus Braß und Bonnei, ohne daß aber kaum etwas uns gedollmetscht ward. Indessen wurde uns doch genug mitgetheilt, uns in sehr üble Stimmung zu versetzen, denn wenn wir gleich eine gute Meinung vom Kö-

nig nährten, weil er so freundlich aussieht und sanft und gefällig sich benahm, so versicherte man uns doch, daß wir das Land nimmer verlassen könnten, ohne zu einer hohen Summe ausgelöst zu werden! Ohne Zweifel hatte sich Obie zu diesem Verfahren bestimmen lassen, weil ihn theils seine Günstlinge aufmunterten, theils die Leute aus Bonnei und Braß so viel Eifer an den Tag legten, uns in ihr Land mitzunehmen. Solcher heftiger Streit unter ihnen selbst, wohin wir gehen sollten, würde nicht entstanden sein, mag er denken, wenn sie nicht darauf rechneten, eine ansehnliche Belohnung von unsern Landsleuten an diesen Orten zu erhalten. Und so ist er denn entschlossen, davon ebenfalls so viel Gewinn zu ziehen, als möglich ist.

Bonnei ist der Ort, wohin wir gehen wollen. Der Bote, welchen wir bei uns haben, ist vom jetzigen, so wie ein Sohn vom vorigen Könige dieses Landes (König Pfeffer); auch haben wir, wie schon gemeldet ist, einige Leute von Damuggu gedungen, uns bis dahin zu begleiten und zu schützen. Auf der andern Seite wissen wir von Braß gar nichts; wir haben von einem Flusse dieses Namens im Leben nichts gehört und sind mit den Sitten der Einwohner an seinen Ufern ganz unbekannt, ob sich schon ergiebt, daß sie mit unsern Landsleuten einige Bekanntschaft und von unserer Sprache eine geringe Kunde haben. Die Leute aus Bonnei behaupten, daß Obie mit ihrem Fürsten in freundschaftlichem Verkehre stehe; sind so besorgt, wie wir selbst, uns nach Bonnei bringen zu dürfen und haben dem Könige zu dem Zwecke ziemlich heftige Vorstellungen gemacht. Allein die aus Braß bilden eine weit zahlreichere und einflußreichere Parthei, wahrscheinlich weil sie

eben erst mit großen Vorräthen europäischer Waaren angekommen sind und den König, wie man sagt, mit einem Theile derselben bestochen haben, ihnen den Vorzug zu geben.

Der Streit war heftig und stürmisch und die Berathung löste sich erst spät am Nachmittage auf. Zu einem Beschlusse kam es nicht; sie wollen wieder morgen früh zusammentreten. Die Leute aus Braß behaupten, daß der Bonneikanal, ein kleiner Arm des Niger, ausgetrocknet sei, der Hauptstrom aber, welcher nach Braß führe, dem Könige Jacquet gehöre, welcher keine Fremden hinauf oder hinunter gehen läßt, ohne die gewöhnlichen Zölle oder Abgaben zu erhalten. Sie haben daher einen sehr annehmlichen Grund, uns ganz aus den Händen Obie's und der Leute aus Damuggu an sich zu bringen. Wir gingen ziemlich bestürzt über das Ergebniß dieses Tages nach Hause.

Ich bat den König Obie um die Erlaubniß, unsere Reise fortsetzen zu können und uns eines seiner Kanoes als Begleitung nach Bonnei zu geben. Aber mit Erstaunen erfuhr ich, daß der Arm dahin ausgetrocknet sei. Wir müßten den Hauptstrom nach Braß hinabfahren, sagte er, und von da könnten wir nach Bonnei kommen, da ein Zweig mit beiden Plätzen in Verbindung stehe. Unser Dolmetscher hat uns viel Verdruß gemacht. Erst sagte er uns, daß der nach Bonnei führende Arm der vorzüglichste sei und nun ist es klar, daß es der nach Braßtown fließende ist. Er, Namens Antonio, aus Bonnei gebürtig und schon öfters erwähnt, sagte uns nie genau, was der König sprach, so daß wir immer über einen großen Theil dessen, was uns betraf, im Dunkeln blieben; wahrlich er ist der

unbrauchbarste Bursche, den ich je kennen lernte. Zwei Stunden lang waren wir heute Gegenstand der Debatten und konnten doch nicht erfahren, was gesagt wurde; ohne sicher zu wissen, was aus uns werden sollte, gingen wir wieder fort.

Abends kam Antonio mit fünf seiner Landsleute aus Bonnei in unsere Hütte, mit Thränen in den Augen. Als wir nach der Ursache fragten, erzählten sie, „daß der Fürst entschlossen sei, uns an die Männer aus Braß zu verkaufen.“ — „Doch wir wollen für euch kämpfen und lieber sterben, als euch verkaufen sehen!“ setzten sie hinzu.

„Wie viel seid ihr eurer aus Bonnei?“ fragte ich.

„Nur sechs!“

„Und könnt ihr euch mit zweihundert Leuten aus Braß schlagen?“

„Wir können doch einige Leute auf uns nehmen und eure Leute können uns beistehen!“

Ich fragte jetzt Antonio, warum er uns denn nicht übersetzt hätte, was heute in des Königs Hause verhandelt worden wäre. „Er habe gefürchtet, daß es unser Herz betrübt machen könne,“ sagte er, „denn es war ein böses Palaver. — Wir sind alle beim Fürsten gewesen,“ setzte er hinzu, „und haben zu ihm gefleht und ihm gesagt, daß schwarzer Mann nicht weißen Mann verkaufen kann, aber er will uns nicht hören; er spricht, daß er euch an die Leute aus Braß verkaufen will.“

Als unsere armen Ruderer dies hörten, schluchzten sie laut und heulten über ihr Schicksal fast die ganze Nacht hindurch. Ich und mein Bruder waren über unsere Lage

sehr in Sorgen, denn wenn wir gleich nicht erwarteten, daß es so schlimm werden könne, so müssen wir uns doch auf das Schlimmste vorbereiten, da es nicht möglich ist, den Punkt zu berechnen, bis zu welchem diese Wilden gehen können. Im Hause des Fürsten war ein Mann aus Funda, mit welchem wir in der Haussasprache reden konnten, allein aus einem oder dem andern Grunde haben wir nicht die Erlaubniß, mit ihm zu sprechen.

Mittwoch, 10. November. Da ich heute Morgen sehr vom Fieber heimgesucht war, konnte ich nicht gehorchen, als ich nach des Königs Hause entboten wurde und bat meinen Bruder, statt meiner hinzugehn. Folgendes ist der Bericht von dem, was nun erfolgte.

* * *

„Als ich heute Morgen dort hinkam, fand ich zu meinem unendlichen Erstaunen den König Boy, den ältesten Bruder von Flinte, mit vielen seiner Diener, die sich bereits versammelt hatten. Er war weit besser gekleidet, als alle seine Landsleute und trug eine Weste, einen Rock über einem hübschen Hemde von gestreiftem Cattun, an welches sich ein seidenes Taschentuch schloß, das bis unter die Knie ging. Beinkleider dürfen, wie ich wohl schon bemerkt habe, weder von Einheimischen, noch von Fremden getragen werden, und der König allein macht davon eine Ausnahme. Korallen und andere Perlenschnüre gingen um seinen Hals; ein kleines hübsches Krucifix von bunten Saamenkörnern hing auf dem Busen. Den letztern Schmuck hatte ihm vermuthlich der Kapitän eines Sklavenschiffes gegeben und er sah keinesweges häßlich aus."

„Der König Boy stellte sich mir als ein Mann vor, der, statt eine Bekanntschaft machen zu wollen, lieber eine Gefälligkeit erzeigen kann und seine Eitelkeit machte mir auch in anderer Hinsicht unendlichen Spaß. Er wollte durchaus nicht gestatten, daß jemand zwischen ihm und dem Erdaufwurfe säße, sondern hockte sich dicht am Sitze des Königs hin, ob uns gleich bereits dieser Ort als ein Ehrenplatz angewiesen worden war. Mit einer kaum begreiflichen Geläufigkeit begann er nun eine lange Schilderung von seiner Größe, Macht und Würde zu geben, worin er allen seinen Nachbarn überlegen sei. Geraume Zeit war ich genöthigt, mit erkünstelter Ruhe und Aufmerksamkeit dies anzuhören. Um mich von der Wahrheit seiner Rede zu überzeugen, zog er ein Taschenbuch heraus, das eine große Menge Empfehlungskarten oder „Charakter" enthielt, wie jener Bediente sagen würde. Sie waren in englischer, französischer, spanischer und portugiesischer Sprache und ihm von den mancherlei europäischen Handelsleuten gegeben worden, welche den Braßstrom besuchten. Die Gewohnheit, solche geschriebene Zettel zu geben, was die Europäer seit einiger Zeit eingeführt haben, ist eben so rühmenswerth als vortheilhaft, und jetzt fast auf der ganzen westlichen Küste einheimisch. Da sich nicht voraussetzen läßt, daß die Eingebornen solche Papiere verstehen, so kann der Fremde dadurch mit ihren guten und bösen Eigenschaften bekannt gemacht und angewiesen werden, die ehrlichen von den treulosen und boshaften zu unterscheiden. Boy's Karten nannten verschiedene Geschäfte, welche die Aussteller mit ihm abgemacht hatten, und sein Charakter, wie der seiner Unterthanen, wurde darin bezeugt. Unter ihnen war eine Ab-

dresse von James Dow, Kapitän der Brigg Susanne aus Liverpool, dat. vom ersten Braßstrom im September 1830. Es lautete:

„Kapitän Dow bezeugt, daß er nie mit größern Schurken zu thun hatte, als wie die Eingebornen hier überhaupt und die Lootsen insbesondere sind."

Er verfluchte diese letztern als verdammte Schufte, die sein Schiff in die Brandung unten am Ausflusse zu steuern gesucht hätten, um dann die Beute des Wracks theilen zu können. Den König Jacquet, welcher die Oberherrschaft über den Strom in Anspruch nimmt, bezeichnete er als einen wo möglich noch ausgemachteren Schuft, als sie sind; er habe ihm einen großen Theil seines Eigenthums abgeschwatzt. Dagegen schildert der Aussteller den König Forday als ziemlich in den Jahren vorgerückt, minder betrügerisch, aber Ausflüchte suchend. König Boy, sein Sohn, habe allein Zutrauen verdient, denn niemals habe er betrogen, wohl aber an Ehrlichkeit und Rechtlichkeit alle seine Landsleute übertroffen So sind die Beherrscher des Braßlandes, und wahrlich hübsche Patrone! Der Kapitän Dow bemerkte noch ferner, daß der Strom äußerst ungesund ist; daß sein erster und zweiter Lieutenant, drei Küfner und fünf Matrosen bereits am Fieber gestorben wären. Mit Mühe seien er und einige andere von derselben Krankheit genesen. Zum Schlusse warnt er noch alle Handelsleute gegen die Verrätherei im Allgemeinen und giebt ihnen einige Regeln in Betreff der „furchtbaren Sandbank" an der Mündung des Flusses, auf der er beinahe gescheitert war. — Ein anderes Papier des Königs Boy sagt uns, daß der Aussteller Thomas Lake heißt und die

Brigg Thomas aus Liverpool führe, welche jetzt im Braßstrome liegt."

„Kaum war diese Angelegenheit abgethan, als Obie in den Hof kam, aber diesmal anders, nicht wie gewöhnlich bekleidet, in weiten Seidengewändern. Nach der gewöhnlichen Begrüßung bat der König Boy denselben, mich einmal zu fragen, um sich zu überzeugen, in welcher Achtung er bei den weißen Männern stehe. Ich erzählte nun demgemäß eine Menge zu seinen Gunsten sprechende Dinge, welche mit recht vielem Anstande aufgenommen wurden; daß aber ein bloßes Stück Papier, welches weder hören, sprechen noch etwas verstehen konnte, solche Kunde zu geben vermögend sei, war für den König Obie und seine Begleitung eine Quelle des Staunens und der Verwunderung. Nur mit Blicken stiller Ueberraschung und wiederholtem lauten Lachen drückten sie ihre Gefühle aus."

„Jetzt aber sagte der König mit ernster Miene: „„In Betreff der weißen Männer sei keine fernere Verhandlung vonnöthen; seinen Entschluß habe er bereits gefaßt."" Zum erstenmale drückte er sich darüber kürzlich aus: „„Umstände hätten uns seinen Unterthanen in die Hände geführt; durch die Gesetze und Gewohnheiten des Landes habe er nicht blos zu unserm Besitze ein Recht, sondern auch eben so viel Ansprüche auf unsere Leute; doch wolle er seinen Glücksstern nicht weiter benutzen, als daß er uns gegen englische Waaren freigäbe, welche dem Werthe von zwanzig Sklaven gleich kämen. Um die Sache hübsch in Ordnung zu bringen und seinem Willen gemäß abzumachen, würde er uns nicht eher aus der Stadt lassen, bis unsere Landsleute in Braß oder Bonnei das Lösegeld bezahlt hätten,

da er von uns wohl vernommen habe, daß die Engländer in jedem dieser Flüsse uns jeden von uns verlangten Beistand mit Freuden und auf der Stelle leisten würden. Was die Güter beträfe, die uns in Kirrie geraubt worden seien, so versicherte er uns, daß er sein Möglichstes thun werde, sie uns wieder zu verschaffen. Diesen Umstand beklage er mehr, als irgend jemand, doch läugne er, daß irgend einer seiner Unterthanen damit zu thun gehabt habe; das ganze unglückliche Ereigniß schob er auf die Wildheit und den Ungestüm eines Volkes, das seinem Lande ziemlich gegenüber wohne, dessen Fürst sein vorzüglicher Freund sei, so daß er wenig Mühe zu haben fürchte, uns Gerechtigkeit erwiesen zu sehen. Doch in diesem Falle,"" schloß er, „„müßt ihr nothwendig eine unbestimmte Zeit lang hier warten, bis eine Volksversammlung dort gehalten wird, die Räuber befragt und eure Forderungen dargethan werden. Die Leute aus Damuggu, welche mit euch kamen, haben, gleich wie ihr, viel eingebüßt. Ich werde ihnen für meinen Theil einen oder zwei Sklaven zum Ersatz dafür schenken und ihnen die Erlaubniß geben, mit euch wegen des Geschenkes zu reisen, das ihr, wie ich höre, ihrem Fürsten versprochen habt; doch dürft ihr nicht erwarten, daß sie etwa bis zur See eure Führer sind, denn ihre Verantwortlichkeit hat hier ein Ende!""

„Als Antonio mir dies alles übersetzt hatte, war ich wie vom Donner gerührt. Umsonst betheuerte ich Obie, daß auch nicht der geringste Grund da sei, uns in der Stadt festzuhalten; daß unsere Landsleute uns auslösen würden, so wie sie uns nur erblickten, aber freilich nicht eher; eben so wenig halfen meine Bitten, seine Anordnung

zu ändern und uns reisen zu lassen. Die Furcht seiner Unterthanen, die Vorstellungen der Einwohner aus Braß, hatten zu tiefen Eindruck auf ihn gemacht, um ihn wieder zu vertilgen. Wir sahen, daß Bitten und Vorstellungen zu spät kamen."

„Dieser Ausspruch des Königs ist ein schmerzlicher Streich für uns, denn wir gaben uns so gern der Hoffnung hin, daß die Berathschlagungen der Wilden einen bessern Ausgang nehmen würden; wir hofften, wenn sie zu Ende wären, nach der Küste ohne weiteres Hinderniß gesendet zu werden. Jetzt müssen wir die Rückkehr eines Boten abwarten, der noch nicht einmal seine Wanderung angetreten hat, und den Werth von zwanzig Sklaven mitbringen muß, wenn wir unsere Freiheit erhalten sollen. Der Himmel weiß allein, ob die Kapitäns der englischen Schiffe in Bonnei oder Braß im Stande sind und Lust haben, uns auszulösen. Wir wissen blos, daß, wenn uns Obie so los wird, wir unendlich theurer bezahlt werden, als wir werth sind."

„Es läßt sich natürlich denken, daß ich sehr niedergebeugt und betrübt nach Hause ging, meinen Bruder vom Ausgange des Palaver in Kenntniß zu setzen. Er war nicht minder über die Nachricht erstaunt und betroffen. Doch so groß unsere Sorge und Unruhe über diese traurige Lage ist, so murren wir doch nicht über die Verfügungen der allmächtigen Vorsicht, die uns in der Stunde des Jammers tröstete und in der Zeit der Noth, des Elends rettete, die uns aus dem Schooß der Noth befreite und aus dem Rachen des Todes erlösete!"

* * *

Donnerstag, 11. November. Heute Morgen fühlte sich mein Bruder äußerst unwohl, aber ich befand mich ungleich besser. Wir müssen uns wirklich darüber wundern, daß im Ganzen genommen unsere Gesundheit so gut gewesen ist, wenn wir nur einen Augenblick an die Leiden und Entbehrungen denken, welche wir seit Kurzem bestanden haben; die Verlegenheiten, in welche wir verwickelt wurden; die Schwierigkeiten, mit denen wir zu kämpfen hatten. Doch bei alledem haben wir, Gott sei Dank für diese Wohlthat, statt Kummer und Angst eine Lebhaftigkeit und Leichtigkeit des Sinnes gehabt, daß dies alles nur einen vorübergehenden Eindruck auf uns machte. Freilich wenn die Natur eine Zeitlang außerordentlich aufgeregt war, so wird sie am Ende doch durch wiederholte Verdrießlichkeiten, Sorgen, Unruhen niedergebeugt, wenn ihr nicht eine außerordentlich feste Gesundheit dabei zu Hülfe kommt und ein mächtiges Gefühl sie immer neu ermuntert. Die Hoffnung, jenes so angenehme und doch oft so täuschende Bild der Phantasie, wird öfterer gesucht, als gefunden und ist oft aus dem matten Herzen gerade dann verschwunden, wenn ihr Einfluß am nöthigsten war. Dann überläßt sie die Seele eine Zeitlang der Furcht und Angst und dem ganzen schwarzen, peinigenden Zuge entmuthigender Leidenschaften zur Beute. Unter dem verderblichen Einflusse der letzteren stehen wir einigermaaßen jetzt. Gelegentlich verfallen wir in eine Gefühllosigkeit und Gleichgültigkeit, daß wir unserer jetzigen Lage so wenig denken, wie an das, was kommen wird. Könnte ein augenblicklicher Kampf uns Freiheit und Glück verschaffen, ich glaube kaum, daß wir Muth genug fühlten, ihn zu unternehmen. Mit Schaam bekenne

ich es, daß uns jetzt weder der Gedanke an frühere Rettung, noch das Bewußtsein: noch immer unter dem Schutze desselben wohlwollenden und gütigen Wesens zu stehen, das stets unsere Zuflucht und unser Schutz war, jenes volle Vertrauen zu seiner Barmherzigkeit wieder verschaffen und die Ergebung in seinen göttlichen Willen wiedergeben kann.

In große Noth sind wir während der Paar Tage, welche wir hier zubrachten, wegen Mangel an Lebensmitteln gerathen, und unsere Leute, die am ersten Tage diese Entbehrungen mit Stillschweigen trugen, haben seitdem laute Klagen hören lassen. Die stete Furcht, in der sie leben, weggenommen und zu Sklaven verkauft zu werden, hat jedoch ihre lebhaft geäußerte Unzufriedenheit in Trübsinn und Niedergeschlagenheit verwandelt. Die Sache ist um so schlimmer, weil wir unsere Nadeln und Cauries in Kirrie verloren haben und folglich nichts besitzen, um kaufen zu können, obschon die Cauries hier keinen Cours haben. Armuth ist an den meisten Orten, glaube ich, eines der größten Uebel, aber besonders wird sie hier dazu, wo sie sich zum Fluch wandelt; wenigstens legen wir es so aus, wo die Tugenden der Menschlichkeit, des Wohlwollens, wenn sie je geübt werden, sich nur bei außerordentlichen Gelegenheiten kund thun! Obie hat die Gewohnheit, uns jeden Morgen ein Huhn und eine oder zwei Yams zu senden, aber wir sind ihrer zehn an der Zahl und so geben sie nur ein dürftiges Essen, das gerade hinreicht, uns vor dem wirklichen Hungertode zu sichern. Die stillen Klagen unserer Leute wo möglich zu hemmen, sind wir in die traurige Lage gesetzt gewesen, zu betteln, allein wir könnten unsere Worte eben so gut an Bäume und Steine richten; in die-

sem Falle hatten wir doch die Kränkung einer abschläglichen Antwort erspart!

Ein schmerzlicheres Gefühl von unserer Demüthigung und Schwachheit empfanden wir nie, als bei dieser Gelegenheit; nie hatten wir der Geduld und Nachgiebigkeit mehr vonnöthen. In den meisten afrikanischen Städten und Dörfern waren wir als Halbgötter angesehen und dem zufolge von allen Seiten freundlich, artig, ehrfurchtsvoll behandelt worden, aber hier; o welcher Unterschied! Man rechnet uns zu der verworfensten, verächtlichsten Klasse der Menschen! Im Lande der Barbarei und Unwissenheit sind wir Sklaven und die wilden Einwohner desselben behandeln uns mit Verachtung und Rohheit! Es sollte schwer zu errathen sein, woher diese unfreundlichen Gefühle gegen uns ursprünglich entstanden sind; wir fühlen, daß wir sie nicht verdient haben, aber das Bewußtsein, wie wenig wir bedeuten, kämpft gegen jeden Gedanken von Selbstliebe und Selbstgefühl und giebt uns eine einfache, aber heilsame Lehre fürs Herz! Und wenn wir dem Ebuvolke noch so christlich vergeben, immer müssen wir es doch für den ungastfreundlichsten Stamm, so wie für die habsüchtigste und roheste Race halten, welche wir kennen lernten. Ihr Fürst und ein achtbares verheirathetes Weib, die über die Mitte des Lebens hinaus ist, sind die einzigen unter mehrern Tausenden, die uns eine Art von Artigkeit und Wohlwollen erwiesen haben und die letztere allein hat dabei, wie wir überzeugt sind, blos aus uneigennützigen Absichten gehandelt. Alle Stände trinken hier leidenschaftlich Palmenwein und genießen ihn im Uebermaaße, wenn sie Gelegenheit haben, d. h. also sehr oft, da in der Stadt und Nachbarschaft eine große

Menge davon erbaut wird. Es ist bei ihnen sehr allgemein und Lieblingssitte, so wie die Sonne untergeht, große Zusammenkünfte zu veranstalten und unter den Bäumen Parthien zu bilden, wo über die Ereignisse des Tages gesprochen und bei diesem reizenden Getränke Scherz getrieben wird. Diese Gesellschaften dauern bis nach Mitternacht und da die Zecher meistens es darauf anfangen, bald, nachdem sie sich gesetzt haben, betrunken zu werden, so wird der größte Theil des Abends mit Streiten und Schlagen statt mit geselligen Unterhaltungen hingebracht. Bisweilen herrscht der furchtbarste Lärm, den sich der Mensch nur vorstellen kann. Blutvergießen, selbst Mord, ist nicht selten, hören wir, das Ende von den tobenden, wilden Freuden. Außen vor dem Gehöfte unserer Wohnung ist auch so ein Gelag alle Abende, und der Lärm, der hier gemacht wird, flößt wahrhaft Schrecken ein, besonders wenn die Weiber und Kinder an dem Aufstande Theil nehmen, denn ein Streit von der oder jener Art folgt sicher allemal. Ihr Geschrei, ihr Rufen, ihr Angstgeheul sind furchtbar und würden einen damit Unbekannten auf die Vermuthung bringen, daß diese durchdringenden, häßlichen Töne von Menschen herkämen, welche ermordet, oder denen sie durch die letzten Qualen von Angst und Leiden erpreßt werden. In den ersten oder zwei Nächten zitterten wir aus Furcht; wir bildeten uns bei solchem lauten, jämmerlichen Rufen ein, daß Morden und Blutvergießen vorgehe und jeder Versuch zu schlafen war unnütz, bis der Eindruck des ersten, wilden Schreiens, das sich hören ließ, mit dem letzten schwachen Rufe zugleich verschwand. Jetzt sind wir aber einigermaaßen, da die Sache so oft vorkommt, damit ausgesöhnt oder vielmehr,

wir hegen nicht mehr so viel Furcht, als anfangs, indem wir mit Erstaunen hörten, daß dies alles nur Folge eines gewöhnlichen Streites ist, der bei den Einwohnern wie zufällig bemerkt wird, ob sie schon zugeben, daß bei diesen wahnsinnigen Gelagen in der Hitze der Leidenschaft die abscheulichsten Verbrechen begangen werden.

Unsere liebe Matrone ist zwar außerordentlich fett und dazu von kleiner Gestalt, allein durch ihre fröhliche Munterkeit hat sie uns manche trübe Stunde an den langen Abenden weggescheucht. Schon durch ihr Streben, dies zu bewirken, hat sie jene Langeweile verbannt, welche durch unsere unangenehme Lage zum Theil erzeugt wurde. Nicht zufrieden, uns am Tage ordentliche Besuche abzustatten, kommt sie alle Abende in unsern Hof, statt sich den Orgien ihrer Freundinnen anzuschließen, und bringt noch zwei oder drei gleichgesinnte Frauen in der wohlwollenden Absicht mit, unserm Mißgeschick Mitleid zu zollen und unsern Trübsinn zu verscheuchen. Zwei oder drei Sklavinnen folgen ihrer Frau und tragen einige Flaschen ihres Lieblingsgetränkes, des Palmweins, vielleicht auch wohl eine Schüssel Bananen, um den Abend desto angenehmer hinzubringen.

Unser Schlafgemach ist abgesondert, drei oder vier Fuß höher, als der Boden und von hölzernen Säulen getragen. Es hat keine Thüre oder was sonst die Stelle dieser verträte, so daß wir die erfrischende Kühle der Abendluft genießen, ohne die Unannehmlichkeit zu haben, von jedem gesehen zu werden, der aus Neugier in unser Gehöfte tritt. Gewöhnlich legen wir uns bald nach Sonnenuntergang nieder und nun wackelt unsere fette, lustige, kleine Freundin wie eine Ente mit ihren Freundinnen und Sklavinnen in den

Hof herein, uns ihren Abendgruß abzustatten und das gewöhnliche Gespräch zu beginnen. In der Regel geht aber letzterem ein tüchtiger Trunk Palmwein voraus, der mit einem lauten und eigenthümlichen Schmatzen genossen wird, zum Zeichen, wie gut er schmeckt, wie viel Freude es macht, so einen Zug zu thun, und zum Beweise, welche Wärme und Stärkung er im Innern giebt. Die dienstfertigen Sklavinnen haben nun gerade vor unserer Schlafstätte Matten ausgebreitet, die Dame und ihre Gesellschafterinnen setzen sich nun mit unserm übellaunigen Wirthe, der in der Zwischenzeit sich auch eingefunden hat, in einem Zirkel nieder und begeistert vom gegohrnen Safte führen sie ein hübsches lebhaftes Gespräch, bis alles ausgeleert ist und der Schlaf ihnen die Augen zudrückt.

Wir selbst haben wenig hierbei hineinzureden, da wir ihre Sprache ziemlich nicht besser verstehen, als sie die unsrige und das Dolmetschen die geselligen Freuden nicht sehr begünstigt. Doch macht es uns großes Vergnügen, wenn wir sehen, wie der Palmwein seine Wirkung auf ihre Blicke, Zungen und Gedanken thut. Bei einer schwarzen Dame ist freilich die glühende Wange nicht wahrzunehmen, dagegen hat sie das feuchte, unstete Auge; sie fühlt sich unwiderstehlich zum Schwatzen aufgeregt; sie lächelt immer oder lacht über jede Kleinigkeit oder über gar nichts hell auf; sie zählt, das Bild zu vollenden, die ganze Reihe von guten Eigenschaften oder Talenten her, welche sie sich zu besitzen bewußt ist, ohne daß sie darum den Beifall ihrer Gesellschafterinnen rege macht, ein Selbstlob, wodurch sich aber auch der unerfahrne Trinker auf der ganzen Erde aus-

zeichnet. Dies alles ließ sich nun bei unserer geschwätzigen Freundin, wie bei ihren Gesellschafterinnen wahrnehmen.

Eine Freude macht es uns auch, aus unserm Schlupfwinkel die Ruhe und Eintracht der kleinen Gesellschaft vor uns mit anzusehen; sie ist so ganz von dem Lärm draußen verschieden und so schafft sie uns das wohlthätige Gefühl von Sicherheit, das wir wohl schwerlich genießen würden, wenn wir unsern eignen Gedanken überlassen blieben. Haben wir uns eine Zeitlang herumgeworfen, ohne zu schlafen, nnd fallen wir endlich in einen unruhigen, unerquikkenden Schlaf, so überfällt uns wohl, was öfters der Fall ist, der Alp, jenes häßliche Schreckbild. Wir springen erschrocken auf, als drohe uns das Messer des Meuchelmörders und können uns kaum bereden, daß es ein Nichts sei. Aber dann ist es so angenehm, den Blick auf die kleine, komische Dame mit ihrem runden, glänzenden Gesichte und ihre lustigen Schwestern zu werfen; alle Furcht vor einem Unglück schwindet dann auf der Stelle und ein wahrhaft froher Eindruck ist in Kopf und Herzen hervorgebracht. Wenn das Gelage draußen aufbricht, so ist es ein Zeichen für unsere Freundinnen, ebenfalls zu scheiden. Die Dame steht dann von der Matte auf, schüttelt uns die Hände, wünscht uns mit matt lallender Stimme gute Nacht und watschelt nun aus dem Hofe in einer Richtung fort, welche Hogarth als Schönheitslinie bezeichnet, um zu ihrem Eheherrn heimzugehen, der ein kränklicher Mann ist. So gehen die Abende hin; und jetzt nun auch nichts weiter von unserer einzigen Freundin in Ebu.

Außer dem Werthe von zwanzig Sklaven, welche Obie für uns verlangt, fordert König Boy, wie wir hören, auch

den Betrag von funfzehn Fässern Palmöl, was dem Werthe von funfzehn Sklaven beikommt, für sich und als Vergütung für die Mühe, welche er und sein Volk hat, wenn sie uns nach dem englischen Schiffe führen. Er müsse, sagt er, drei Kanoes und hundertfunfzig Mann dazu haben; mithin könne er es für nicht weniger thun. Obie hat erklärt, daß, wenn ich nicht ein Buch für all dies Geld dem König Boy gebe, er uns ins Innere des Landes senden und uns dort verkaufen lassen will, ohne daß wir je wieder das Meer zu sehen bekämen. Ich sehe wohl, daß uns keine Wahl bleibt und halte es fürs beste, ihm eine Anweisung zu geben, ohne aber etwas anderes zu beabsichtigen, als, wenn wir an der Küste sind, zwanzig gewöhnliche Flinten auszuliefern, um diesem Häuptling alle Kosten zu vergüten. König Boy soll Obie'n fünf Stück Tuch und eine Flinte als einen Theil der Zahlung voraus und das Uebrige bei seiner Rückkehr geben, wenn er uns auf die Brigg gebracht hat. Unsere Leute sind alle frohen Muthes, da sie die Aussicht haben, hier fortzukommen und ihre Freiheit wieder zu erhalten, denn auf die Handlungsweise der Engländer bauen sie so fest, daß sie gar nicht zweifeln: der Kapitän der Brigg wird uns auslösen.

Das Ebuvolk hat ein wildes Ansehen. Die Sitte, sich die Schläfe mit einem Pfeile zu tätowiren und Indigo einzureiben, ist allgemein bei Männern und Frauen unter ihnen herrschend. Die Weiber sind in der Regel hübsch und tragen dieselbe Art von Elfenbeinringen um Beine und Armknöchel, welche schon erwähnt worden ist. Sie treiben viel Handel und versorgen die Bewohner von Braß ganz allein mit Palmöl, Geflügel, Ziegen, Yams u. s. f. Auch

durch den Bau großer Kanoes sind sie bekannt, und alle auf den verschiedenen Flüssen, vom Benin bis Calebar, werden von ihnen gearbeitet. Vom ersten Tage unserer Ankunft an haben wir kein Huhn gehabt, aber die gewöhnliche Sklavenportion, eine halbe Yam täglich, erhalten. Vielleicht hat dies unsere Gesundheit erhalten, denn es ist mehr als zu wahrscheinlich, daß wenn wir, nachdem wir halb verhungert am Tage der brennenden Sonne, in der Nacht dem Thau ausgesetzt waren, besser gelebt hätten, ein heftiges Fieber erfolgt wäre.

Vorigen Abend kam Obie in seinem glänzenden Korallenanzuge baarfuß in unsere Hütte, unsere Bücher anzusehen und den Inhalt der Arzneikiste zu untersuchen. Das Klingeln der kleinen Schellen, die seine Beine umgaben, verkündete uns seine Ankunft. Alles, was er sah, schien ihm viel Freude zu machen, aber ganz erschrocken sah er aus, als wir ihm die mächtigen Wirkungen einiger Arzneien erzählten, bis er endlich in ein tüchtiges Lachen ausbrach. Er drückte ein lebhaftes Verlangen aus, einiges, besonders ein Abführmittel, zu erhalten, und wie wir den Sultan von Yaourie nebst Familie behandelt hatten, so thaten wir auch an ihm. Obie hatte sonderbare Furcht vor unsern Büchern, denn ihm war gesagt worden, daß sie „alles erzählen könnten.“ Als wir ihm eines anboten, fuhr er voll Schreck zurück „Dies dürfe er nicht annehmen,“ sagte er, „so etwas sei nur für die weißen Männer gut, deren Gott nicht sein Gott sei.“ Der Besuch war von kurzer Dauer.

Heute fanden wir wieder König Boy im innern Hofe von des Königs Hause und sein bedeutender Blick ließ uns

vermuthen, daß er etwas wichtiges mitzutheilen habe. Obie nahm uns, wie gewöhnlich, artig und heiter auf, aber richtete gleich seine Aufmerksamkeit, wie seine Rede, an Boy, der mit ihm eine Zeitlang ein ernstes und ziemlich lebhaftes Gespräch hatte. Die Leute aus Bonnei waren dabei und weinten. Da öfters auf uns hingewiesen und unsere Namen genannt wurden, so zweifelten wir gar nicht daran, daß die Sache besonders uns anging, und bald fand sich auch diese Ansicht bestätigt. Weil die Partheien vermuthlich einiges im Geheimen abzumachen hatten, was weder ihre Begleiter noch die unsrigen hören sollten, so begaben sie sich in den mittlern Hof und unterhielten sich hier eine geraume Zeit, worauf sie sehr aufgeregt wiederkamen, und das Gespräch aufs neue anknüpften. Sie wiederholten dies zweimal, worauf endlich Obie, wie wir später erfuhren, das Resultat von der außerordentlichen Berathung mit lauter Stimme vortrug und alle Anwesenden, die Leute aus Bonnei abgerechnet, ein lautes einsylbiges „Yah!" zum Zeichen ihrer Billigung hören ließen. Aus Begierde, mit dem, was über uns war beschlossen worden, bekannt zu werden, quälte uns ziemliche Ungeduld und Langeweile. Die Antwort des Königs Boy, den wir öfters fragten, war immer nur: „recht viel Barren!" Was dies aber heißen solle, blieb uns, zu unserm großen Verdrusse, zu rathen übrig. Doch wie entzückt waren wir, als er selbst bald nach Beendigung des Palaver, sich in halbgebrochenem Englisch gegen uns erklärte:

„In der Unterredung, welche ich eben mit Obie gehabt habe, bin ich veranlaßt worden, ihm die Waaren anzubieten, welche er für eure Freilassung verlangt, in dem

Glauben, daß sie mir nachher vom Kapitän der Brigg Thomas, welche jetzt im ersten Braßflusse liegt, wiederersetzt werden, wozu dann aber noch der Betrag von funfzehn Barren *) oder Sklaven in europäischen Waaren und ein Faß Rum als Vergütung der Mühe kommen muß, die ich unvermeidlich habe, euch nach Braß zu bringen. Willigt ihr in diese Bedingungen, denn unter ihnen allein nehme ich es auf mich, euch loszukaufen, so gebt ihr mir gleich eine Anweisung auf den Kapitän Lake, um Waaren bis zum Betrage von fünf und dreißig Barren zu empfangen, und kommt dann mit mir, sobald ihr Lust habt, in Folge des Abkommens, das zwischen mir und Obie getroffen wurde."

Dies waren wirklich himmlische Neuigkeiten und wir drückten dem König Boy einmal ums andere die Hand für seine Großmuth, seinen Edelsinn, denn jetzt waren wir viel zu hingerissen, um über die erstaunliche Forderung nachzudenken, die er an uns gemacht hatte. Eine Anweisung an den Kapitän Lake gaben wir ihm gleich. Es war ja wirklich nichts in der Welt, das wir nicht gethan hätten, um nur nicht die Gelegenheit zu verlieren, welche uns die Vorsehung darzubieten schien. Obie bemerkte die große und plötzliche Veränderung in unsern Zügen und schloß daraus auf die Freude, welche unsere Brust erfüllte. Er fragte, ob wir mit seiner Anordnung zufrieden wären und erpreßte von uns, in der Fülle des Herzens, noch das Versprechen, daß wir nach unserer Rückkehr in England ihn unsern Lands-

---

*) Bars; was darunter zu verstehen ist, ergiebt sich nirgends. Der Ueb.

leuten als einen guten Mann schildern und ihn besuchen wollten, wenn wir wieder einmal in das Land kämen.

Als König Boy kam, sein Buch zu holen, gaben wir es ihm. Er wollte es nach der Brigg hinabsenden, um zu erfahren, ob es auch gut sei. Dies hatte ich erwartet und sagte ihm, daß das Buch von keinem Nutzen sei, wenn wir nicht zugleich mit abgesendet würden; der Kapitän bezahle nicht eher, bis er uns an Bord habe; worauf er das Papier in seine Brieftasche steckte. Wir sagten nun Adieu und er nahm von uns in freundlicher, herzlicher Art Abschied.

Da wir fürchten, daß doch noch etwas vorfallen kann, uns festzuhalten und den Entschluß des Königs umzuändern, so sind wir voller Ungeduld, aus seinen und seines Volkes Händen so schnell als möglich zu kommen. Deshalb verloren wir keinen Augenblick, nach unserer Wohnung zu eilen, sendeten unsere Leute an Bord von Boy's Kanoe, folgten ihnen dann auf der Stelle selbst nach und stiegen um drei Uhr Nachmittags ein. Und so waren vier der traurigsten Tage unsers Lebens geendet! Unser altes, leckes, aufgesprungenes Kanoe können wir unmöglich mit uns nehmen, es würde uns zu lange aufhalten. Die Führer aus Damuggu wollen uns in unserm eignen begleiten und so ist alles zur Abreise morgen früh bei guter Zeit bereit.

Das Braßkanoe, welches uns jetzt zur Wohnung dient, ist außerordentlich groß und schwer beladen. Es wird von 40 Männern und jungen Leuten gerudert, wozu noch ein zwanzig Leute und darüber mit Einschluß von einigen Sklaven und uns selbst kommen, so daß die Zahl aller am Bord mindestens sechzig betragen wird.

Gleich der Kriegskanoe von Obie ist auch dies mit einer Kanone versehen, die im Vordertheile ruht und hat eine Menge Seitengewehre, Schrot, Pulver, Flintensteine. Es enthält eine Anzahl von großen Kisten oder Koffern, die mit geistigen Getränken, Cattun, seidenen Waaren, Töpfergeschirr und andern Artikeln Europa's und der fremden Welttheile gefüllt sind, so wie einen Ueberfluß von Lebensmitteln für den jetzigen Bedarf, und 2000 Yams für den Kapitän eines spanischen Sklavenschiffes, das jetzt im Braßflusse liegt. Die Bemannung sitzt bequem einander gegenüber und nach ihrer Anzahl, wie nach der ungeheuren Menge der genannten Waaren kann man sich einen Begriff von der Größe des Fahrzeuges machen. Es ist aus einem starken Baumstamme gehauen, zieht vier und einen halben Fuß Wasser und hat über 50 Fuß in der Länge. Allein die Ladung ist so schwer, daß der Bord nicht über zwei Zoll über dem Wasserspiegel steht. Mit seiner jetzigen Last könnte es unmöglich auf einem Flusse fortkommen, der nicht so ruhig wie der Niger wäre, und selbst wie hier derselbe geht, geräth es vielleicht beim Rudern in Gefahr, zu sinken. Wirklich zum Lachen ist es, wenn man bemerkt, daß auch zwei ungeheure Sprachröhre an Bord sind, die, zieht man die Stentor-Stimmen der Leute aus Braß in Betracht, ganz überflüssig erscheinen; das Kanoe wird auch von ordentlich dazu ernannten Offizieren, die herrliche Titel führen, ganz wie auf europäischen Schiffen, z. B. von einem Kapitän, Lieutenant, Unterlieutenant, Steuermann u. s. w. kommandirt. Der König Boy, dessen Eitelkeit und Wichtigthun auch bei den kleinsten Gelegenheiten unwiderstehliches Lachen erregen, giebt dazu gern seine Einwil-

ligung. Wir werden heute Nacht im Kanoe schlafen und dürfen wohl nicht erst sagen, daß der Mangel an Raum, wie bei den früheren Fällen, eine unerträgliche Plage sein wird.

Bevor wir an Bord gingen, nahmen wir einige in Palmöl gesottene Yams in Obie's Hause zu uns und blieben dann zwei Stunden am Ufer liegen. Um sieben Uhr Abends machten wir unser Nachtlager zurecht, fanden uns aber aus Mangel an Platz, in Folge der schlecht aufgeschütteten Yams, sehr zusammengedrängt.

XX.

Abreise von Ebu. — Addizetta. — Abergläubische Ceremonie. — Passagiere. — Flußufer. — Erscheinung der Fluth. — Die Reisenden werden vom Fürsten der Stadt Braß empfangen. — Schilderung des Königs Forday. — Fetischceremonie. — Prozession der Kanoes nach Braß — Ankunft. — Schilderung der Stadt. — Ihre Erzeugnisse. — Des Königs Haus. — Vernachlässigung der Reisenden. — Zusammenkunft mit dem König Forday. — Anstalt zur Abreise.

Freitag, 12. November. Ein großer Aufstand erhob sich vorige Nacht zwischen den Leuten aus Braß und den Einwohnern. Er hätte leicht zu ernsten und traurigen Folgen führen können, wenn die erstern nicht zeitig genug die Vorsicht gebraucht hätten, ihr Kanoe vom Ufer weg mitten in den Strom zu führen, wohin ihnen ihre Gegner nicht folgen konnten. Es eilten dieselben mit Flinten, Lanzen und andern Angriffswaffen in ansehnlicher Menge am Wasser hinab und erhoben ein schreckliches Getöse, wie heulende Wölfe, bis lange nach Mitternacht, wo endlich der Aufruhr ein Ende hatte. Mein Bruder fühlte in der Nacht einen kleinen Fieberanfall, der ihn am Morgen ganz kraft- und muthlos machte. Arznei zu nehmen war er außer Stande, da er nicht nur der freien Luft ausgesetzt war, sondern auch eine große Unbeholfenheit und Unbequemlichkeit, als Folge der vielen Menschen, vorwaltete, zwischen denen wir im eigentlichen Sinne eingeschichtet waren.

Der König Boy schlief an der Küste mit seinem Weibe Addizetta, die Obie's Lieblingstochter ist. Ihretwegen warteten wir bis gegen sieben und acht Uhr des Morgens, wo sie mit ihrem Gemahl erschien. Er hat die jetzige Gelegenheit benutzt, mit ihr eine Fahrt in seine Heimath zu machen und in ihr Leben durch andern Himmel, andere Gegenden einige Abwechselung zu bringen und sie mit seinen andern Weibern und Verwandten in Braß bekannt zu machen. Außerdem hat sie den Wunsch geäußert, die Schiffe der weißen Männer zu sehen und zum Theil fährt sie mit, ihre Neugier in dem Betracht zu befriedigen. Als sie ins Kanoe stieg, führte sie Boy mit einem Anstrich von Galanterie zu dem besten Sitze: einem Koffer, neben dem er selbst Platz nahm und welchen wir aus Gründen der Artigkeit zu ihren Gunsten geräumt hatten. Sie sah nach dem Vordertheil des Schiffes hin, während ich mit meinem Bruder ihr gerade gegenüber auf einem Haufen Yams saß; doch waren wir an dem königlichen Paare so dicht, daß unsere Beine immer in Berührung kamen und sich deshalb viel Unbequemlichkeit und Verlegenheit fürchten ließ.

Die Abfahrt wurde wiederum durch Entfernung mehrerer ins Gewicht fallender Artikel aufgehalten, die, weil unser Kanoe zu tief ging, um sicher zu sein, in ein anderes zur Seite liegendes geladen wurden; allein es schien doch dadurch nicht sehr erleichtert zu werden. Endlich als halb elf Uhr vorbei war, stießen wir von dem Lande Ebu ab und indessen vierzig Ruder mit einemmale den Silberschaum aufregten, schossen wir eine kurze Zeit schnell wie ein Delphin durchs Wasser hin.

Das Auge des Menschen hat die Einrichtung im Kopfe, daß man beim Sitzen oder Stehen, wie sich häufig bemerken läßt, Erde und Himmel zur nämlichen Zeit ohne Unbequemlichkeit betrachten kann; ein Vorzug, den, wie ich glaube, kein Thier in gleichem Maaße hat, wenn es ihn überhaupt besitzt. Als ich über diesen Umstand nachdachte, blickte ich zufällig nach dem Himmel, um mich von der Wahrheit der Sache zu überzeugen, sah aber, daß die große, männliche Gestalt von Obie's Lieblingstochter ihn meinem Blicke gänzlich entzog. So diesmal in meiner Absicht getäuscht, gab ich sie auch sogleich auf und dachte, daß dies die beste Gelegenheit sei, die Züge und Gestalt von König Boy's Liebchen zu studieren. Addizetta mag wohl ohngefähr 20 bis 30 Jahre alt sein, vielleicht auch jünger, denn sie schnupft Tabak und die Frauen werden in heißen Ländern viel früher mannbar, als in kältern. Sie ist lang, stark, aber wohl gebaut, ob sie schon nicht genug Würde hat, um herrschen zu können; ihr Gesicht ist rund, offen, nur aber einfältig und fast ohne allen Ausdruck; Sanftmuth, gleichförmiges Temperament und zugleich Trägheit des Körpers mochte sich aber doch daraus abnehmen lassen. Im Ganzen ist es ein recht unschuldiges Köpfchen, das auch nicht die geringste Spur von Leidenschaft verräth. Die Stirne ist glatt und glänzt wie polirtes Ebenholz, nur scheint sie zu niedrig, um edel zu sein; das Auge zeigt sich groß, voll, schön, doch matt; die Wangen sind nach holländischer Art rund und breit; die Nase ist zart zusammengedrückt, doch nicht ganz so ausgezeichnet, wie bei den Negern in der Regel. Um den Mund hat sie etwas Liebliches, weil die Lippen nicht so häßlich groß sind und sie

noch obenein von einer Reihe herrlicher Zähne verschönert werden, die so gleichförmig, regelmäßig und wie die eines Windspieles dastehen. Ihr Kinn — ach! ein Kinn zu beschreiben, bin ich nicht im Stande; ich weiß nur, daß es recht gut zu ihren übrigen Zügen paßt.

Addizetta lacht selten, aber liebäugelt oder lächelt auf recht einnehmende Art, so oft ihr etwas mehr als gewöhnliche Freude macht, und der treffliche Eindruck, welchen dies Lächeln auf das Herz ihres Gatten macht, scheint ihr nicht unbekannt zu sein. Ihr Anzug, ihr Schmuck läßt sich mit wenig Worten schildern. Jener besteht blos aus einem Stück gemusterten seidenen Zeuches, das um die Hüften und bis zum Knie hinabgeht. Das wollige, geschmackvoll behandelte Haar wird von einem Netze verhüllt und endigt sich auf dem Wirbel in einem Zopf. Das Netz ist, obschon nicht reichlich, mit Korallen geschmückt, die vom Scheitel bis auf die Stirne reihenweise herabfallen. Von gleichen kostbaren Perlen trägt sie ein Halsband; kupferne Ringe umgeben Finger und große Zehen; elfenbeinerne Bänder die Armknöchel, und ungeheure Ringe ebenfalls von Elephantenzähnen putzen die Beine am Knöchel, daß sie fast nicht im Stande ist, zu gehen, weil sie so mächtig groß und schwer sind.

Ich hatte meine Musterung ziemlich bereits zu Ende gebracht, als Addizetta endlich bemerkte, daß ich sie mit mehr als gewöhnlicher Aufmerksamkeit betrachte, ihren Blick mit dem meinigen zusammentreffen ließ und dann den Kopf mit triumphirendem Lächeln umdrehte, als wollte sie sagen: „Ja, weißer Mann, du kannst meine Schönheit wohl bewundern und anbeten! Ich sehe, daß du von meinen Rei-

zen getroffen bist und wundere mich nicht darüber!" — Doch gleich auf der Stelle verbesserte ich die boshafte Deutung ihrer Blicke und klagte mich selbst des Unrechts an. Wenn nun, sagte ich zu mir selbst, Addizetta, eine arme, einfältige Wilde, über solche Bewunderung ihre Freude hat, wie ihre weißen Schwestern in gebildeten Ländern, so können doch ihre Gedanken, so weit ich darüber urtheilen darf, von Eitelkeit und Selbstliebe weit entfernt sein. Genug aber, sie lächelte, das weiß ich gewiß, und obenein sehr reizend, denn ich sah auf ihren vollen, runden Wangen ein Grübchen, und ihre Züge belebten sich einen Augenblick dergestalt, daß das schmachtende Auge wie ein Blitz funkelte. Was hat denn dies alles zu bedeuten?

Noch habe ich zu bemerken vergessen, daß Obie's Tochter an mehrern Orten tätowirt ist. Die Einschnitte oder Narben vielmehr sind jedoch unregelmäßig und unscheinbar. Besonders zeigt der Busen offenbare Narben von Schneiden und Kratzen, die Addizetta schon in der Kindheit erhalten haben muß, denn die Wunden sind schlecht geheilt, die Haut darüber steht wohl einen halben Zoll über die natürliche Fläche. An der Seite von jedem Auge, an der Schlafader ist die Spitze eines Pfeiles allein mit leidlicher Genauigkeit gemacht. Es scheint, als ob mit einer Nadel Indigo ins Fleisch gerieben worden sei, eine Eigenheit, welche das Gesicht jedes Weibes hier zeigt und wodurch sie sich von den Nachbarn oder sie umgebenden Männern unterscheiden.

Vor dem Frühstück war Addizetta wohl eine Stunde lang mit dem Reinigen und Putzen ihrer Zähne beschäftigt. Sie rieb sie mit der faserigen Wurzel eines Baumes oder

Strauches, die zu dem Zwecke in ihrem Vaterlande sehr geschätzt und allgemein angewendet wird. Viel tausend Menschen bringen mit dieser angenehmen Beschäftigung einen großen Theil des Tages hin und dieser Ursache muß man die glänzende Weiße der Zähne zuschreiben, welche bei den Afrikanern in der Regel beobachtet wird.

Um zehn Uhr des Morgens wurde ein Gericht Fische mit Yams und Palmöl gesotten, als Frühstück aufgetragen. Da König Boy fürchtete, daß unsere Gegenwart seiner Dame beschwerlich fallen könne, so wurden wir angewiesen, uns mehr zurückzuziehen, um sie so weniger scheu und unbequem essen zu lassen, denn leider nimmt man nicht an, daß wir mit Addizetta und dem Könige auf gleicher Linie stehen. Als sie gefrühstückt und eine Kalabasse Wasser aus dem Strome nachgetrunken hatten, tischte man auch uns eine Schüssel auf, worauf die Mannschaft und Sklaven ebenfalls mit Yams und Wasser bewirthet wurden. Abends kam eine zweite Mahlzeit, der von früh ganz gleich, für alle auf den Tisch, und beide sind die einzigen, welche die Leute aus Braß in vier und zwanzig Stunden erhalten.

Vor dem Essen selbst pflegt Boy eine kleine Partbie der Speise „den Geistern des Flusses" zu opfern, damit die Reise, indem er sich ihrer Gunst versichert, glücklich von statten gehe. Bevor er ein Glas Rum oder Branntwein trinkt, schüttet er ebenfalls einige Tropfen ins Wasser und ruft den Beistand dieser eingebildeten Wesen an, indem er verschiedene Worte zwischen den Zähnen murmelt, deren Inhalt wir nicht verstehen können. Solcher religiöse Gebrauch, sagt man uns, wird unabänderlich beobachtet, wenn die Leute aus Braß Gelegenheit nehmen, ihr Land zu Wasser

zu verlassen oder auf demselben wieder zurückzukehren. Es heißt ein Speise- und Trankopfer und man bringt es bei jeder Mahlzeit. Auch in Yarriba, Badagry, Cape Coast-Castle und auf der ganzen westlichen Küste herrscht eine sehr ähnliche Sitte. Die Einwohner dieser Gegenden trinken nämlich nie ein Glas Branntwein, ohne einen Theil davon auf die Erde „als einen Fetisch" zu sprützen. Am Morgen sahen wir einen Arm des Flusses nach Westen hin abgehen, während der Hauptstrom südwestlich blieb.

Bei mehrern kleinen Dörfern hielten wir einige Zeit am Tage, um Yams, Bananen und Kokusnüsse zu kaufen. Die Neugier der armen Leute darin war, als sie uns sahen, erstaunlich. Sie sind meist Fischer und Landleute und so sehr auch unsere Kleidung unsauber und auffallend war, so begegneten sie uns doch nicht im mindesten hart, sondern selbst artig; ihre Neugier war daher auch keinesweges beschwerlich. Die Sprachröhre müssen, nach unserm Bedünken, den Leuten aus Braß etwas ganz Neues sein, denn sie sind für diese Art von Musik, so wenig angenehm sie klingt, ganz außerordentlich eingenommen. Es sind, wie wir gestern bemerkten, zwei solcher Instrumente auf dem Kanoe, um Befehle zu geben, und sie kommen nicht zehn Minuten lang den ganzen Tag über vom Munde der Offiziere, so stark ist der Wunsch aller, durch sie zu sprechen und so den betäubenden Lärm zu vermehren, den ihr ewiges gegenseitiges Zanken macht. Dies ist freilich sehr lästig, doch wir sind gezwungen, uns ganz kalt darein fügen. Außerdem ist jedes Sprachrohr hier freilich sehr überflüssig; die Stimmen der Leute sind an sich laut und kräftig genug für alles, was im Leben vorkommt, und wenn sie es darauf

anfangen, ihre vollen Lungen in Bewegung zu setzen, so wird kein Sprachrohr, das je existirte und so groß sein mag, wie es will, dem schrecklichen Donner, den sie hören lassen, gleichkommen. Das Brüllen der See selbst würde dadurch betäubt werden!

Außer den Offizieren und der Mannschaft im Kanoe, wovon wir gestern sprachen, haben wir auch noch einen Trommelschläger, des Königs Haushofmeister und seiner Gemahlin Kammermädchen, so wie zwei Leute, die das Wasser ausschöpfen, und drei Kapitäns, welche für die Sicherheit des Kanoes wachen. Der Lärm, den sie alle erregten, als wir aufbrachen, um zu ihrem Fetisch durch das Sprachrohr zu rufen, geht über alle Beschreibung. Sie beabsichtigten hierbei, uns eine sichere Reise zu verschaffen, und wenn es hierbei blos des Geschreis bedurfte, so sind wir deren ziemlich gewiß. Die Dörfer, vor welchen wir während des Tages vorbeikamen, sind sehr zahlreich und kaum eine halbe Stunde weit von einander längs dem Flußufer hin entlegen. Sie waren von besser angebauten Feldern umgeben, als wir seit den letzten vierzehn Tagen gesehen haben. Die Ernten bestanden in Yams, Bananen, Plantanen, Mais u. s. f., und so viel davon sahen wir nicht, seit wir Kakunda verließen. Die Ufer eignen sich, scheint es, herrlich zum Reisbau und jeder andern Getraideart, die wir im Innern bemerkt haben. Vom Flusse aus betrachtet, gewähren die Dörfer einen freundlichen Anblick. Alle Häuser scheinen von etwas hell gefärbtem Lehm gebaut und mit Stroh gedeckt zu sein, daß sie unsern Hütten in England sehr ähnlich werden. Sie sind viereckig und haben zwei

Fenster zu beiden Seiten der Thüre, aber keine Wohnung in der Höhe.

Die Einwohner der Dörfer hier scheinen aber eben so mißtrauisch zu sein, wie die oberhalb Ebu, wenn sie mit unsern Leuten handeln. Die Männer allein kamen dann herab mit ihren Yams und Fischen und waren mit Flinten und Säbeln bewaffnet. Sie brachten vornehmlich Seekazzen und Meerkrebse, beide über dem Feuer geräuchert, und wenn sie gesotten waren, recht wohlschmeckend, zum Verkaufe. Tätowirt sahen wir niemand; wohl aber trugen sie Grasmatten um die Hüften und wohlhabendere eine Hülle von gedrucktem Cattun. Wir mietheten uns zwei kleine Fahrzeuge, die eingekauften Yams fortzuschaffen.

An vielen Stellen sahen wir, daß der Fluß die Ufer überschwemmt hatte und zwischen Bäumen und dickem Gehölze hinlief. An der breitesten Stelle schien er nicht mehr als etwa eine halbe Stunde zu haben. Sein Lauf ging den ganzen Tag ziemlich südwestlich und die Breite nahm so zusehends ab, daß er fast zu einem gewöhnlichen Strome einschrumpfte.

Sonnabend, 13. November. Vielleicht giebt es unter der Sonne keinen größeren Genuß, als, wenn man müde ist, einen gesunden erquickenden Schlaf. So ist aber auch, nach unserer Meinung, auf der andern Seite kein größeres Leiden, als der Mangel desselben, denn in den Stunden, welche die Natur zur Ruhe bestimmte, wachen zu müssen, hat in neun Fällen von zehn sicher ein verdrießliches Wesen, Mißmuth und Unzufriedenheit zufolge, und erzeugt auf der andern Seite nicht selten Langeweile, Träg-

heit und Krankheit. Nun haben wohl nicht zwei Menschen auf der Erde so viel Ursache, über gestörten Schlaf oder nächtliche Unruhe zu klagen, als wir beide. Bisher war dies gelegentlich die Folge vornehmlich, wenn wir dem Nebel, Regen, Thau, den Angriffen der Muskitos, dem schrecklichen, durchdringenden Geschrei der Eingebornen, der zu großen Ermüdung, der Furcht und innern Unruhe preisgegeben waren. Jetzt fehlen die meisten dieser Ursachen, aber wir sind schrecklich eingeschränkt aus Mangel an Raum und dergestalt zusammengezwängt, daß, wenn wir Müdigkeit fühlen, es unmöglich ist, uns niederlegen zu können, ohne die schweren Füße von Herrn und Madam Boy, mit ihren gewichtigen elfenbeinernen Zierrathen, entweder im Gesichte oder auf der Brust zu haben. Aus solcher Lage herauszukommen, erfordert fast die Anstrengung eines Rhinozeros und so ist die Qual außerordentlich groß.

In der vorigen Nacht ging es uns in diesem Betracht besonders unglücklich. Ein neuer Fieberanfall, der mich Abends betraf, machte meine Lage wirklich recht traurig und wahrhaft beklagenswerth. Es wäre wohl lächerlich, wenn man dächte, daß jemand schlafen könne, falls er es auch noch so sehr nöthig hätte, wenn zwei unbekleidete Beine und Füße, groß, schwarz und schmuzig, über sein Gesicht und den Leib wegfahren, ihm den Weg des Athemholens versperren und manchmal so gewaltig auf ihn treten, daß sie Erstickung drohen. So eine verzweifelte Lage konnte ich nicht lange aushalten, sondern entschloß mich lieber, in der verflossenen Nacht im Kanoe sitzen zu bleiben. Mein Bruder war nicht wohl und wirklich außer Stande, meinem Beispiele zu folgen. Deshalb gab ich mir Mühe, ihm

wo möglich ein besseres Lager zu schaffen. Dies vor Augen habend, kniff ich die Füße unserer schnarchenden Gefährten, der königlichen Majestäten, bis sie vor Schmerz erwachten und die Füße aus seinem Gesichte wegzogen, was ihm nun erlaubte, ein Paar Zoll fortzurücken und den Kopf in eine enge Spalte zu bringen, die zwei Koffer bildeten. Allein diese gestatteten ihm durchaus nicht, ihn auf eine Seite hin zu bewegen, und so eingeklemmt brachte er nun, außer Stand gesetzt, Herr seiner schmerzenden Glieder zu sein, die Stunden ohne Schlaf hin, bis er früh mit gequetschten Beinen und wunder Haut aufstand und bitterlich über die schrecklichen Augenblicke klagte, welche ihm durch die Beine Seiner Majestäten, die elfenbeinernen Ringe daran und die Haufen von Yams verursacht worden seien.

Erst um zwei Uhr des Morgens kamen wir an einen Ort, der sich zum Anlanden schickte und wo die Ruderer von ihrer Arbeit etwas ausruhen konnten. Mit Tagesanbruch ging es aber gleich wieder in das Flußbett und den Strom hinab. Um sieben Uhr stieg Boy und sein Weib aus, Handel zu treiben; ich nahm gleich ihren Platz ein und schlief anderthalb Stunden recht fest, was mich vollkommen stärkte. Ohne weiter etwas Merkwürdiges zu treffen, brachten wir den Tag ziemlich wie gestern hin, gelegentlich an einem der Dörfer haltend, die längs dem Ufer zerstreut liegen, um mit den Einwohnern zu verkehren. Plantanen, Bananen, Yams werden in außerordentlicher, ja fast unglaublicher Menge gebaut. Eine Strecke von acht Stunden sieht man fast kaum etwas anderes, als Anpflanzungen von diesen Gesträuchen und Gewächsen. Es läßt uns dieser Umstand schließen, daß der Landstrich hier un-

gleich bevölkerter ist, als der allgemeine Ueberblick es anzudeuten scheint. Allein so ausgebreitet auch der angebaute Strich ist, und so viel andere, große, grüne Flächen da liegen, so sehr durchkreuzt doch der unnütze Mangelbaum (rhizophera mangelia) mit seinen dichten Aesten und undurchdringlichen Wurzeln jede feuchte Stelle, je näher wir der See kommen.

Wir setzten unsern Lauf stromabwärts bis nach Mitternacht fort, wo wir am östlichen Ufer bei einem kleinen Dorfe landeten. Am Ufer wurden die Fahrzeuge befestigt und die Mannschaft legte sich zum Schlafen nieder. Da ich aus dem triftigsten Grunde, weil ich in dem vollgestopften Kanoe nämlich keinen Raum zum Liegen fand, gesessen hatte, und mich ganz außer Stand fühlte, dies jetzt wieder zu thun, so nahm ich meine Matte und ging an die Küste, fest entschlossen, wo möglich auf der Erde zu schlafen. Von Müdigkeit überwältigt, fürchtete ich weder den Angriff der Alligatoren oder sonst etwas, sondern suchte mir ein trocknes Plätzchen und legte mich auf meine Matte hin. Kaum war ich eingeschlafen, als mich mehrere arge Stiche weckten und ich mich ganz von schwarzen Ameisen bedeckt sah, welche in den Beinkleidern heraufgekrochen waren und mich schrecklich quälten. Anfangs wußte ich gar nicht, wie ich sie los werden sollte. Ich lief, so schnell ich konnte, herum, in der Meinung, sie abschütteln zu können, allein alle meine Bemühungen, davon frei zu werden, waren lange Zeit vergeblich. Unsere Leute, Pascoe, Jowdie und Sam, sahen, in welcher Lage ich war, und landeten, ein großes Feuer anzumachen, das die Gestalt eines Kreises hatte: in die Mitte desselben legte ich mich

und schlief bis zum hellen Tage. Der Stich einer schwarzen Ameise ist so peinlich wie der einer Wespe.

Sonntag, 14. November. Heute Morgen, wie es Tag war und die Einwohner ihre Fische, ihre Yams unserer Mannschaft zum Verkaufe brachten, schienen sie sich gar nicht zu wundern, als sie weiße Gesichter sahen, und dadurch komme ich zu der Meinung, daß sie schon dergleichen an der Küste gesehen haben. Um fünf Uhr früh traten wir wieder unsere Fahrt an. Um 10 Uhr kamen wir vor einem kleinen Arme vorbei, der nach Ost-Süd-Ost lief.

Während des Tages fuhren wir an mehrern Sandbänken mitten im Flusse hin und auf einer ließen unsere Leute das Kanoe absichtlich fest laufen, um ins Wasser zu gehen und sich zu baden. Die Sonne war sehr mächtig und das Wasser schien ihnen viel Genuß zu verschaffen. Die Arme, welche der Fluß zu beiden Seiten der Bank abgiebt, schienen sehr tief zu sein; die Höhe der Ufer mochte wohl drei Fuß betragen. Als unsere Leute eine tüchtige Wäsche vorgenommen hatten, ging es weiter.

Um sieben Uhr Abends verließen wir den Hauptstrom und nahmen den Weg in einen kleinen Arm nach Braßtown, der ziemlich südöstlich von dem Hauptstrome abwich, denn dieser war nach Süden geflossen und ging auch so fort, als wir ihn verließen. An vielen Orten, bei denen wir am Tage hinfuhren, hatte er die Ufer überströmt und an Breite bedeutend verloren. Kaum eine starke halbe Stunde betrug die größte Ausdehnung; die kleinste dagegen kaum dreihundert Ellen. Wir sahen ein oder zwei Dörfer den Tag

über und wo das Ufer nicht unter Wasser stand, auch viel angebautes Land.

Um halb acht Uhr Abends fühlten wir zu unserer großen Freude den Einfluß der Fluth. Schon vorher hatten wir auf dem Wasser das Dasein von Schaum bemerkt, der während der Fluthzeit aus der Mündung des Flusses heraufgekommen sein konnte, allein nun waren wir gewiß, daß wir in ihrem Bereiche wären. Immer hatten wir den Verdruß, das Kanoe auf eine Sandbank laufen zu sehen, oder es blieb im Gehölze stecken, so daß wir äußerst langsam vorwärts kamen und die Leute oft aussteigen mußten, das Fahrzeug zu lichten, darüber wegzuschieben. Der Weg ging durch einen engen Canal, der von Mangelbäumen so überwölkt war, daß er eine vollkommene Allee bildete, die an manchen Orten so dicht wurde, daß durchaus kein Lichtstrahl hereinfiel. Um 10 Uhr Abends durchnäßte uns ein starker Regenguß bis auf die Haut und als er vorbei war, hielt das Tröpfeln von den Bäumen, die über dem Kanoe herabhingen, fast die ganze Nacht wie ein steter Regen an. Der Geruch, welchen die Pflanzenwelt von sich gab, war außerordentlich unangenehm; man konnte krank davon werden.

Montag, 15. November. Wir fuhren die ganze vorige Nacht durch die so finstern und widrigen Canäle, ohne länger als zehn Minuten auf einmal anzuhalten, um uns aus den herabhängenden Zweigen der Mangelbäume und den hervorstehendem Gesträuche loszumachen, in welches wir gelegentlich verstrickt wurden. Diese wuchernden Kinder des Bodens sind so unter einander verwachsen, daß es zunächst unmöglich sein würde, sie auszurotten. Wurzeln und Zweige

sind Behälter des Moders, Morastes und Schmuzes aller Art geworden und dunsten einen eigenthümlichen, häßlichen, aber ohne Zweifel höchst nachtheilig wirkenden Geruch aus. König Boy führte als Ursache, daß er die Nacht nicht anhielt, die Furcht an, daß er sonst nicht im Stande sein würde, seinen Vater und seinen Bruder zu treffen. Flinte hatte einen Tag früher Ebu verlassen. Beide Theile hatten einen Punkt verabredet, wo sie sich treffen wollten, und ohngefähr früh um 9 Uhr kamen wir da an, wo wir sie in drei großen Kanoes fanden, indem sie auf unser Eintreffen warteten. Wir hielten an und befestigten die Fahrzeuge an den Bäumen, um eine Erquickung, wie sie nun war, zu uns zu nehmen, so wie eine halbe Stunde zu ruhen. Wir wurden hier auch dem berühmten König Forday vorgestellt, der, wie er selbst versichert, Monarch des ganzen Landes ist. In einem der Kanoes saß er nebst mehrern Fetischpriestern; das zweite Kanoe gehörte König Boy und das dritte dem Monsieur Flinte. Sie waren so weit hergekommen, uns in unser Land zu begleiten.

König Forday ist ein freundlicher, ehrwürdig aussehender, alter Mann, aber ziemlich schäbig gekleidet, halb als Europäer, halb nach einheimischer Art. Wie die meisten Wilden trinkt er leidenschaftlich geistige Getränke und er nahm große Gläser Rum in unserer Gegenwart zu sich, ohne daß sie auf seine Rede und Bewegungen sichtbaren Eindruck machten. In einem Augenblicke fröhlicher Stimmung suchte er zu singen, allein seine schwache, pipende Stimme schien der Lust dazu nicht zu entsprechen und der Ton starb vor lauter Schwäche hinweg. Seine Unterthanen jedoch, die wohl ein Paar hundert Menschen betrugen,

drückten ihren Beifall durch ein fürchterliches Jah! aus, das alle mit einemmale erschallen ließen. Es tönte gleich dem Brüllen eines Löwen.

Während wir beim Frühstück saßen, ging die Fluth zurück und ließ unsere Kanoes auf dem Moraste sitzen. Gleich nach dem Essen begannen die Fetischpriester ihre Beschwörungen, indem sie den König Boy vom Kopf bis zum Fuße in Linien, Kreisen und phantastischen zahlreichen Figuren mit Kreide bestrichen. Er wurde dadurch so durchaus umgewandelt, daß seine Person zweifelhaft blieb, wenn er nur einige Schritte weit entfernt stand. Seine gewöhnliche Kleidung wurde weggelegt; es blieb ihm blos erlaubt, ein schwarzes seidnes Schnupftuch um die Hüften zu tragen; auf den Kopf setzte man ihm eine kleine, enge Mütze von Gras geflochten und mit großen Federn geschmückt. Es waren, wie wir sahen, die Flügelfedern eines schwarzen und weißen Mäusefalken, der in Braßtown der Fetischvogel ist. Zwei große Lanzen, auch mit Kreide bestrichen, bekam er in die Hände, und so ausgestattet hatte er ein äußerst wildes und wunderliches Ansehen. Die übrigen Anwesenden erlitten eine gleiche Verwandlung; auch die Fetischpriester waren mit Kreide bemalt. Unsere eignen Leute bekamen nur einige Zeichen auf die Stirn, und wir selbst, vielleicht weil wir schon weiß waren, obschon sich unsere Gesichter nicht wenig gebräunt hatten, blieben von der Ceremonie ganz verschont.

Um 11 Uhr Vormittags wurden wir in König Forday's Kanoe eingeladen und mußten uns zu ihm setzen. Der alte Mann ersuchte uns gleich in leidlichem Englisch, ein Glas Rum mit ihm zu trinken, und als er sah, daß

wir uns über das wunderbare Ansehen des Königs Boy und aller andern wunderten, so machte er uns bemerklich, daß noch kein Weißer, wie es bei uns der Fall wäre, den Strom herabgekommen sei und deshalb habe man dies gethan, jedem Uebel vorzubeugen, das daraus entspringen könne. Wir erfuhren auch von ihm, daß noch dem Schu-Schu, dem Fetisch oder Gemeindegott zu Braßtown, unserer Ankunft zu Ehren ein besonderes Opfer gebracht werden solle.

Die Fluth kam nun bald wieder und so wurden Anstalten getroffen, nach Braßtown zu fahren. Alle Kanoes kamen deshalb in eine Reihe, das des Königs Boy führte an, wir und der König Forday saßen im darauf folgenden, nach uns kamen des Königs Bruder, Monsieur Flinte und die Leute aus Damuggu; und in dieser Richtung ging es fort. Flinte hieß der kleine Kriegskönig, weil ihm die Aufsicht über alle Waffen und Kriegsbedürfnisse aufgetragen ist und er gab uns bei diesem Anlasse viel Gelegenheit, seine Bedeutung, seine Thätigkeit sehen zu können; plötzlich fuhr er eine kurze Strecke allen Kanoes voraus und feuerte die Kanone ab, welche vorn in dem seinigen lag, um dann wieder hinterdrein zu kommen.

Die ganze Fahrt gehörte zu den sonderbarsten Schauspielen, welche man sich denken kann. Die Kanoes folgten einander in ziemlich leidlicher Ordnung; jedes führte drei Flaggen. Im ersten stand König Boy aufrecht, von allen gesehen, der Kopfputz von Federn wiegte sich bei jeder Bewegung des Körpers, der mit mancherlei wunderlichen Figuren von Kreide bedeckt war, die wegen der natürlichen Hautfarbe noch mehr auffielen. Die Hände ruhten auf den

Spitzen zweier ungeheurer Lanzen, welche er gelegentlich mit Heftigkeit in den Boden des Kanoe stieß, als wolle er ein furchtbares, wildes Thier zu seinen Füßen tödten. In dem Vordertheile aller übrigen Kanoes tanzten die Fetischpriester und machten mancherlei wunderliche Stellungen, indem sie sowohl, wie die Mannschaft, gerade so wie König Boy mit Kreide bestrichen waren. Das Ganze zu vollenden, hatte der kleine Kriegsheld, Monsieur Flinte, alle Hände voll zu thun; sein Kanoe schoß bald vor, bald blieb es zurück und die Wirkung der ganzen Scene gewann nicht wenig durch die wiederholten Kanonenschüsse.

So fuhren wir bis gegen Mittag fort, wo wir in einer kleinen Bucht einliefen und vor uns, südlich von derselben, zwei Reihen Gebäude deutlich sahen. Eine bildete die Stadt des Königs Forday, die andere des Königs Jacquet. Jetzt donnerten die Kanonen aller Fahrzeuge und die ganze Bevölkerung strömte ans Ufer, unsere Ankunft zu schauen. Das Feuern hatte aufgehört, die größte Stille waltete vor, die Kanoes ruderten langsam zwischen beiden Städten einer kleinen Insel zu, die etwas östlich von Jacquet's Stadt lag. Hier ist der Schu-Schu zu Hause, oder der große Fetischpriester. Außer ihm und seinen Weibern darf Niemand hier wohnen. Als wir vor der Stadt Forday's hinruderten, begrüßte uns eine Batterie von sieben kleinen Kanonen, die am Ufer aufgepflanzt waren. Ohnfern der Fetischhütte auf der Insel landeten wir; die Wohnung war klein, unbedeutend, von Lehm. Der Priester, mit Kreide ungefähr so wie Boy bemalt, kam ans Ufer und that in ganz eigner Art einige Fragen, welche zu seiner Zufriedenheit, wie es schien, beantwortet wur-

den. Dann landete Boy, und indem er der langen Gestalt des Priesters vorausschritt, ging er in die heilige Hütte. Bald nachher kam der Priester wieder ans Wasser und sah uns sehr ernsthaft an, zerbrach ein Ei, goß etwas von dem Weißen ins Wasser und ging nach seiner Hütte. Die Leute aus Braß sprangen jetzt schnell in den Fluß, aber eben so schnell kamen sie wieder heraus. Es geschah dies alles so geheimnißvoll, wie die ganze Ceremonie war.

Nachdem sich Boy gegen eine Stunde in der Hütte und auf der Insel verweilt hatte, kam er wieder zu uns und wir fuhren nun nach Forday's Stadt, wo wir unsere Wohnung in Boy's Hause fanden. Es war offenbar die Ceremonie, von der wir Zeugen waren, in Betreff unserer gehalten worden; ob sie nun aber zu unserm Gunsten oder gegen uns entschieden, ob die Antworten des Schu-Schu günstig oder ungünstig gelautet hatten, können wir nur erst aus dem künftigen Benehmen der Einwohner hier beurtheilen.

Mit Freuden sahen wir an der Küste, als wir noch im Kanoe waren, einen weißen Mann, welcher den Schluß der Ceremonie erwartete. Mitten unter einem Haufen Wilder die Züge eines Europäers zu sehen, war ein herrlicher, belebender Anblick. Heute Abend besuchte uns derselbe. Er benahm sich höchst freundlich, höflich, verbindlich und theilte uns im Laufe des Gesprächs, das wir mit ihm führten, mit: er sei Kapitän des spanischen Schooners, der im Braßflusse auf Sklaven warte. Sechs von seiner Mannschaft haben heftig das Fieber gehabt und sind noch krank; sie sind daher ebenfalls in der Stadt.

Dienstag, 16. November. Es kann unter allen elenden, schmuzigen und verächtlichen Orten auf dieser Welt keiner fürs Auge des Fremden so ein erbärmliches Ansehen und so ekelhafte, widrige Scenen darbieten, als dies verwünschte Braßtown. Hunde, Ziegen und andere Thiere laufen halbverhungert auf den schmuzigen Straßen herum und ihr Futter suchender Blick läßt sich nur von dem ausgedörrten Ansehen der Männer, Weiber und Kinder übertreffen, das nichts als Armuth und Elend verkündet, dem sie unterthan sind. Viele von ihnen sind mit ekelhaften Beulen bedeckt und ihre Hütten stürzen aus Alter und vor Vernachlässigung zusammen.

Braß besteht, genau genommen, aus zwei Städten von ziemlich gleicher Größe, deren jede etwa tausend Einwohner hat und am Ufer einer Art von Bassin gebaut ist, welches von einer Menge Canäle gebildet wird, die alle aus dem Niger durch Wälder von Mangelbäumen hereinkommen. Eine davon steht unter der Herrschaft eines ausgemachten Schurken, König Jacquet genannt, von dem wir schon gesprochen haben, und die andere wird von einem Nebenbuhler desselben regiert, Namens König Forday. Beide Städte liegen einander schnurgerade gegenüber und nur etwa in der Ferne von 80 Ellen. Da die Hütten auf einem morastigen Boden stehen, so hat dies eine stete Feuchtigkeit derselben zu Grunde.

Eine andere Stadt, von den Europäern die der Lootsen genannt, weil sehr viel Lootsen darin wohnen, liegt ziemlich an der Mündung des ersten Braßstroms, der, wie wir hören, der Nun bei den Europäern heißt, und ist 20 — 24 Stunden Weges von hier. Sie erkennt die Herr-

schaft beider Könige an, weil sie ursprünglich von Ansiedlern aus beiden Städten angelegt worden ist. Wenn die Ebbe eintritt, wird das genannte Bassin völlig trocken, einige kleine Canäle abgerechnet, und stellt eine glatte, fast gleichförmige Fläche von schwarzem Morast dar, der einen unerträglichen Geruch ausdünstet, da eine Menge Pflanzenstoffe darin verfaulen und die Einwohner von beiden Städten eine Menge Schmuz und Unrath hineinwerfen. Doch so schädlich dies auch sein mag: immer sieht man Kinder und Erwachsene im Schlamme herumspielen, wenn die Fluth fällt, und sich darin unterhalten, als wenn sie auf dem festen Ufer wären.

Die Einwohner von Braß bauen weder Yams, noch Bananen, noch eine Getraideart, sondern blos Plantanen als Nahrungsmittel, welche nebst etwas Fisch ihre hauptsächliche Speise bilden. Yams aber werden aus Ebu und andern Gegenden in Menge von den vornehmern Einwohnern hergebracht, um sie wieder in großen Quantitäten an die Schiffe zu verkaufen, die in den Fluß etwa einlaufen. Sie können dies um so leichter thun, da ihnen aus dem Handelsverkehr mit den Leuten im Innern des Landes ein bedeutender Gewinn zufällt und dies auch beim Palmöl der Fall ist, das sie in Menge pressen, um es dann an die Handelsschiffe aus Liverpool abzulassen. Der Boden in der Umgegend von Braß ist meist dürftig und morastig, obschon mit einer hohen, üppigen, undurchdringlichen Pflanzenwelt bedeckt; selbst im Besitze eines thätigen, fleißigen Volkes würde er unübersteigliche Hindernisse darbieten, um allgemein angebaut zu werden, allein von den jetzigen Inhabern kann der Mangelbaum nie ausgerottet werden und

so ist es sehr wahrscheinlich, daß das Land sein jetziges Ansehen bis ans Ende der Welt behält.

Die Wohnung, in der wir sind, gehört dem König Boy und steht am äußersten Rande des Bassins. Erst vor kurzer Zeit hat sie ein Zimmermann gebaut, der blos zu diesem Zwecke von Calebar den Fluß herauf kam, wo er zu Hause ist. Es wurden ihm sieben Sklaven zur Arbeit beigegeben. Der Mann muß europäische Wohnungen gesehen haben, denn diese zeigt offenbar ein Streben, sie nachzuahmen. Sie bildet ein längliches Viereck und hat vier Zimmer, die alle zur ebenen Erde liegen und mit Holzwänden verschlagen, so wie mit Thüren und Tischen leidlich versehen sind. Das Holz trägt deutliche Spuren, daß es einst zu einem Schiffe gehörte, wahrscheinlich ist es Ueberbleibsel von einem, das, wie wir hören, vor nicht langer Zeit an der Sandbank im Eingange des Flusses scheiterte. Ganz neuerlich ist das Haus vom König Boy in eine Art Seraglio verwandelt worden, denn er hat, sich seines Ausdrucks zu bedienen, „eine Menge Weiber, auf die man Acht geben muß.“

Es entspricht aber auch dem Zwecke eines Magazins für europäische Waaren, namentlich für Tabak und geistige Getränke. Das Sparrwerk ist von Latten, worüber Palmblätter gedeckt sind. Unser Zimmer hat ein Fenster mit der Aussicht auf das Bassin und außen ist eine Laube, welche vor der Hand Pascoe und seine Weiber bewohnen. Das ganze Meublement besteht aus einem alten eichnen Tisch, wozu noch Sitze aus Erde kommen, die drei Fuß hoch über dem Boden aufgeworfen sind. Sie und der Boden, blos von Erde, sind so weich und feucht, daß man die Hand

ohne große Mühe überall hineinstecken kann. In einer Ecke, welche mit den andern Zimmern die Verbindung unterhält, ist eine Thüre, der aber das Schloß fehlt. Sie steht daher immer offen, ausgenommen in der Nacht, wo man sie befestigt. Eine Wand der Stube wird von einem alten französischen Kupferstiche geziert, der eine Jungfrau Marie mit einer Menge bausbackiger Engel vorstellt, die ihr zu dienen scheinen. Darunter ist ein Gebet „zu unserer Liebfrauen Entbindung." Die ganze Gruppe ist in sehr schlechtem Geschmacke gezeichnet und ausgeführt.

Wenn die Fluth eintritt, strömt das Wasser bis an Fenster und Thüren hin, woraus man sich wohl die Feuchtigkeit erklären kann. Der König hält dies Haus gar hoch und nennt es englisches Haus. Gewöhnlich werden die Wohnungen hier von einer Art gelber Erde aufgeführt und die Fenster alle mit Laden versehen. Der Stadt gegenüber giebt es mehrere Hütten, wo man Salz fertigt, wenn die Regenzeit vorüber ist. Das Wasser schmeckt jetzt, in Folge des Regens, salzig und in Verlauf zweier Monate, sagt uns Boy, ist es nichts als Salz, wo sie dann die Bereitung wieder beginnen. Es ist ein Handelsartikel und scheint in großer Menge nach dem Ebu-Markt verführt, dort aber gegen Yams ausgetauscht zu werden, da die Cauriemuschel nicht weiter am Niger herab als bis Bocqua gültig ist. Die vornehmste Beschäftigung der Einwohner besteht in Salzsammeln, Fischen, Oelsieden und Handeln nach dem Ebulande, denn von angebauten Feldern ist gar kein Stück zu sehen. Sie leben einzig von Yams*) und Palmöl, wozu bis-

*) Plantanen? S. S. 209. D. Ueb.

weilen ein kleines Stück Fisch kommt. Von Ebu bringen sie Geflügel mit, aber sie selbst ziehen wenig davon auf und was sie haben, wird sorgfältig bewahrt, um es den Schiffen zu verkaufen, die den Fluß besuchen.

Ein wenig Palmöl würde für uns ein großer Genuß sein, allein König Boy will uns nichts geben. Unsere Kost besteht täglich aus einer kleinen halben Yam, allein da er heute Abend ausgegangen war, brachten uns zwei seiner Weiber jede ein halbes Glas Rum und vier Yams. Für uns war dies eine treffliche Bewirthung, und für sie mit einer großen Gefahr verbunden, denn hätte Boy den Diebstahl entdeckt, so würden sie vermuthlich tüchtig durchgehauen und verkauft worden sein.

Allerdings ist unsere Wohnung naß und unbequem, aber doch unendlich angenehmer und wünschenswerther, als unser beschränktes Plätzchen im Kanoe, denn hier können wir uns alle Nächte gerade ausstrecken und dies ist ein Genuß, den wir auf dem Wasser um keinen Preis zu erkaufen vermocht hätten. Der spanische Kapitän besuchte uns heute Morgen wieder und Nachmittags verließ er die Stadt, um nach seinem Schiffe zu gehen. Sklaven, sagt er, sind sehr selten und werden nur mit Mühe und Kosten erhalten.

Auch zum Könige Forday ward ich heute entboten und entsprach demnach seinem Wunsche. Sein Haus ist etwa hundert Ellen von dem des Boy entfernt und als ich hereinkam, fand ich ihn halb betrunken mit etwa zwölf seiner Weiber und einer Menge Hunde in einem kleinen, schmuzigen Gemach. Ich mußte mich ihm zur Seite setzen und ein Glas Rum trinken. Dann gab er mir, so weit er es im Stande war, zu verstehen, daß es für jeden wei-

ßen Mann, der den Fluß heraufkäme, Sitte sei, ihm vier Barren zu bezahlen.

Ich äußerte meine Verwunderung und Unwissenheit deshalb, wurde aber bald zum Schweigen gebracht, „denn,“ sagte er, „dies verlange ich und ich lasse euch nicht aus der Stadt, bis ihr mir ein Buch auf den Betrag gebt.“ Ich sah wohl, daß hier nichts übrig blieb, als in seine Forderung zu willigen, und gab ihm daher eine Anweisung auf Lake, den Befehlshaber des englischen Schiffes, worauf er äußerte: „Morgen kannst du auf die Brigg gehen und einen Begleiter mitnehmen, allein dein Lieutenant — er meinte meinen Bruder — muß mit den sieben andern hier bleiben, bis mein Sohn, König Boy, die Waaren für sich und mich zurückbringt; dann werden sie ohne Aufenthalt an Bord gesendet!“ — So sehr ich auch die Nothwendigkeit bedauerte, mich von meinem Bruder trennen zu müssen, so mußte ich doch mich in diese Anordnung fügen und in der Hoffnung, dabei zu gewinnen, sagte ich dem König Forday, daß wir alle sehr hungrig wären; er möchte uns doch ein oder ein Paar Hühner schicken. Dies versprach er denn auch.

Um morgen vor meinen Landsleuten anständig aufzutreten, war ich genöthigt, den ganzen Nachmittag in einen alten Mantel gehüllt dazusitzen, bis die Kleider gewaschen und getrocknet waren. Jetzt ist es sechs Uhr Abends und der schlechte alte König hat uns weder Hühner noch Yams gesendet. Es ist hier der hungrigste Ort, den ich je gesehen habe. Monsieur Flinte hat uns zweimal, seitdem wir hier sind, zu essen gegeben. Es bestand aus einigen gestoßenen Yams und Fisch in Palmöl gesotten. Und er ist

unverschämt genug, dafür zwei Musketen als Bezahlung zu verlangen! Wie alle an der Küste sind diese Bursche eine Race betrügerischer Schurken und nicht viel besser, als offenbare Wilde. Man sagt uns, daß sie drei weiße Männer geradezu haben verhungern lassen. Sie hatten mit einem Sklavenschiffe Schiffbruch gelitten, als sie an der Mündung kreuzten.

XXI.

Richard Lander verläßt Braß. — Die Vorstellungen der Einwohner vom Echo. — Ankunft auf dem englischen Schiffe im Flusse Nun. — Richard Landers Täuschung. — Benehmen des Kapitäns von der Brigg. — Besorgniß Richard Landers. — Ankunft John Landers am Bord der Brigg. — Erzählung John Landers. — Ereignisse auf der Brigg. — Versuch, den Fluß zu verlassen. — Gefährliche Lage der Brigg. — Ein Kriegsschiff. — Ankunft in Fernando Po. — Beschreibung von Clarence. — Einwohner der Insel. — Der Guineabusen. — Orkan. — Der Calebarfluß. — Ephraimtown. — Reise nach Rio Janeiro. — Rückkehr nach England.

Mittwoch, 17. November. Ich hatte beschlossen, daß mich einer unserer Leute den Strom hinab begleiten sollte, und um zehn Uhr, als von meinem Bruder und den übrigen unserer Mannschaft Abschied genommen war, schifften wir uns auf des Königs Kanoe mit frohem und klopfendem Herzen ein. Zwar gab es bis zur Mündung des Nigers wohl noch gegen 24 Stunden Weges, allein doch schien mir die Reise schon zu Ende und alle Sorge, alle Schwierigkeit hielt ich für beseitigt. Schon war ich in süßer Vorempfindung am Bord der Brigg und hatte bei ihrem Befehlshaber willkommene Aufnahme gefunden, ihm alle Leiden und Gefahren erzählt, die wir bestanden hatten, und war mitleidig von ihm angehört worden. Schon hatte er mir das Wort gegeben, daß er alles thun wolle, mich

in den Stand zu setzen, bei diesen Wilden meine Versprechungen zu erfüllen; ich wünschte uns Glück, daß wir nun auch gerade ein Schiff aus unserm Vaterlande zur Zeit unseres Eintreffens hier im Flusse gefunden hatten. Solche Betrachtungen und eine Menge anderer über Heimath und Freunde, welche sich natürlich darboten, beschäftigten meinen Kopf, als unser Kanoe durch die engen Canäle hingleitete, die krümmend unter der schattigen Decke von Mangelbäumen sich durchwanden und manchmal in kleine Seen ausbreiteten, welche der austretende Fluß zurückgelassen hatte.

Der Befehlshaber des Kanoe, ein großer, trotziger Patron, stand aufrecht und ordnete den Lauf von Zeit zu Zeit, wenn der Canal eine Krümmung machte, zu seinem Fetisch rufend. Wo ein Echo antwortete, wurde ein halbes Glas Rum und ein Stück Yam und Fisch ins Wasser geschüttet. So etwas hatte ich vorher nie gesehen und ich fragte Boy, aus welchem Grunde man so die Lebensmittel wegwerfe? — „Hast du nicht den Fetisch gehört?“ rief er dem Kapitän zu.

„Ja!“ war die Antwort.

„Das ist für den Fetisch!“ erklärte er mir nun. „Wenn wir ihn nicht füttern und ihm kein Gutes erzeugen, macht er uns todt oder arm und krank!“

Ich konnte mich des Lächelns über die Unwissenheit der armen Geschöpfe nicht enthalten; allein sie glauben fest daran.

Wir hatten unsern Lauf, der hauptsächlich nach Abend ging, bis gegen drei Uhr Nachmittags ziemlich fortgesetzt, als wir zu einem Arme des Flusses kamen, der gegen 200 Ellen Breite hatte, und da wir ein kleines Dorf in gerin-

ger Entfernung vor uns sahen, hielten wir an, um etwas getrockneten Fisch zu erhalten. Unsern Bedürfnissen war wiederum abgeholfen, als wir weiter fuhren, aber nach einer halben Stunde schon wieder hielten, daß die Mannschaft etwas essen konnte. Boy bot mir sehr freundlich ein großes Stück Yam dar, für sich aber behielt er allen im Dorfe gekauften Fisch, und als er tüchtig gegessen hatte, schlief er ein. Während er so an meiner Seite schnarchte, zog der übrig gebliebene Fisch meine Aufmerksamkeit auf sich und nicht gesättigt von der Yam, die er mir gegeben hatte, fühlte ich eine unwiderstebliche Neigung, ihn zu kosten. Das Gewissen sprach mich auf Rechnung des Hungers los und ich meinte, daß so eine Gelegenheit nicht verloren gehen dürfe. Ich war daher gar bald mit zwei kleinen fertig. Freilich waren sie ganz roh, aber doch schmeckten sie delikat; ich erinnere mich nicht in meinem ganzen Leben mit mehr Appetit gegessen zu haben.

Es ist hier nirgends beinahe nur ein Fleckchen trockenes Land zu sehen, sondern alles mit Wasser und Mangelbäumen bedeckt. Als wir etwa eine halbe Stunde gerastet hatten, ging es wieder fort und Abends um sieben Uhr kamen wir in den zweiten Braßstrom, der ein großer Arm des Quorra ist. Wir richteten unsern Lauf gerade südlich und eine halbe Stunde später vernahm ich deutlich das willkommene Getöse der Brandung an der Küste. Noch immer fuhren wir fort; ein Viertel auf acht Uhr Abends aber befestigten wir am westlichen Ufer des Flusses das Kanoe an einen Baum.

Donnerstag, 18. November. Heute Morgen fand ich

meine Kleider über und über naß; so arg war der Thau gewesen; es war, als wenn ich, statt auf dem Kanoe, die ganze Nacht hindurch im Flusse gelegen hätte. Unangenehm genug war es, allein ähnliche Uebel hatte ich vorher schon erfahren und in kurzer Zeit, schmeichelte ich mir, würde alle solche Noth ein Ende haben. Um fünf Uhr des Morgens wurde das Seil vom Baume losgeknüpft und wir fuhren westlich auf einem Arme hinab. Um sieben Uhr gelangten wir in den Hauptkanal des Quorra, der Run oder erste Braßstrom genannt, indem wir in gerade entgegengesetzter Richtung von einem andern ansehnlichen Arm hineinkamen, der, wie mir Boy sagte, nach Benin läuft. Der Run hatte ziemlich die Richtung von Nord nach Süden und wir ließen unser Kanoe mit dem Strome gehen.

Eine Viertelstunde später, als wir in den Run gekommen waren, entdeckten wir in einiger Entfernung von uns zwei Schiffe vor Anker liegen. Welches freudige Gefühl durch diesen Anblick rege wurde, läßt sich von mir nicht beschreiben. Das uns zunächst liegende war ein Schooner, ein spanisches Sklavenschiff, dessen Kapitän wir in Braß gesehen hatten. Schnell lag ihm unser Kanoe zur Seite und ich ging an Bord. Der Kapitän empfing mich sehr freundlich und lud mich ein, ein Glas Rum und Branntewein mit ihm zu trinken. Er klagte bitterlich über den kranken Zustand seiner Mannschaft und versicherte, daß der Fluß äußerst ungesund wäre. Nur erst sechs Wochen liege er hier, aber eben so viele Leute habe er auch schon verloren. Der noch übrige Theil des Schiffsvolks, auf 30 Mann vermindert, war so schwach, daß er sich kaum bewegen konnte, und auf dem Verdecke lagen seine Leute,

Gerippen ähnlicher, als lebenden Menschen, herum. Ich konnte hier nicht helfen und nahm daher Abschied vom Kapitän, um ins Kanoe zurückzugehen.

Jetzt steuerten wir der englischen Brigg zu, die etwa 300 Ellen weiter stromabwärts lag. Als ich sie erreicht hatte, ging ich mit Gefühlen aus Freude und Furcht gemischt, an Bord derselben. Ich fand hier alles in noch widrigern Verhältnissen, als auf dem Schooner. Vier von der Mannschaft waren eben am Fieber gestorben; vier andere, welche die ganze Zahl ausmachten, lagen krank in ihren Hängematten, und der Kapitän schien eben in dem letzten Stadium der Krankheit zu liegen. Er hatte sich von einem schweren Fieberanfalle erholt, aber einen Rückfall bekommen, weil er sich zu früh herausgewagt hatte, und fast hätte ihm dies das Leben gekostet.

Ich setzte ihm jetzt aus einander, wer ich sei, stellte ihm meine Lage so umständlich vor, als ich konnte, und ließ ihm meine Instruktionen von einem seiner Leute vorlesen, damit er sähe, daß ich ihn nicht hintergehe. Dann bat ich ihn, daß er uns auslöse, indem er zahle, was König Boy gefordert hatte, und versicherte ihm, daß alles, was er für unsere Rechnung hingäbe, von der brittischen Regierung ihm sicher vergütet werden würde. Zu meiner großen Bestürzung und Verwunderung schlug er aber es rund ab, das Geringste zu geben, und so schwach und krank er war, so ließ er doch die häßlichsten und ärgerlichsten Flüche hören, die mir je vorgekommen sind.

„Wenn ihr denkt," sagte er, „daß ihr mit einem Narren zu thun habt, so irrt ihr euch! Nicht einen lum-

pigen Flintenstein geb' ich für eure Anweisung. Nicht einen Quark geb' ich dafür!"

Ganz versteinert vor Ueberraschung und über solches Verfahren halb todt vor Abscheu, fuhr ich erschrocken zurück. Ich konnte kaum glauben, was ich gehört hatte, bis meine Ohren von derselben Rede zum zweitenmale bestürmt wurden. Ueber die Maaßen durch solche brutale Aufführung eines meiner Landsleute getäuscht, wurde ich ganz von meinen Gefühlen überwältigt; fast sank ich vor Kummer und Schaam in Ohnmacht. Ich kehrte nach dem Kanoe zurück, unentschlossen, was ich thun, welchen Weg ich einschlagen sollte. In meinem Leben hatte ich mich nicht so gedemüthigt gesehen, wie jetzt. Auf dem ganzen Wege durch Afrika waren wir gut aufgenommen worden; wir waren gewohnt gewesen, Geschenke zu spenden, wie man sie von uns erwartet hatte; besonders aber hatten wir bei den Einwohnern unsere Würde behauptet, indem wir unser Wort hielten. Jetzt stand dies nicht mehr in meiner Macht, denn meine Mittel waren erschöpft, und da ich nun zu guter Letzt als letzten Ausweg versprochen hatte, daß der erste beste unserer Landsleute, den wir träfen, den Preis für unsere Befreiung zahlen werde, so sicher, wie nur etwas sein könne: so mußte uns seine Weigerung, seine Zurückstoßung in der Meinung der Einwohner aufs kläglichste herabsetzen, wenn wir auch nicht in unsern eignen Augen verloren.

Hoffnung, daß der Kapitän für uns etwas zahlen werde, war nicht da und so ging ich wieder an Bord des Kanoe, dem Könige Boy zu sagen, daß er uns nach Bonnei bringen müsse, wo englische Schiffe in Menge wären.

„Nein, nein!" antwortete er. „Dieser Kapitän nicht

zahlen, Bonneikapitän nicht zahlen; ich bringe dich nicht weiter!"

Da dies nicht anging, so nahm ich wieder meine Zuflucht zum Kapitän und flehte ihn an, doch etwas für mich zu thun; wenn er mir nur zehn Flinten abließ, sagte ich zu ihm, so würde Boy doch wohl, sobald er sähe, daß er sonst nichts erhalten könne, zufrieden sein. Die einzige Antwort, die ich aber bekam, war: „Ich habe euch schon gesagt, daß ihr nicht einen Flintenstein bekommt; also quält mich nicht mehr!"

„Aber ich habe einen Bruder und acht Ruderer in Braß!" sprach ich ferner. „Wenn Sie nicht Lust haben, den König Boy zu bezahlen, so bereden Sie ihn nur, daß er sie herbringt, denn sonst läßt er meinen Bruder vergiften oder verhungern, ehe ich von einem Kriegsschiffe Hülfe erhalten kann, und meine Leute alle verkaufen!"

Die einzige Antwort, die ich bekam, war: „Wenn ihr sie an Bord bringen könnt, will ich sie mitnehmen aber, wie ich schon gesagt habe, nicht einen Flintenstein erhaltet ihr von mir!"

Ich suchte nun Boy zu bereden, nach meinen Leuten heimzufahren; er solle jetzt oder ein andermal bezahlt werden. „Ja," rief ihm der Kapitän zu, „mach' geschwind und bring' sie her!" Boy verlangte natürlich einige von seinen Artikeln auf Abschlag und mit nicht geringer Mühe setzte ich es noch bei ihm nachher durch, daß er ohne sie hinfuhr.

Der Kapitän der Brigg erkundigte sich nun, was für Leute ich hätte. Als ich ihm sagte: zwei Seeleute und drei andere, die ihm bei der Arbeit auf dem Schiffe nütz-

lich sein könnten, wurden Ton und Benehmen gegen mich etwas gefälliger. Er räumte mir ein, daß sie ihm helfen könnten, aus dem Flusse herauszukommen, da die Hälfte seiner Mannschaft todt und die andere halb krank war. Ich faßte jetzt Muth und bat ihn um ein Stück Rindfleisch, es meinem Bruder zu senden, so wie um etwas Rum. Beides gab er auf der Stelle. Ich wußte, daß mein Bruder, so wie ich selbst, ein Hemde zum Wechseln höchst nöthig hatte, allein ich konnte es doch nicht wagen, so etwas mit großer Hoffnung auf den Erfolg vom Kapitän zu erbitten und da der Koch auf der Brigg mir ein braver Mann zu sein schien, so wendete ich mich an ihn. Auf der Stelle brachte er zur Auswahl drei weiße Hemden herbei.

König Boy war nun zur Abfahrt fertig, aber nicht wenig unzufrieden, und ich sendete meinen Diener im Kanoe mit den wenigen Dingen zurück, die ich zu erhalten vermocht hatte, so wie einer Notiz für meinen Bruder. Ich bat ihn, Antonio'n eine Anweisung auf jeden englischen Kapitän zu geben, den er in Bonnei finden werde, um sich seinen Lohn bezahlen zu lassen, so wie auch eine den Leuten aus Damuggu auszustellen, daß sie das kleine Geschenk bekämen, welches ich ihrem alten, guten Fürsten, der uns so wohl aufnahm, versprochen hatte. Um zwei Uhr Nachmittags verließ mich König Boy und versprach mit meinem Bruder und meinen Leuten in drei Tagen zurückzukehren, brummte aber gewaltig, daß er nichts auf Abschlag bekommen habe.

Ich suchte mir es nun im Schiffe so bequem als möglich zu machen, und in der Hoffnung, daß der Kapitän einen andern Ton gegen mich anstimmen werde, wenn er

gesünder geworden sei, beschloß ich, mit ihm so wenig zu reden, als möglich.

Freitag, 19. November. Heute schien sich Kapitän Lake viel besser zu befinden und ich wagte daher die Bitte um ein Hemd an ihn, dessen ich höchst nöthig bedurfte. Er gewährte meine Bitte sehr bereitwillig und so genoß ich nun eine Wonne, die ich seit langer Zeit nicht kannte. Im Laufe des Morgens sprach ich mit ihm über unsere Reisen im Lande und erzählte ihm alle Umstände von da an, wie man uns in Kirrie angegriffen und geplündert hatte. Auch theilte ich ihm mit, wie König Boy uns aus der Sklaverei im Ebulande gerettet habe und welche Verbindlichkeit wir gegen ihn deshalb hätten. Ich suchte ihm dies ganz besonders ans Herz zu legen, da ich immer noch hoffte, ihn herumzubringen, daß er Boy'n das von mir Versprochene bezahle. Als ich ihm aber alles aus einander gesetzt und angedeutet hatte, welche böse Meinung Boy von uns bekommen, welche bösen Folgen es für die Engländer überhaupt haben werde, wenn unser Wort ihm nicht gehalten würde; wie es in seiner Macht stehe, uns dazu die Mittel zu schaffen: bat ich ihn, für Rechnung der Admiralität mir zehn Flinten zu geben. Er hatte mir aufmerksam zugehört, aber kaum brachte ich mein Begehren zur Sprache, als er mit fürchterlicher Eile seine abschlägliche Antwort wiederholte, und da ich ihn so fest wie vorher entschlossen fand, so sprach ich nun nichts mehr davon. Nicht lange nachher äußerte er noch in höchst unartiger und polternder Art: „Wenn Ihr Bruder und Ihre Leute nicht in drei Tagen hier sind, fahre ich ohne sie fort!" Dies,

glaubte ich, würde er wohl nicht thun, da ihm meine Leute von Nutzen sein können, allein ich hatte ja Boy's Versprechen, daß sie in dieser Zeit da sein sollten.

Während des Tages kam der Lootse, der das Schiff in den Fluß geführt hatte, an Bord und verlangte die Zahlung dafür, wodurch ich neue Gelegenheit erhielt, Herrn Lake's Sinnesart kennen zu lernen. Kaum hatte der Lootse sein Begehren kund gethan, als Lake in die heftigste Wuth gerieth, ihn mit Flüchen überhäufte und mit den ärgsten Schimpfreden, welche die Sprache hat, schmähte. Er weigerte sich, auch nur das Geringste zu bezahlen und befahl ihm auf der Stelle, das Schiff zu verlassen. Ob Lake in diesem Falle Recht oder Unrecht hatte, wußte ich nicht, allein seine Ausdrücke empörten mich. Der Lootse ging unwillig fort und drohte, daß er das Schiff zum Sinken bringen werde, wenn der Kapitän daran dächte, den Fluß zu verlassen, ohne ihn zu bezahlen. Solche Sprache von einem Lootsen zu hören, überraschte mich einigermaaßen, und es blieb mir der Sinn davon zweifelhaft, allein ich erfuhr, daß er in der Stadt auf der östlichen Seite des Flusses nahe an der Mündung eine Batterie von sieben metallenen Kanonen hat, die, wenn sie gut bedient werden, wohl solche Wirkung thun können. Es ist dieser Platz, der, wie schon gesagt, die Lootsenstadt heißt, der Wohnsitz aller, welche Schiffe über die Sandbank in den Fluß führen.

Sonnabend, 20. November. Der Kapitän Lake erholt sich fortwährend von seiner Krankheit. Heute Morgen fragte ich ihn, ob er uns nach Fernando-Po bringen

werde, wenn wir den Fluß verlassen hätten. Dies schlug er aber ab; die Insel wäre aufgegeben, sagte er. Ein einziger Weißer sei noch dort, und so könnten wir da keine Unterstützung finden. Wenn aber alle meine Leute morgen, den 23., einträfen, wolle er uns in Bimbia, einer kleinen Insel des Camerunflusses, ans Land setzen. Dorthin gehe er, seine Ladung vollständig zu machen und wir würden hier einen Weißen finden, der die Geschäfte des Kapitän Smith besorge. Mit dieser Anordnung war ich vollkommen zufrieden, da ich die feste Ueberzeugung hegte, von dem Manne alles, was nöthig war, zu erhalten.

Hauptsächlich lag mir mein Bruder am Herzen; ich fürchtete gar sehr, daß das Schiff ohne ihn fortsegele, denn auf den Kapitän war dabei nicht zu rechnen, er bekümmerte sich so wenig um uns, wie um das Ziel unserer Reise. Ich ergriff eine Gelegenheit, ihn zu bitten, daß, im Falle mein Bruder und meine Leute am 23. nicht kämen, er ein wenig länger noch auf sie warte, mit der Versicherung, daß sie verhungern oder als Sklaven verkauft würden, ehe ich ihnen Hülfe schaffen könnte, wenn er ohne sie fortfahre; aber eben so gut hätte ich dies dem Winde sagen können. „Da kann ich nicht helfen! Ich bleibe nicht länger!" war die einzige Antwort, die er mir in einem hastigen, zänkischen Tone gab, der mich überzeugte, daß alle meine Versuche, ihn vernünftiger zu machen, umsonst sein würden.

Nachmittags ging auf seinen Befehl der erste Lieutenant mit drei Krumännern ab, die Sandbank in der Mündung zu sondiren und zu erforschen, ob Wassertiefe genug da sei, mit dem Schiffe darüber zu kommen. Der Lootse,

welcher gestern so kurz und gebieterisch abgefertigt worden war, schien entschlossen, sich Rache zu schaffen und lag natürlich auf der Lauer, alle Bewegungen des Bootes in Obacht zu nehmen. So eine günstige Gelegenheit ließ er nicht vorbeigehen und immer das Boot im Auge behaltend, ein bewaffnetes Kanoe auslaufen, welches ihm an der Mündung des Flusses die Rückkehr abschnitt. Der Lieutenant der Brigg und einer der Krumänner wurden gleich gefangen und nach der Lootsenstadt gebracht, die übrigen mit dem Boote zurückgesendet, und der Kapitän erhielt zugleich die Nachricht, daß die Gefangenen nicht eher losgelassen würden, bis das Lootsengeld bezahlt sei. Lake mußte sich darüber ärgern; mochte es aber nun Ernst sein oder nicht sein, so nahm er doch die Sache mit der größten Gleichgültigkeit. Er bekümmere sich nicht darum, äußerte er, und wolle in die See gehen ohne Lieutenant und Krumann. Sein Entschluß sei, nicht das Lootsengeld zu bezahlen.

Sonntag, 21. November. Heute ereignete sich nichts Bedeutendes. Meine Gedanken sind blos mit meinem Bruder beschäftigt und ich bin wegen dessen Rückkehr sehr besorgt.

Montag, 22. November. Die Angst wegen der Sicherheit meines Bruders macht mich recht unglücklich und ich stehe den ganzen Tag da, nach ihm und unsern Leuten zu schauen. Lake sah die Unruhe, in der ich war und sagte mir, daß ich mich deshalb nicht kümmern möchte; er wäre wohl sicher todt, setzte er hinzu, und ich hätte nicht nöthig, auf sein Wiedersehen zu hoffen. „Wenn er noch

lebte," rief er, „so würde er schon da sein! Morgen früh fahr' ich aus dem Strome fort!" Solches gefühllose und inhumane Benehmen des Mannes mußte nur noch meinen Unwillen gegen ihn vermehren und ohne ihm eine Aufmerksamkeit zu zollen, stand ich fortwährend auf dem Verdecke, nach den Meinigen zu schauen. Meine Unruhe ging so weit, daß ich dies noch that, als es schon lange finster war. Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen.

Dienstag, 23. November. Heute Morgen war zu meiner großen Freude und zu Lake's Verdrusse der Seewind so heftig, daß er eine heftige Brandung an der Sandbank hervorbrachte und so jedes Hinausfahren hinderte. Es ging die Zeit in Bangigkeit hin; den ganzen Tag blieben meine Augen auf den Punkt des Flusses geheftet, woher, wie ich wußte, mein Bruder kommen mußte und doch sah ich immer nichts von ihm! Der Tag verstrich in peinlichem Harren und die Nacht ging hin, ohne ihn zu sehen. Um Mitternacht sah ich mehrere große Kanoes nach dem westlichen Ufer des Flusses hinüberfahren und es dünkte mir, als sähe ich in einem derselben meinen Bruder. Bald bemerkte ich, daß sie gelandet waren, weil Feuer angezündet wurde. Sie hatten sich unter Mangelbäumen gelagert. In einem Augenblicke war alle meine Furcht und Angst verschwunden und ich jauchzte bei dem Gedanken, am Morgen mit meinem Bruder zusammenzukommen.

Der Kapitän der Brigg hatte auch alles gesehen und rief plötzlich: „Na, morgen früh wird's was zu schlagen geben. Geht, ladet sieben Flinten und thut groben Schrot in jede. Ich will die Kanone mit Flintenkugeln und Kar-

tätschen bis an die Mündung füllen lassen und wenn es zum Handgemenge kommt, sollen sie eine Lage haben, wie sie sie noch nie hatten!" Er wies mich nun an, die Musketen und Hirschfänger aus den Augen unten nach dem Spiegel des Schiffes zu bringen und sagte: „So wie Ihre Leute an Bord kommen, so rufen Sie sie gleich hinter und lassen sie neben den Waffen Platz nehmen. Sie befehlen ihnen, gleich die Waffen zu ergreifen, wenn es zum Streit kommt, und das Braßvolk über Bord zu treiben!" Dies hieß gesagt und gethan, denn jedes Wort zeigte, daß er es ernstlich meine, daß er entschlossen sei, Gewalt zu brauchen und er alle Entschlossenheit besitze, sie geltend zu machen.

Die Einwohner von Braß auf solche Art verlassen zu müssen, war mir eben so peinlich, als schmachvoll, allein ich hatte keine Wahl. Keinen Menschen wußte ich, den ich in meiner jetzigen Lage um Beistand anflehen konnte, als den Kapitän dieses Schiffes und an ihn hatte ich mich umsonst gewendet. Meine Bitten waren bei ihm verschwendet gewesen, und selbst die Gewißheit, von der brittischen Regierung reichlich belohnt zu werden, war ihm zwar von mir dargethan, aber mit Verachtung zurückgewiesen worden. Von der Seite blieb mir keine Hoffnung. Boy hatte sich geweigert, uns nach Bonnei zu bringen, behauptend, daß, werde er hier nicht bezahlt, er dort auch nichts erhalte. Nach Braßtown zurückzugehen, hieß absichtlich dem Hungertode in die Arme laufen. Mein letztes Mittel blieb daher, gute Miene zu dem bösen Spiele zu machen, so viel ich es vermochte, und da kein anderer Weg blieb, um im Guten oder Bösen fortzukommen, so mochte die Schande auf den fallen, der sie verschuldete.

Mittwoch, 24. November. Heute Morgen mit Tagesanbruch schaute ich gleich nach meinem Bruder aus und sah ihn nebst unsern Leuten ins Kanoe steigen. Kaum aber waren sie an Bord, als sie auch schon wieder ans Land gingen. Ich konnte mir dies nicht anders als durch die Vermuthung erklären, daß sie Boy an der Küste lassen wolle, bis er seine Waaren habe. Doch lange blieb ich nicht in dieser Unruhe; gegen sieben Uhr schifften sie sich wieder ein und wurden an Bord gebracht.

* * *

Meines Bruders Tagebuch, welches hier folgt, giebt eine Darstellung der Ereignisse, die ihm in Braß zu Kunde kamen, und dessen, was er that, während wir von einander entfernt waren

„Mittwoch, 17. November. Heute Morgen verließ mein Bruder, von einem unserer Leute begleitet, mit dem König Boy und dessen Gefolge die Stadt, während ich und die andere Mannschaft als Geißeln zurückblieben, um die Erfüllung der Bedingungen zu sichern, welche wir mit ihm in Ebu eingegangen waren. So verdrießlich mir auch diese unerwartete Anordnung war, so wenig konnte ich doch im Herzen den, welcher sie getroffen hatte, verdammen, denn es ist ganz natürlich, daß ein Wilder Mißtrauen gegen die Versprechungen eines Europäers hegt, da er selbst jederzeit Treue und Glauben bricht, er mag nun mit Fremden zu thun haben oder im vertraulichen Umgange mit seinem Volke stehen. Forday gab die Veranlassung und er läßt alle List, Chikanen und niedrigen Kunstgriffe eines bos-

haften, verdorbenen Sinnes sehen. Kaum hatte ich eine Minute nachgedacht, als mich der Schritt, welchen Boy gethan hatte, gar nicht Wunder nahm. Ich kann nicht sehr böse auf ihn sein. Mit Gelassenheit will ich seiner Rückkehr und dann also auch meiner Befreiung aus diesem elenden Neste harren, ob ich schon mit Ernst daran gedacht habe, was aus uns werden soll, im Falle sich Lake weigert, unsere Anweisung, die wir auf ihn geben, zu honoriren. Auch unserer Mannschaft wegen bin ich sehr in Sorgen, denn seit zwei oder drei Tagen sind sie fast ganz und gar verlassen und ich weiß nicht, wie ich einige Unterstützung finden soll. Auch die Leute aus Damuggu sind noch bei uns und bei der Fahrt meines Bruders so betheiligt, wie ich selbst. Statt unsere Führer und Schützer zu sein, sind die armen Menschen nur Gefährten unsers Unglücks geworden. Ihre ganze wenige Habe ward ihnen gestohlen, oder sie ging verloren, oder wurde für Lebensmittel ausgegeben, und so sind sie, wie wir, in große Noth und Elend gerathen. Sie werden hier bleiben, die Kleinigkeiten zu empfangen, die wir ihnen und ihrem Fürsten versprochen haben, und sollte Lake sich weigern, etwas herzugeben, so geben wir ihnen eine Anweisung auf den Kapitän eines englischen Schiffes in Bonnei, wohin sie gehen sollen, mit der Bitte, den armen Menschen ihre Forderung zu gewähren."

„Donnerstag, 18. November. Nach vielem Bitten und Drängen erhielten wir heute Morgen vier kleine Yams von den Weibern des Königs Boy, die uns auch sagten, daß uns eine gleiche Portion alle Morgen gegeben werden

solle. Unsere Leute, die weiter nichts zu essen haben, machen eine Art Suppe davon. Erst war es natürlich ein sehr fades Essen, allein mit ein wenig Salz gewürzt schmeckt es leidlicher. Wir gingen Nachmittags zum König Forday, um ein Paar Plantanen oder sonst etwas Eßbares zu erhalten, allein der alte, finstere Wilde schüttelte das Haupt, schlug die Arme zusammen und weigerte sich. Alle unsere Leute klagten heute Abend über Hunger, Mattigkeit, Unwohlsein. Ich bin ziemlich wieder genesen."

„Freitag, 19. November. Der Mann, welcher meinen Bruder zur Brigg auf dem Strome geleitet hatte, kam heute Nachmittag ohne ihn wieder zurück und gab mir folgenden Brief von meinem Bruder:

Auf dem Braßstrome, 18. November 1830.

Theurer Johann! Du wirst Dich wundern, wenn Du hörst, daß ich erst heute Morgen hier angekommen bin. Als ich an Bord kam, fand ich eine sehr kalte Aufnahme beim Kapitän Lake. Er hat offenbar das Fieber im höchsten Grade, allein so gefährlich sein Zustand auch ist, so schwor er mir doch, als ich mein Anliegen auseinander gesetzt hatte, hoch und theuer zu, daß er nicht einen Flintenstein für eine Staatsanweisung geben würde. Den König Boy wolle er lieber zu allen Teufeln senden, als ihm etwas geben. Du kannst denken, wie sehr mich diese Antwort erschütterte. Ich wußte nicht, was ich sagen und thun sollte. Ich wollte mit König Boy nach Braß zurückfahren und schlug ihm vor, uns nach Bonnei zu bringen, indem ich ihm sagte, daß ich gar nicht zweifle, dort eine bessere Aufnahme zu finden. Al-

lein Boy antwortete: wenn Lake, der in seinem eignen Gewässer liege, sich zu zahlen weigere, wie könne er da erwarten, im fremden Lande befriedigt zu werden? Er wollte mich also nicht wieder aufnehmen. In dieser gefährlichen Lage that ich Lake'n nochmals ernste Vorstellungen und er verstand sich endlich dazu, gegen Boy gelinder zu verfahren. Er versprach mit ihm ein Abkommen wegen Bezahlung der Schuld zu treffen, sobald er Dich und die Leute sicher an Bord gebracht habe, aber nur erst alsdann. Der arme Boy machte bei dieser Erklärung eine saure Miene und war sehr mißvergnügt, ob er schon endlich einwilligte, auf die Art, wie Lake wollte, zu handeln. Lieber Bruder, von England kann ich Dir nicht viel Neues melden, denn der Kapitän benimmt sich sehr grob und zurückstoßend, und ich habe nicht Lust, ihn mit überflüssigen Fragen zu behelligen, so lange seine Stimmung so reizbar ist. Ich habe nur erfahren, was ich Dir mit vielem Kummer mittheile, daß unser guter König Georg todt ist. Mit Gegenwärtigem sende ich Dir ein Stück Rindfleisch und eine Flasche Rum, die ich mit vieler Mühe nur erhalten habe, aber ich wußte, wie höchst nöthig ihr alle so etwas bedürft und opferte daher mein Gefühl der Nothwendigkeit auf. Leid thut es mir, mein Versprechen nicht erfüllen zu können, Dir einen Anzug zu senden; ein Paar Hemden, die einem vor Kurzem gestorbenen Matrosen gehören, ist alles, was ich erhalten konnte. Ich nehme an, daß Du morgen Abend Braß verlassen wirst. In diesem Falle kannst Du Sonnabends bei mir sein und sagen darf ich Dir wohl nicht, daß ich Deine Ankunft mit Ungeduld erwarte.

Lake ist außerordentlich grämlich und übellaunig, aber wie ich Dir schon gesagt habe, bedenklich krank und so muß man ihm alles deshalb nachsehen. Sein Lieutenant und ein großer Theil der Mannschaft starb am Fieber und die andern liegen, zwei ausgenommen, ebenfalls an demselben darnieder oder erholen sich erst langsam von den Folgen davon.

Ich bin u. s. w.''"

„Als ich diesen Brief gelesen hatte, kannten meine Bestürzung, meine Unruhe keine Gränzen. Ich fürchtete mich auch einigermaaßen, mit König Boy zusammenzukommen. Wie sehr dies auf sein Verfahren gegen uns einwirken müsse, wußte ich wohl. Wir hatten uns so viel Mühe gegeben, ihm den Dank und die Freude zu schildern, welche er bei unsern Landsleuten bereiten würde, so wie er uns an Bord der englischen Brigg bringe; er werde über alle Maaßen geliebkos't und ausgezeichnet werden und Rindfleisch, Brot und Rum in Menge erhalten. Bei dem Gedanken an ein solches schwelgerisches Mahl schien sein Gesicht vor Entzücken zu leuchten, und wenn er diese Versprechungen hörte, kam er stets in bessere Laune, als bei jeder andern Aussicht, die wir ihm vorspiegelten. Der Widerspruch zwischen der wirklichen Aufnahme am Bord des Thomas und der, welche er nach seiner Einbildung und unsern wiederholten Versicherungen erwarten mußte, war zu schrecklich, um nur einen Augenblick darüber nachdenken zu können, und aus diesem, wie manchem andern Grunde sah ich einer Zusammenkunft mit diesem Wilden mit einiger Angst und Sorge entgegen. Ich wußte ja recht gut, daß nach der schmerzlichen Täuschung, die er erfahren hatte, er von

heftig aufgeregten Gefühlen und stürmischen Leidenschaften, deren er nicht Herr sei, getrieben werde, und hatte so die Ueberzeugung, daß die ganze Wuth seines Zornes, die ganze Schwere seiner Erbitterung auf mich fallen müsse, da ich vollkommen seiner Macht preisgegeben bin."

„Der wichtige Augenblick war endlich da. Wir hörten den König Boy mit seinen Weibern zanken und während er durch ihre Gemächer nach dem unsrigen ging, brummte er immerfort. Er trat herein und stand ruhig da. Ich lag, wie ich den größten Theil des Tages über zu thun pflegte, auf einer Matte, die auf den Sitz von nasser Erde gebreitet ist; doch als ich ihn sah, hob ich den Kopf empor, ohne aufzustehen, und legte ihn auf die Hand. Er faßte mich fest ins Auge und ich erwiederte den Blick mit eben so unerschütterlicher Festigkeit. Doch sein schwarzes Auge funkelte vor Zorn, während die aufgeworfene Lippe, welche die weißen Zähne blos stellte, vor Leidenschaft bebte. Kein Gesicht in der Welt könnte kräftiger der Seele das Gefühl der Verachtung und bittern Hohnes schildern, als die verdrehten Züge des seinigen vor mir. Es hatte einen schrecklichen Ausdruck. Endlich zog er den linken Mundwinkel hinauf, daß er mit dem Augenlide eine Linie bildete und brach das Stillschweigen mit einem höhnischen, langgedehnten „„Ach!"" Vor Wuth konnte er fast nicht sprechen, als er mich mit Flüchen überhäufte und mit einem Tone, einer Art, die mir zu beschreiben unmöglich ist, sagte: „„Ihr sein Spitzbuben! Der englisch Kapitän nicht will! Ihr mir sagtet, wenn ich euch vom Ebulande nähme, er vor Freude außer sich wäre, mich sehen und mir Rindfleisch und Rum viel geben. Ich habe nicht bekommen das eine,

das andere. Ach! englisch Kapitän nicht will! Ich habe eine Menge Waaren geben, euch aus der Sklaverei von Obie zu befreien; ich euch in mein Kanoe nahm; ihr hungrig wart und ich gab euch Yam und Fisch. Ihr fast nackt wart; mich jammert es, euch so sehen, weil ihr weiße Männer und Fremde sein und ich gaben euch jedem eine rothen Kappen und ein seidnes Tuch. Aber ihr seid nichts gut! Ihr seid ein Spitzbuben! Ach! englisch Kapitän nicht will! Ihr sagtet mir, daß eure Landsleute es so machen würden (er nahm die Mütze ab und schwenkte sie im Kreise um den Kopf herum), und Hurra! Hurra! schreien, wenn ich an Bord ihres Schiffes käm; ihr verspracht meinem Weibe ein Halsband und meinem Vater vier Barren. Ach! englisch Kapitän nicht will! Er mir sagte, daß er nicht will! Ja! ich will euern Hunger mit noch mehr Fisch und Yams stillen und euern Durst mit Rum und Palmwein löschen! Ach! ihr Spitzbuben! Ihr seid nichts nütz! Englisch Kapitän nicht will!"" Jetzt stampfte er auf die Erde und knirschte mich mit den Zähnen an, wie ein Hund, und dann verwünschte er mich immer wieder aufs neue."

„Ich fühlte mich allerdings bei diesen harten Vorwürfen und solchen Schmähungen nicht zum Besten, hütete mich aber, nur ein Wort laut werden zu lassen, bis er sein Fluchen und Schimpfen eingestellt hatte. Wäre ein hitziger Mann in meiner Lage gewesen, so würde er ihn niedergestreckt und ihm den Kopf zur Genugthuung abgeschnitten haben, allein jeder solche Muth ist, was mich betrifft, mir ganz entgegen. Außerdem hatten wir, wenn gleich ohne Absicht, den König betrogen und ich gedachte immer noch seiner Bereitwilligkeit, womit er uns aus dem Zustande der

Sklaverei befreite. Das Meiste, was er anführte, war ohne Widerrede begründet, und in gewisser Hinsicht verdiente ich den härtesten Tadel, den größten Unwillen."

„Jetzt hatte sich, da ich schwieg und nachgiebig war, ob Boy schon über die Maaßen heftig und stürmisch gewesen war, seine Wuth etwas gelegt und ich wagte es nun, ihm ganz gelassen im Vertrauen auf den Brief meines Bruders zu sagen, daß sein Verdacht ganz ohne Grund sei. Lake sei durchaus Willens und geneigt, mit ihm wegen Bezahlung seiner gerechten Forderungen ein Abkommen zu treffen; so wie er unsere Leute und mich selbst auf den Thomas bringe, werde auch alles zu seiner völligen Zufriedenheit abgemacht. Er glaubte mir zur Hälfte, halb mißtraute er meinen Worten, und bald nachher ging er aus dem Gemache, aber mit der Drohung, daß wir nicht aus der Stadt dürften, bis es ihm gelegen und gefällig sei."

„Es ist wahrlich ein trauriger Gedanke, daß wir zu so verächtlichen Kunstgriffen des Betrugs und der Falschheit genöthigt sind, um auf den Punkt zu gelangen, der sich durch offene Rechtlichkeit so leicht hätte erreichen lassen. Allein Lake's Handlungsweise hat uns keine Wahl gelassen. Wir mögen von ihm denken, was wir wollen, immer muß ihm doch sicher jede Eigenthümlichkeit des brittischen Seemanns und das edlere Gefühl aller Menschen fehlen, weil er sich auf dem Krankenlager einer Handlung schuldig macht, die, wie er wohl wissen muß, die ernstesten Folgen für seine unglücklichen Landsleute in einer wilden Gegend haben kann; da er sie dem größten Mangel, dem Elende der Sklaverei, dem Hohne, den Mißhandlungen, der Verachtung, dem Spotte, ja dem Tode selbst preisgiebt!"

„Sonnabend, 20. November. Heute hat uns König Boy nicht besucht, ob wir schon unsere gewöhnliche Portion von vier Yams erhalten haben. Außerdem schickte uns auch Addizetta heute Morgen sechs dergleichen zum Dank für die wohlthätige Wirkung, welche ihr eine Dose Laudanum geschafft hatte. Ich gab sie ihr gestern Abend gegen Schmerzen im Unterleibe, eine Beschwerde, mit der sie öfters geplagt ist. Die Leute sind heute aufgeräumter, weil sie mehr Yams erhalten haben."

„Sonntag, 21. November. Heute Morgen entließ ich die armen Leute aus Damuggu mit einer Anweisung auf den Kapitän des ersten besten englischen Schiffes im Bonneiflusse, daß er den Inhabern drei Fäßchen Schießpulver und ein Paar Flinten ausliefern, der Bezahlung aber vom brittischen Gouvernement versichert sein solle. Sie fuhren ganz niedergeschlagen und muthlos in ihrem eignen Kanoe ab, und Antonio, der junge Mann, welcher uns von Badagry aus freiwillig begleitet hatte, ging mit ihnen nach seiner Heimath, aus der er seit zwei oder drei Jahren entfernt gewesen war. Sein Bruder ist der jetzige Herrscher dort und Sohn des verstorbenen Königs."

„Montag, 22. November. Ein oder zwei kleine listige Igel, Sklaven des Königs Boy, haben uns heute einige Plantanen zum Geschenk gebracht. Sie hatten in einem benachbarten Gemach Tabak gestohlen und unsere Leute es gesehen; die Folgen einer Entdeckung fürchtend, bestachen die jungen Spitzbuben die Zeugen auf die genannte Art. Auch Boy's Weiber haben sich während der kurzen Abwe-

senheit ihres Herrn der Entwendung einer Quantität Rum aus dem Magazine schuldig gemacht und sie ihren Freundinnen und Bekannten ausgetheilt, aber, wie die Jungen, zu demselben Mittel ihre Zuflucht genommen, den Folgen, die sie fürchten, zu entgehen. Eine der Frauen, welche die Duenna spielt, ist Boy's Favoritin und Vertraute; zum Zeichen ihrer Würde trägt sie ein Bund Schlüssel um den Hals. Sie hat auch alle Vorräthe ihres Herrn unter ihrer Aufsicht und zum andern Zeichen ihrer Auszeichnung hat sie die Freiheit, einen Spazierstock mit einem Knopfe an dem einen Ende zu tragen, der ihr steter Begleiter ist. Sie ist außerordentlich gutherzig und erfreut unsere Leute alle Tage mit einem oder zwei Glas Rum."

„Am vorigen Abend lief König Boy, bis auf die Haut entkleidet und mit schrecklichen Figuren über den Körper, wie ein Wahnsinniger durch die Straßen. In der Hand hatte er einen Speer; laut rief er zu seinem Schu-Schu und an jeder Ecke ließ er ein sonderbares schreckliches Geschrei hören. Es scheint, daß eine von seines Vaters Frauen in starkem Verdachte steht, mit einem der freien weißen Männer in der Stadt einen ehebrecherischen Umgang gepflogen zu haben und dies seltsame Benehmen, einer alten Sitte gemäß, gewählt worden ist, die Einwohner öffentlich von dem Vorfalle zu unterrichten und den Rath, den Beistand der Gottheit bei der Befragung der Schuldigen zu erhalten. Der männliche verbrecherische Theil ward heute morgen todt gefunden; er hatte, glaubt man, Gift genommen, einem schmählichern Tode zu entgehen. Der Priester hatte seine Meinung über das Vergehen der noch lebenden

Parthei abgegeben und sie auf der Stelle zum Tode des Ertränkens verurtheilt."

„Heute Nachmittag band man nun das unglückliche Weib an Händen und Füßen und brachte sie in einem Kanoe nach dem Hauptstrome des Nigers, in welchen sie ohne weitere Umstände geworfen ward. An ihren Füßen hatte man eine Art Gewicht befestigt, daß sie untersank. Sie sah ihrem Tode mit unglaublicher Fassung und Entschlossenheit entgegen. Die abergläubischen Einwohner meinen, daß, wenn die Verstorbene des angeschuldigten Verbrechens nicht schuldig gewesen wäre, ihr Gott ihr das Leben gerettet hätte, auch nachdem man sie schon ins Wasser geworfen habe. Da sie aber umgekommen ist, so bleibt ihnen nun auch ihre Schuld unwiderleglich erwiesen. Die Mutter der Verstorbenen darf durchaus nicht ein Zeichen des Schmerzes oder Kummers über den zu frühen Tod der Tochter laut werden lassen. Thäte sie es, so würde sie dieselbe furchtbare Strafe leiden müssen, denn, sagen die Leute hier, wenn eine Mutter über das Schicksal eines Kindes weinte und klagte, das sich so eines schrecklichen Verbrechens schuldig machte, so müssen wir gleich sagen, daß sie so strafbar ist, wie die Tochter selbst und ihre Ausschweifung geduldet hat. Verräth sie aber keine mütterliche Zärtlichkeit und beweint sie solchen Verlust nicht mit Thränen und Seufzern, so können wir im Gegentheil daraus den Schluß ziehen, daß sie von der ganzen Sache nichts gewußt hat. Sie giebt dadurch stillschweigend zu erkennen, daß das Urtheil gerecht war und freut sich, eines Wesens los zu sein, welches, so lange sie lebte, ihr nur Schande gemacht hätte."

„Unsere Leute sind ihres jetzigen Zustandes herzlich

müde geworden und voller Ungeduld, fortzukommen. Vorigen Abend wurden sie von ihrer Freundin, der Duenna, mit einer Extraportion Rum bewirthet. Da ihnen ihre peinliche Lage in gehässigerem Lichte, als je, erschien, so hatten sie den Muth, gemeinschaftlich zum König Boy zu gehen und um eine Erklärung, was er mit ihnen vorhabe, zu bitten. Sie sagten ihm ziemlich heftig, daß er sie entweder auf die englische Brigg bringen oder an die Spanier als Sklaven verkaufen möchte, denn lieber wollen wir unsere Freiheit verlieren, waren ihre Worte, als hier vor Hunger sterbend festgehalten werden. Boy gab ihnen eine doppelsinnige Antwort, behandelte sie aber doch minder rauh, als ich mit Recht gefürchtet hatte. Nachher ging ich selbst zu ihm in einer ähnlichen Absicht, denn seit einiger Zeit hatte ich keine Gelegenheit gehabt, mit ihm zu reden. Es ist eine Art Feiertag heute und die meisten Einwohner sind, wie ihre Vornehmen, betrunken und ausgelassen. So viel ich verstehen konnte, hatten sie während des Morgens eine feierliche, religiöse Handlung gehabt und König Forday hatte dann öffentlich zu Gunsten seines ältesten Sohnes Boy abgedankt."

„Ich fand dieselben in einem Hofe, der an die Wohnung des ersteren stößt, und eine große Menge Menschen mit Flaschen und Gläsern lagen im Kreise herum zu ihren Füßen. Alle waren mehr oder weniger in einem Zustande der Trunkenheit; Gesichter und Körper waren mit sehr verschiedenen Charakteren bemalt. Boy saß an des Vaters Seite; andere, unter denen sich unser Freund Flinte und ein Trommelschläger befanden, saßen auf Holzblöcken und einem liegenden Baumstamme. Forday allein hatte einen

Stuhl und hielt eine lange Rede, war aber zu schläfrig, vielleicht auch zu alt, um mit Anstand, Feuer und Kraft zu sprechen. Es machte daher seine Beredsamkeit wenig Eindruck und die nickenden Zuhörer, von Trunkenheit überwältigt, schenkten ihm kaum einige Aufmerksamkeit. Sie lächelten aber doch und von Zeit zu Zeit lachten sie auch laut auf, ob ich schon nicht entdecken konnte, warum sie es thaten, vielleicht, denk' ich, wußten sie es auch selbst nicht zu sagen. Der alte Herr trug einen superfeinen englischen Biberhut und eine alte Jacke, die einmal einem gemeinen Soldaten gehört hatte. Letztere war so klein, daß er nur einen Arm in einen der Aermel stecken konnte, die andere Hälfte hing auf der linken Schulter. Sie und noch ein baumwollenes Tuch, das um die Hüften ging, machten den ganzen Anzug. Den prachtvollsten Anblick, der zugleich am meisten in die Augen fiel, gewährte im Hofe ein ungeheurer Sonnenschirm, der aus buntem Cattun mit verschiedenen Mustern gefertigt war und eine dicke Franze von wollenem bunten Garne hatte. Er stak in der Erde, war aber doch auch zerrissen und zerfetzt und überall schmuzig, da er sich schon viele Jahre in Forday's Besitze befand, ob er gleich nur bei feierlichen und heiligen Gelegenheiten in Gebrauch gekommen war. Ich hatte unter den Zechern mich hingesetzt, bis der Redner zu Ende war, wo ich dann die Gelegenheit ergriff und König Boy bat, unsere Fahrt nach dem Schiffe zu beschleunigen. Der Branntewein hatte ihn lustig und aufgeräumt gemacht; er war in herrlicher Laune und versprach, uns morgen hinzubringen."

„Dienstag, 23. November. Wir hatten nur wenig

Zeit nöthig, um von den wenigen Freunden auf dem Platze hier Abschied zu nehmen und verließen die Stadt ohne Bedauern, wohl aber mit einem eigenthümlichen Frohgefühle. König Boy war mit dreien seiner Frauen und dem Gefolge in einem großen Kanoe; ich und unsere Leute fuhren in einem kleinern. Addizetta hätte gern ihren Gemahl nach dem englischen Schiffe begleitet; ihr Verlangen, ein solches zu sehen, war natürlich außerordentlich; allein der alte Forday verbot es. Er hatte einige Bedenklichkeiten deshalb, oder vielmehr, er war eifersüchtig und fürchtete, daß, wenn sie zu ihrem Vater in Ebu wiederkäme, sie dann ihren Freunden eine zu große, zu günstige Schilderung davon machen könne, was am Ende für seinen Vortheil höchst nachtheilige Folgen haben dürfte."

„Wir hielten eine kurze Zeit an einem kleinen Fischerdorfe, nicht sehr fern von Braß, und nahmen hier einige Fische, so wie eine Menge junger Kokusnüsse ein, deren Milch sehr frisch und erquickend war. Auf großen und kleinen Armen des Flusses die Fahrt fortsetzend und durch Mangelbäume und Gebüsche mühsam uns hinwindend, gelangten wir endlich in den Hauptstrom, wie wir eben die Sonne gerade vor uns hinter einer prächtigen Wolke hinabsinken sahen. Der Wind wurde jedoch für unser zerbrechliches Fahrzeug zu stürmisch. Die Wogen schlugen vorn herein und wir kamen ein Paarmal in Gefahr des Sinkens. Unser zweites Kanoe hatte einen großen Vorsprung; wir sahen es gar nicht; für den nächsten Augenblick gab es keine Möglichkeit, Hülfe zu erhalten oder das Kanoe zu erleichtern. Zum Glück aber hatten wir es bald nachher auch nicht nöthig, denn der heftige Wind ließ nach, so wie die Sonne

untergegangen war und wir konnten ohne weitere Sorge unsere Fahrt fortsetzen."

„Abends um 9 Uhr ungefähr holten wir das erste Kanoe wieder ein. Die Mannschaft nahm ein kleines Mahl von Fisch und Plantanen und dann kamen wir gemeinschaftlich vor dem zweiten Braßstrome, der uns links liegen blieb, vorbei. Es konnte hier wohl über eine Viertelstunde Breite sein, aber obschon für ein Kanoe das Wasser hohl genug ging, so kamen wir doch glücklich, mit großer Vorsicht, an das entgegengesetzte Ufer mit Sicherheit. Von da konnten wir in der Ferne den lang erwünschten atlantischen Ocean wahrnehmen, auf dessen Fläche der Mondstrahl in feierlicher Schönheit ruhte; wir hörten, wie das Meer über die Sandbank brauste und tobte, welche sich längs der Mündung des Flusses ausbreitet. So süß hallte nimmer die feierliche Stimme des Oceans in meinen Ohren, als sie es jetzt in diesem Augenblicke that. O sie tönte bezaubernder, als Davids Harfe. Als wir am linken Ufer hinfuhren, kamen wir endlich in den ersten Braßstrom, den Run der Europäer, wo wir um Mitternacht, aber nur schwach, die Masten und das Takelwerk der englischen Brigg in der Dämmerung erblicken konnten; sie glich einer finstern, ausgezackten Wolke am Horizonte, aber mir hätte kein Anblick erwünschter sein können. Es war schön, wie an den Pforten des Paradieses, und mein Herz klopfte vor unnennbarer Freude, als wir schweigend an dem der Brigg entgegengesetzten Ufer anlegten, wo wir in der Nähe einiger einzelnen Hütten ungeduldig die Morgendämmerung erwarteten."

„Mittwoch, 24. November. Heute war ein glücklicher Morgen, denn er führte mich wieder in die Arme meines Bruders und meiner Landsleute. Die verderblichen Wirkungen des Klimas hatten sich auf den Zügen der letzteren deutlich abgedrückt; statt ihrer frischen, natürlichen Farbe zeigten sie ein bleiches, niedergeschlagenes, kränkliches Ansehen, und der bloße Anblick davon thut schon weh. Doch die Mannschaft des spanischen Schooners sah noch viel elender aus. Ihnen ist wenig mehr, als die ursprüngliche Gestalt geblieben; sie kriechen wie Wesen umher, die verflucht sind; sie gleichen mehr Schatten oder Trugbildern, die nach ihrem Grabe umhersuchen. Kein Schauspiel kann den Stolz des Menschen so verringern, wie dies; keines ihm auf so empfindliche, demüthigende Art einen Begriff von seinem Nichts geben. Man muß sich wirklich recht sehr wundern, warum die Europäer überhaupt und die Engländer ganz besonders, immerfort ihre Nebenmenschen nach diesem Akeldama oder Golgotha senden, wie die afrikanische Küste manchmal nicht uneigentlich genannt wird. Sie könnten sie eben so gut gleich zu Hause begraben und es wäre weit angenehmer, als hier zu sterben. Doch der Vortheil, die Lust zu gewinnen, scheint, wie Aarons Ruthe, jede andere Betrachtung zu verschlingen."

* * *

Mein Bruder war nun zu mir gekommen und ich stand, während das Kanoe von der Küste zum Schiffe fuhr, bei der Kanone; wir hatten nur eine an Bord, allein sie war, wie Lake angeordnet hatte, geladen und auf den Punkt gerichtet, woher die Leute aus Braß kommen muß-

ten. Alle Flinten lagen geladen, aber versteckt, wohin sie Lake hatte bringen lassen, und die Befehle, welche er gestern über die Rolle gab, welche meine Leute im Nothfalle spielen sollten, wiederholte er. Meinen Bruder empfing er sehr höflich, aber gleich drückte er auch den Entschluß aus, Boy fortzuschicken, ohne ihm das Geringste zu geben und dann so schnell als möglich aus dem Flusse zu kommen.

Bald nach der Ankunft meines Bruders kam ein Kanoe an das Ufer mit dem Lieutenant der Brigg, Spittle, als Gefangenen. Er sandte gleich einen Zettel an den Kapitän, mit der Meldung, daß man für seine Loslassung das Geld verlange, welches der Lootse, der das Schiff über die Sandbank brachte, zu fordern habe. Ferner bemerkte er, daß man ihn streng bewache, doch zweifle er noch nicht an seinem glücklichen Entkommen, wenn Lake nur noch etwas auf ihn warten könne. Das Schiff war schon vor fast drei Monaten in den Fluß gebracht worden, allein Lake hatte nie das Lootsengeld bezahlen wollen; ein wenig Brot und Rindfleisch war alles, was er dem Lieutenant schickte. Der Betrag, welchen man verlangte, war gegen funfzig Pfund in Waaren, allein daß sie Lake bezahle, ließ sich gar nicht denken.

König Boy ging während des, düsterer Ahnungen voll, auf dem Verdecke hin und her. Er hatte offenbar Einsicht genug, um zu argwöhnen, was sich ereignen werde und schien voller Unruhe, Sorge und Verwirrung zu sein. Der arme Teufel war ganz umgeändert; sein gewöhnliches, stolzes Auftreten hatte ihn ganz verlassen und einem gebeugten, demüthigen Wesen Platz gemacht. Ein Teller Speise, den man ihm darreichte, wurde nur sehr mäßig von ihm

genossen; man sah deutlich, daß er mehr an die versprochenen Waaren, als an Stillung des Hungers dachte. Ein Glas Rum, das man ihm gab, trank er gleichgültig und ohne irgend eine sichtbare Freude zu äußern.

Wir wußten, wie die Dinge wahrscheinlich enden würden und suchten ihn daher in bessere Laune zu versetzen. Er solle seine Sachen jetzt oder ein andermal haben! sagten wir zu ihm. Das half aber alles nichts. Der Versuch schlug ganz fehl. Wir hatten wirklich Mitleid mit ihm und es that uns wehe, daß unser Versprechen nicht erfüllt werden konnte. Wie gern hätten wir lieber jedes persönliche Opfer gebracht, als so unser Wort gebrochen, denn ob wir schon halb vor Hunger unter seinen Händen gestorben waren, so fühlten wir uns doch dafür verpflichtet, daß er uns aus der Gewalt der Ebu's befreit und auf dies Schiff geführt hatte. Ich suchte in den wenigen Dingen umher, die uns noch von dem Unfalle bei Kirrie geblieben waren, und fand zu meiner Ueberraschung fünf silberne Armbänder in ein Stück Flanell gewickelt. Da ich gar nichts davon gewußt hatte, bot ich sie ihm jetzt gleich an und legte einen einheimischen Säbel bei, den wir als eine große Seltenheit aus Yarriba mitgebracht hatten, um ihn mit nach England zu nehmen. Boy griff zu; mein Bruder wollte ihm nun seine Uhr geben, auf die er große Stücke hielt, da sie das Geschenk eines seiner ersten und besten Freunde ist. Diese wies aber Boy verächtlich zurück, weil er ihren Werth nicht kannte und rief einen seiner Leute herbei, daß dieser einmal sehen solle, wie wir ihn, statt ihm seine Barren zu geben, betrügen wollten. Beide drehten sich, lebhaft seufzend, mit einem Blicke voll Verachtung und

Unwillen von uns weg und wollten kein Wort mit uns mehr reden oder uns nur ansehen. Unsere Kränkung war nun vollkommen, allein Hülfe hatten wir nicht; der Fehler lag nicht an uns.

Jetzt wagte Boy, sich näher an den Kapitän Lake auf dem Hauptverdeck zu machen und fragte mit ängstlicher, bittender Miene nach den ihm versprochenen Waaren. Auf das verzweifelte Spiel, das er zu beginnen bereit war, wohl vorbereitet, beabsichtigte Lake nur so viel Zeit als möglich zu gewinnen, um unter Segel zu kommen, ehe der Bruch offen eingetreten wäre. Er stellte sich daher, als schreibe er und befahl Boy'n, einen Augenblick zu warten. Dieser verlor endlich vor lauter Harren die Geduld und wiederholte ein zweites, ein drittes Mal seine Bitte: „Gieb mir meine Barren!"

„Ich will nicht!" rief Lake mit einer Donnerstimme, die man kaum von so einem ausgemergelten Körper hätte erwarten können. „Ich will nicht, sag' ich dir! Nicht einen Flintenstein geb' ich dir! Schaff' mir meinen Lieutenant, du schwarzer Spitzbube, oder in einem oder ein Paar Tagen bring' ich tausend Kriegsschiffe her; die kommen hinauf und brennen eure Nester an und tödten euch alle mit einander! Schaff' mir meinen Lieutenant her!"

Von solcher Rede, wie von den Flüchen und Drohungen erschreckt, fuhr der arme König Boy plötzlich zurück und da er sah, daß die Leute die Segel losbanden, so fürchtete er gar mit nach der See hinausgeführt zu werden; plötzlich verschwand er vom Verdeck und bald sah man ihn den Weg in seinem Kanoe mit den übrigen Leuten nach dem Ufer hin nehmen. In ein Paar Minuten, nach-

dem er das Schiff verlassen hatte, wurde Spittle, der Lieutenant, in einem Kanoe an Bord gebracht; so sehr fürchteten die Bewohner von Braß, daß ein Kriegsschiff kommen und Lake's Drohungen wahr machen könne.

Um zehn Uhr des Morgens hatte das Schiff die Anker gelichtet und wir fuhren den Strom hinab. Um Mittag ließ der Landwind nach und wir mußten einen Anker fallen lassen, um nicht auf die westliche Sandbank in der Mündung des Flusses getrieben zu werden. Ein Paar Minuten später konnte es sehr unglücklich ablaufen, aber das Schiff wurde glücklich festgehalten, obschon die Wassertiefe, wo es lag, nur fünf Faden noch betrug. Die Fluthwellen, wie man die großen Wellen nannte, welche über die Sandbank in den Strom gewälzt wurden, gingen so hoch, daß sie manchmal beim Bugspriet ins Schiff schlugen, welches deshalb auch sehr unruhig am Anker hin und her trieb. Wir hatten diesen unmittelbar der Lootsenstadt gegenüber fallen lassen müssen und erwarteten daher jeden Augenblick, daß sie aus ihrer Batterie Feuer geben möchten. Zeit war für uns das Wichtigste; Boy war unser Feind geworden. Bevor wir aus der Mündung kamen, mußten wir gewärtig sein, daß er sein Volk sammle und einen Angriff auf uns mache. Und doch zählte unsere Mannschaft kaum zwanzig Köpfe, wovon zwei Drittheile Afrikaner waren!

Der Lootse, welchen Lake so beleidigt hatte, ist auch als ein unternehmender und verrätherischer Schurke bekannt. Es ist derselbe, welcher die Brigg Susanne mitten auf die Sandbänke führte, daß sie mit Mühe dem Schiffbruch entging, aber ihre Winde, einen Anker und dessen Tau verlor. Der Kerl hatte es blos gethan, weil er einen Theil

des Wracks zu erhalten hoffte, wenn es an die Küste trieb. Ein anderes Schiff, ein Palmölhändler, ging wirklich durch die Treulosigkeit desselben Patrons zu Grunde. Als er seinen Zweck erreicht und es in eine Lage gebracht hatte, wo Rettung unmöglich war, sprang er über Bord und schwamm nach seinem Kanoe, das in geringer Entfernung davon lag. Schauderhaft ist die Erzählung von der Art, wie man die den Schiffbruch Ueberlebenden behandelte. Sie wurden aller ihrer Kleider beraubt und mußten Hungers sterben. Man würde nicht fertig, wenn man alle die Bosheiten erzählen wollte, die dem Kerle zur Last gelegt werden. Freilich mögen sie wohl in der Erzählung nichts verloren haben, aber wenn man auch noch so viel für die Uebertreibung abrechnet, so erscheint doch sein Charakter im empörendsten Lichte, und daß er diese Schiffe auf die Sandbank laufen ließ, beweist, daß er ein zu allem fähiger, vollendeter Schurke ist. Er besitzt mehr Schlauheit und Verstand, als irgend einer seiner Landsleute und ist einer der schönsten Neger, die wir je gesehen haben.*)

Wir waren noch nicht lange vor Anker gegangen, als wir mit Hülfe des Glases den Lootsen an der Küste auf und abgehen und von Zeit zu Zeit nach uns spähen sahen. Eine Menge halbnackter, verdächtig aussehender Schwarzer strichen ebenfalls am Ufer auf und ab und dann bildeten sie sich zu einzelnen Gruppen von mehrern hundert Mann, die über einen Angriff gegen das Schiff zu berathen schie-

*) Zugegeben, daß er dies alles that, was hier von ihm erzählt wird. Aber wie handelte Lake an ihm und Boy? Und was muß wohl die Folge von solchem europäischen Wortbruche sein? D. Ueb.

nen. Wir erwarteten nichts weniger als dies, so wie eine volle Lage von der Batterie; auch hielt sie wohl nichts ab, als die Stärke und Höhe der Brigg. Bis zum späten Abend blieben sie an dem Ufer; dann zerstreuten sie sich. Viele aber konnte man noch nach Mitternacht sogar sehen, so daß wir bis zum Morgen sehr wachsam sein mußten.

Donnerstag, 25. November. Das Schiff trieb sehr ungestüm vor seinem Anker die ganze Nacht über, da so viel große, schwere Wellen über die Sandbank herein dagegen schlugen. Man nennt sie mit dem Kunstausdrucke Grundwellen, weil sie gar sehr von denen unterschieden sind, die sich erheben, wenn der Wind geht. Letztere lösen sich meist in der Spitze auf, jene aber sind ganz glatt und strömen mit großem Ungestüm, einander unaufhörlich folgend, indem immer zwischen ihnen eine tiefe Furche bleibt, die, mit dem Stoße der Woge selbst, den vor Anker liegenden Schiffen sehr gefährlich ist. Die Einwohner achteten auf alle unsere Bewegungen. Um 11 Uhr ungefähr lichteten wir wieder den Anker, mußten ihn aber schon wieder Nachmittags fallen lassen, da das Wasser nicht tief genug war, um über die Sandbank zu kommen.

Freitag, 26. November. Der Wind war uns heute Morgen günstig und so versuchten wir's aufs Neue, aus dem Flusse zu kommen. Wir hatten schon einen guten Anfang gemacht, als die Luft mit einemmale aufhörte; die Strömung trieb uns plötzlich nach den östlichen Dünen und wir mußten schnell einen Anker auswerfen, um uns vor dem Verderben zu sichern. Von einer Bake ließ sich nichts

sehen; ohne Zweifel ist sie von der Strömung mitgenommen. Wir hatten drei und einen halben Faden Tiefe und die Grundwellen, welche nun hereinbrachen, schaukelten das Schiff in einer so schrecklichen Art auf und nieder, daß wir alle Augenblicke den Riß des Kabeltaus fürchteten. Kaum hatten wir den Anker fallen lassen, als die Fluth beim Schiffe vorbei mit der Schnelligkeit von fast vier Stunden Weges in einer Stunde hereinströmte; mit Eintritt der Ebbe ließen die Grundwellen allmälig nach und das Schiff bewegte sich ruhiger.

Der Lieutenant wurde wieder ausgesendet, die Barre zu sondiren, und nach etwa drei Stunden kam er mit der Nachricht zurück, daß zwei- und dreiviertel Faden das tiefste Fahrwasser sei, was er habe finden können. Die Sandbank geht quer vor der Mündung des Flusses in Gestalt eines halben Mondes herüber und läßt nur in der Mitte einen sehr engen, seichten Eingang für Schiffe; gewöhnlich birgt diesen aber der Schaum und die Brandung von den nahe liegenden Bänken. Geht der Wind schwach, die Fluth stark und ist die Wasserfläche glatt, so bleibt, ein Paar Punkte abgerechnet, die Barre sehr gefährlich. Wir sahen mehrere Feuer, welche die Einwohner an der Küste angezündet hatten, und sie schienen uns ein Wink zur Rückkehr zu sein.

Sonnabends, 27. November. Die Nacht brachten wir sehr unruhig und unangenehm hin. Der Kapitän war wegen der Sicherheit seiner Brigg so besorgt, wie die Mannschaft selbst. Die schweren, mit der steigenden Fluth auch ärger treibenden Grundwellen brachten sie zu so heftigem

Schaukeln und Treiben, daß ein Mann ans Kabeltau gestellt war, um Acht zu geben, wenn es heule; ein Kunstausdruck, der den Augenblick bedeutet, wo es sich zum Zerreißen anläßt. Kaum war die Morgendämmerung angebrochen, als der Haspelstock der Ankerwinde brach. Er hat die Bestimmung, die letztere zu hindern, sich um ihre Achse zu drehen, so oft sie in Bewegung gesetzt wird; kaum war er daher vernichtet, als sie mit unglaublicher Schnelligkeit herumrollte, da das Ankertau, welches aufgewunden war, von nichts mehr zurückgehalten werden konnte. Es lief so pfeilschnell ab, daß die Winde selbst in einer halben Minute schon in Stückchen zerbrochen war. Ich und mein Bruder und unsere Leute leisteten allen möglichen Beistand, um das Schiff vor dem Hintreiben zu bewahren. Endlich befestigten wir das Tau an die Riegellöcher im Verdeck, bis wir desselben doch so mächtig waren, es um die Spille zu winden; wir waren aber kaum damit zu Stande, als die Riegel ganz sanft aus dem Verdeck vom starken Zuge des Taues herausgezogen waren.

Um 8 Uhr Vormittags traf eine fürchterliche Welle, ein See von den Matrosen genannt, das Schiff mit so schrecklicher Gewalt, daß das Kabeltau zerriß. „Das Kabeltau ist hin!“ rief ein Mann, und im nächsten Augenblicke kommandirte der Kapitän ruhig und fest: „Werft den Nothanker aus!“ Es ward sogleich gehorcht und so das Schiff gehalten, um nicht gegen die Sandbänke zu treiben. Der Matrose, welcher angewiesen war, das Kabeltau im Auge zu behalten, kam aufs Verdeck gestürzt, so wie er die Gefahr gemeldet hatte, und rief aus, daß alles verloren sei. „Großer Gott!“ schrie voll Angst ein jeder und es erfolgte

eine allgemeine kleine Verwirrung, allein der Kapitän war aufs Aeußerste gefaßt; er gab seine Befehle mit Festigkeit und benahm sich eben so entschlossen, als rasch.

Wir trieben nun am Nothanker, einem kleinen Dinge, aber unserm einzigen noch; die Sicherheit der Brigg beruhte ganz allein auf ihm. Dicht am Spiegel waren die Sandschollen und darum ließ sich denken, daß der Anker kaum zehn Minuten aushalte. Die Hoffnung war dahin, jedes Auge blickte auf die tobende Wuth; unsere Herzen zitterten vor Furcht; wir alle erwarteten das Schiff alle Minuten in Stücke zertrümmern zu sehen. Lange, peinliche Augenblicke vergingen in diesem Zustande, der in unsern Gemüthern einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen hat. Ich werde es nie vergessen, wie der erste Lieutenant zu mir sagte: „Na, Sir, jetzt sorge jeder für sich selbst; in ein Paar Minuten ist es aus mit uns!“ Die stürmische See wüthete in Berge hohen Wogen neben uns; ihr Schaum schlug an die Wände der Brigg und diese wurde nur vorm blinden Hintreiben durch einen schwachen Anker und sein Tau gehalten. Die Einwohner, von denen sich kein Beistand erwarten ließ, waren mit dem Anzünden großer Feuer und mit andern Signalen an der Küste beschäftigt, daß wir die Brigg verlassen und an gewissen Punkten ans Land zu kommen suchen sollten, denn jeden Augenblick hofften sie wohl, daß das Schiff eine Beute der Wellen sei, worauf denn alle, die der Wuth dieser entgingen, in ihre Hände fallen würden. Elende Hülfe! Die See hätte mehr Barmherzigkeit geübt, als sie!

So war unsere gefährliche Lage, als ein gelinder Seewind eintrat, der uns buchstäblich vom Verderben rettete.

Die Segel wurden losgebunden, dem Anker die Last des Schiffes zu erleichtern und dies hielt nun, ohne weiter fortzutreiben, die Ebbe über aus. Um 10 Uhr hatte sich die Fluth größtentheils verlaufen, die Wuth der See ließ nach, allein daß die Brigg noch einmal so eine Fluth und Ebbe ausdauern konnte, war an dieser Stelle und blos vom Nothanker gehalten, unmöglich. Es blieb daher nur die Wahl, die See selbst zu gewinnen, und der Kapitän war entschlossen, über die Sandbänke zu gehen, obschon nicht viel Hoffnung eines glücklichen Erfolgs übrig schien. Nach halb zehn Uhr besetzte er das Boot mit zweien unserer Leute und zwei Krumännern, die zur Brigg gehörten; sie sollten das Schiff bugsiren, als der Anker eingezogen war. Kaum war der Anfang gemacht, als die Luft nachließ, und statt nach den westlichen Dünen zu treiben, wie gestern und vorgestern, bekam nun die Brigg eine östliche Richtung, daß wir mit Mühe entkamen. Doch mit Hülfe des Bootes und guter Leitung fuhren wir endlich doch glücklich zwischen den Sandbänken längs der Brandung in einer Tiefe von drei Faden weniger ein Viertel, und segelten dann ostwärts. Jetzt hatte die Sorge ein Ende; durch Hülfe der barmherzigen Vorsehung waren wir Gefahren entgangen, bei deren bloßem Gedanken wir von Schrecken ergriffen wurden; mit dankbarem Herzen und Freudenthränen für alle ihre Gnade brachten wir ein stilles Gebet für unsere Rettung zum Opfer dar.

Die Barre geht gegen zwei Stunden weit von der Mündung des Flusses in südlicher Richtung fort, ohne aber von uns näher untersucht zu werden. An der ganzen Küste ist dieser Fluß der beste für kleine Schiffe, um sich Palmöl

zu verschaffen, da hier das Ebuland, wo man es in jeder Quantität findet, am nächsten ist. Das Ebuöl selbst wird für besser gehalten, als das aller andern Striche, welches nach der Küste gebracht wird. Der Fluß ist jedoch nicht sehr besucht, vermuthlich weil man ihn nicht genug kennt und es schwierig ist, über die Dünen zu kommen. Man weiß erst von fünf englischen Schiffen, die ihn passirten: zwei davon sind, wie wir sagten, verloren gegangen; ein drittes würde auf der Sandbank gescheitert sein, kam aber, weil es neu und stark gebaut war, glücklich ins Fahrwasser. Ich würde dem Kapitän jedes Schiffes, der hier einläuft, um Palmöl zu kaufen, empfehlen, ein Paar gute, starke, sechsrudrige Boote zum Bugsiren, und eine doppelte Zahl von Krumännern zur Bemannung derselben mitzunehmen. Die Ausgabe für zehn oder zwölf der letztern wäre unbedeutend, da sie blos ein Paar Yams und ein wenig Palmöl zu essen verlangen und immer bereit sind, jede schwierige, von ihnen geforderte Arbeit zu übernehmen. Schickten nun die Kapitäne solcher Schiffe ein Boot voraus, um zu sondiren, und hätten sie zwei tüchtige dergleichen, welche mit sechs Ruderern bugsirten, so würde es wohl keine Gefahr mit einem Schiffe haben, wie es mit einigen geschah, weil sie schwach bemannt waren. Schiffe gehen hier oft mit einem frischen Winde unter Segel, aber gerade wenn sie auf der gefährlichsten Stelle sind, erstirbt er. Sind nun keine Boote zum Bugsiren da, so kann nichts das Scheitern verhüten.

Dem aus dem Flusse fahrenden Schiffer empfiehlt man so nahe als möglich bei der westlichen Brandung Strich zu halten, allein ich sehe dies für sehr gefährlich an, wenn der

Wind nicht scharf genug ist, Herr der Bewegung zu bleiben. Hat ein Schiff die Anker im Flusse gelichtet, so wird es von der Strömung nach der westlichen, und hat es den halben Weg zu der Barre gemacht, nach der östlichen Seite getrieben, wie es uns ging. In den Monaten December und Januar würde der Fluß, glaube ich, am sichersten zu beschiffen sein, weil dann der Regen im Innern vorüber und alles ungehörige Wasser ausgeleert ist, das er längs dem ganzen Lande, durch welches er strömt, aufgenommen hatte. Wenn im Flusse hier keine englischen Schiffe liegen, so kommen die Bewohner von Bonnei, das Palmöl in Braß aufzukaufen, wahrscheinlich zum eignen Gebrauche, wie um die in ihrem Flusse liegenden Schiffe zu versehen.

Sonntags, 28. November. Heute Morgen entdeckten wir vom Steuerbord aus ein fremdes Schiff, das gleich Jagd auf uns machte. Es feuerte eine Kugel ab, zum Zeichen, daß wir halten sollten, oder um uns hinzubringen, wie es die Matrosen nennen. Dann sendete es ein Boot an Bord der Brigg und wir erfuhren, daß es der Blake Joke, ein Avisoschiff des brittischen Commodore sei. Wir gaben uns dem dasselbe kommandirenden Lieutenant in der Hoffnung zu erkennen, daß er uns an Bord seines Schiffes nähme und in Accra aussetzen würde, wo ich dann leicht auf einem königlichen Schiffe den Weg nach Ascensu oder St. Helena zu finden glaubte. Beide Plätze mußten ja wohl Gelegenheit haben, ohne weitern Aufenthalt die Heimreise antreten zu können. Seine Befehle lauteten aber, an der Küste bis zum Congo zu gehen und er empfahl uns, nach Fernando-Po zu fahren, wo wir

jeden Beistand und ein Schiff finden würden, das bald nach England segle. Als er von uns vernommen hatte, daß im Nun ein spanisches Sklavenschiff segelfertig liege, änderte er sogleich seinen Lauf dahin ab, um es zu kapern. Kapitän Lake war es zufrieden, uns in seinem Boote in Fernando-Po auszusetzen, da er auf seinem Wege nach dem Camerunflusse hier vorbeikam, und so segelten wir aufs Neue nach Morgen.

Mittwoch, 1. December. Die letzten zwei Tage vergingen auf der Fahrt nach Fernando-Po, und heute Morgen entdeckten wir zu unserer großen Freude diese Insel. Mit Frohgefühl verließen wir unser Schiff, denn der gefühllose Befehlshaber desselben hatte alles gethan, was er nur ersinnen konnte, uns zu kränken und das Leben, so lange wir bei ihm waren, recht sauer zu machen, ob ihm gleich unsere Leute allen möglichen Beistand leisteten, als die Brigg aus dem Strome gebracht werden sollte. Schliefen sie aber die Nacht, so ließ er von seinen Matrosen Wasser schöpfen und es, blos zum Spaß, über sie hingießen. Es giebt viele Kapitäne an der Küste, die so bös sind, wie er, und mit einander an Grausamkeit und Barbarei wetteifern. Der Kapitän der Palmöl einnehmenden Brigg Elisabeth, der jetzt im Calebarflusse liegt, ließ wirklich seine Mannschaft vom Kopf bis zum Fuße mit Kalk anstreichen, als sie krank am Fieber darniederlag und nicht Kraft hatte, sich zu schützen. Sein Koch litt dabei so sehr, daß ihm der Kalk das eine Auge gänzlich verdarb und das andere beinahe unbrauchbar machte.

Nachmittags landeten wir glücklich in Clarence auf der Insel Fernando-Po, wo uns der jetzige Superin-

tendant Becroft höchst artig empfing. Der brave Mann versorgte uns gleich mit anderer Wäsche und allem, was wir nöthig hatten, ungerechnet daß er alles that, was uns den Aufenthalt angenehmer machen konnte. So lange wir leben, werden wir auch dankbar für die Gastfreundschaft und Güte sein, die wir bei ihm, und noch besonders bei Dr. Crichton fanden.

Da wir seit einem Monate immerfort an die Einförmigkeit eines niedrigen, flachen Landes gewohnt waren, dessen Ufer mit weit nach dem Wasser herüberhängenden Mangelbäumen bedeckt waren, daß sie, bei ihrer außerordentlichen Höhe, aus demselben herausgewachsen zu sein schienen, so gewährten die hohen Bergspitzen von Fernando-Po und die noch höhern Berge des Cameruns auf dem fernen, festen Lande ein erhabenes, prächtiges Schauspiel. Der höchste von den Camerunsbergen fällt an diesem Theile der Küste erstaunlich ins Auge, da er über 13000 Fuß hoch aufsteigt. Das Land in seiner Nähe ist flach und niedrig, und gerade dadurch erscheint er noch viel auffallender, da er majestätisch in seiner einsamen Größe über die Gegend umher emporsteigt. Er trennt die Mündungen der beiden Flüsse Calebar und Del Rey im Westen von einem eben so mächtigen, dem Cameruns, im Osten. Die Insel Fernando-Po ist vom festen Lande 10 Stunden entfernt, und als wir sie zuerst sahen, erblickten wir nur zwei hohe Gipfel, die durch einen Bergrücken verbunden waren. Der nördliche Gipfel ist höher, als der andere, der im südlichen Theile der Insel liegt, und steigt allmälig vom Meere aus bis zu 10000 Fuß empor. Bei hellem Himmel kann man die Insel wohl vierzig Stunden weit und darü-

der sehen; allein dies ist nicht immer der Fall, da die Spitze sehr oft von Wolken und Nebeln verhüllt ist; letztere sind zu gewissen Jahreszeiten sehr häufig.

Da wir uns der Insel bei schönem Wetter und mit mäßigem Winde näherten, hatten wir vollauf Gelegenheit, sie zu beobachten. Die Küste besteht meist aus dunkelgefärbten Felsen und ist mit Bäumen bedeckt, welche bis an den Rand des Wassers hinabreichen. Der ganze tiefere Theil ist mit schönen Waldbäumen verschiedener Art bedeckt, welche wohl drei Viertheile die Berge hinaufsteigen. Von da werden sie dünn, in ihrem Wuchse verkrüppelt und mit niedrigem Buschwerke, mit dürrem, verbrannten Grase gemischt. An manchen Stellen erblickt man auch angebaute Felder zwischen den Hütten der Eingebornen, so daß sie mit der üppigen Laubart der Bäume eine Menge Grün in der trefflichsten Art zeigen. Die Natur hat ihr Bestes hier gethan; die Insel bietet den schönsten Anblick dar und rechtfertigt den Namen Ilha formosa (schöne Insel) vollkommen, den sie zuerst erhielt. Als wir noch weiter hinkamen, konnte man die schrecklichen Abgründe und großen Spalten an der Nähe des vornehmsten Berges noch besser erkennen, da die Finsterniß in den tiefen Schluchten gegen die Helle der aufsteigenden Felsen zu sehr abstach, bis endlich, nachdem wir ganz dicht an der Küste waren, das Ganze von den minder hohen Bergen nahe am Meere verborgen war.

Bis zum Jahre 1827 war die Insel verlassen und in ihrem frühern Zustande vernachlässigt geblieben, da weder Spanier, noch Portugiesen sie der Aufmerksamkeit werth achteten. Endlich zog sie die Aufmerksamkeit der brittischen Regierung auf sich, weil sie sehr günstig liegt, um dem Skla-

venhandel in diesem Theile Afrika's ein Ende zu machen. Nur eine Fahrt von wenig Stunden trennt sie von der Küste; sie liegt allen den Flüssen zunächst, welche mit dem Cameruns beginnen und sich längs der ganzen Goldküste ergießen, aber für die vornehmsten Canäle dieses unerlaubten Handels anzusehen sind. Auf solche Art bietet Fernando-Po Vortheile, welche hinreichten, eine Niederlassung daselbst zu genehmigen. Der Kapitän W. Owen segelte zu dem Zwecke mit dem Eden, einem Kriegsschiffe, zum Gouverneur daselbst ernannt, ab. Der Commandant Harrison stand unter seinen Befehlen.

Owen hatte sich schon vorher mit einer weitläuftigen, sorgfältigen Aufnahme der Küste Afrika's im atlantischen und indischen Ocean, mit Einschluß der Ufer von diesem Eilande, beschäftigt und war also mit ihrer Beschaffenheit, wie mit ihren Hülfsquellen, oder dem Himmelsstriche, unter dem sie liegt, keineswegs unbekannt. Ehe er noch landete, war das Eiland gelegentlich von einigen Kriegsschiffen der afrikanischen Station besucht, um Lebensmittel und Wasser einzunehmen, und vielleicht legte auch dann und wann ein Liverpooler Kauffartheischiff an, um auf Palmöl zu warten oder seine Mannschaft vom Fieber erholen zu lassen, das sie sich in den Flüssen an der Küste zugezogen hatte. Da die Eingebornen in einiger Entfernung von der Küste leben, so that man ihnen die Ankunft eines Schiffes durch das Abfeuern einer Kanone kund und dies war hinreichend, um sie mit allen ihren Früchten, ihrem Geflügel und was sie sonst zu verkaufen hatten, ans Ufer zu locken. Die von ihnen am liebsten zum Eintausch gewünschten Artikel waren Stücke eiserner Reife, Messer und Nä-

gel. Im Anfange reichte ein etwa sechs Zoll langes Stück eines Reifen hin, um ein Paar Hühner oder vier Yams zu kaufen; so hohen Werth legten die Einwohner dem Eisen bei.

Eine neue Niederlassung zu gründen, ist eine Arbeit, welche manche Eigenschaften voraussetzt, ohne daß jeder das Glück hat, sie zu besitzen. Außer den nachtheiligen Wirkungen des Klima's auf europäische Constitutionen hatte die Insel eine Bevölkerung, die, wenn auch außer Stande, die Fortschritte der Colonie wesentlich zu hemmen, doch nothwendig eher freundschaftlich behandelt, als mit Feindseligkeiten heimgesucht werden mußte. Zu diesem allem war nun niemand besser geeignet, als Kapitän Owen. Was ihn auch bestimmt haben mag, den Posten des Gouverneurs nachher wieder aufzugeben, nimmer hätten doch bessere Mittel ergriffen werden können, die Freundschaft der Wilden zu gewinnen und so ihren guten Willen für die Colonie zu sichern, als die, welche er nahm. Die Häuptlinge der Einwohner erwähnen noch jetzt oft seines Namens.

Der Punkt, welcher zu der beabsichtigten Niederlassung bestimmt wurde, war auf der nördlichen Seite der Insel am Ufer einer kleinen Bucht, die von einem schmalen Landrücken gebildet wird, welcher sich von der Küste auf der östlichen Seite derselben ausdehnt. Man nannte ihn Wilhelmsstätte, und die Bucht mit der ganzen Niederlassung Clarence, nach Sr. Majestät dem Könige, der damals Großadmiral Britanniens war. Adelaide, mit zwei kleinen Inseln, welche durch eine Sandbank daran hängen, bildet den westlichen Theil der Bucht und ist von der Wilhelmsstätte etwa eine kleine Viertelstunde entfernt. Oestlich liegt

die Bai Goderich und im Westen von Clarence's Bucht die Bucht Cockburn.

Unter der tüchtigen Leitung des Kapitän Owen wurden die verschiedenen Gebäude angelegt und die Ausrodung des Bodens machte Fortschritte. Ein Flaggenstab, der anfangs an der äußersten Spitze von Wilhelmsstätte stand, ward nun auf des Gouverneurs Wohnung gepflanzt, und ein großes, bequemes Gebäude mit einigen einzelnstehenden Palmbäumen zieht zuerst die Aufmerksamkeit auf sich. Es ist zum Hospital bestimmt und sehr verständig hier angelegt, da es der Seeluft ganz ausgesetzt, so wie von allen andern Wohnungen abgesondert ist; eine Vorsicht, die in dem Himmelsstriche von Fernando=Po nicht geringe Bedeutung hat. Ein kleines, oben spitz zulaufendes Gebäude in einiger Entfernung vom Spital, von einigen Hütten umgeben und mit Pfählen eingezäunt, bildete anfangs das Magazin. Nahe dabei steht ein anderes großes Gebäude, das zur Wohnung der Marine dient. Die Casernen der Offiziere und des afrikanischen Corps stoßen gleich daran und sprechen ihre kriegerische Beschaffenheit durch eine Kanone aus, die dicht vor ihnen, nach der Bucht gerichtet, aufgepflanzt ist.

Das Haus des Gouverneurs ist ein großes, geräumiges Gebäude auf einem steilen Felsen an der Küste, wo der Landungsplatz ist, und fällt gleich ins Auge. Man kommt auf einem ziemlich ermüdenden Wege hinauf, der gegen hundert Fuß hoch führt. Eine Batterie von sieben Kanonen wurde vom Kriegsschiffe Esk gelandet und vor dem Hause so aufgestellt, daß sie alles beherrscht. Das Gebäude, wo über genommene Sklavenschiffe das Urtheil

von einer Commission gesprochen wird, ist noch nicht vollendet und in geringer Ferne von des Gouverneurs Wohnung. Einige andere Häuser stehen noch, von etlichen Bäumen durchkreuzt, auf der Wilhelmsstätte, daß sie vom Meere aus einen hübschen und malerischen Anblick gewährt. Alle, welche Clarencebucht das erstemal besuchen, machen gewöhnlich diese Bemerkung und freuen sich des ersten Anblicks. Außer den von uns erwähnten Gebäuden hat Herr Loyd eben ein recht hübsches vollendet, und der Wundarzt der Colonie, der Marine, ebenfalls eines zu seiner Wohnung bekommen. Die Krumänner und freien Neger, wohl ein Paar Tausend an der Zahl, haben eine Menge kleiner hübscher Hütten, welche am Gouvernementshause stehen und von Holz gebaut und mit Palmblättern bedeckt sind. Ihre Bewohner halten sie sorgfältig und haben ein Gärtchen sowohl in der Fronte, wie hinter derselben, um darin Mais, Bananen und Pfeffer zu bauen. Alle zusammen bilden zwei kleine Gassen, welche täglich einen Zuwachs von neuen Ankömmlingen erhalten.

Die Ausrodung des Bodens geht immer weiter und wird von Freinegern, schwarzen Soldaten und Krumännern betrieben. Die vornehmste Krankheit unter diesen Leuten, welche als Folge der Unfälle beim Niederhauen der Bäume entspringt, besteht in Geschwüren an den Beinen, und im Spitale lagen allein sechszehn daran nieder. Die Krumänner sind eine eigenthümliche Völkerschaft, welche sich von den andern afrikanischen Stämmen ganz unterscheidet. Sie bewohnen einen Strich, Settra Kru genannt, an der Küste nahe dem Palmenvorgebirge. Ihre hauptsächlichste Beschäftigung ist seemännischer Art; ihre Sprache und ihre Lebens-

weise von der ihrer Nachbarn ebenfalls ganz abweichend. Eine Menge der Leute sind immer am Bord der Schiffe an der afrikanischen Küste, um alle Dienste zu thun, die bedeutende Anstrengung und Arbeiten in der heißen Sonne erfordern. Da sie immer auf dem Wasser leben, findet man sie an allen Punkten der Küste, und außerdem haben sie Kenntniß genug von ihr, um als Lootsen zu dienen. Sie pflegen auch deshalb sich an verschiedenen Punkten derselben anzusiedeln und die Alten des Stammes daheim zu lassen, es müßte denn ein Krieg ihre Gegenwart nöthig machen. Erst nach einer Abwesenheit von mehrern Jahren pflegen sie, sagt man, heimzukehren, wenn sie durch ihren Fleiß so viel zusammengebracht haben, sich ernähren zu können. Einige unter ihnen sind sehr verständig und thätig, aber man kann ihnen nicht immer trauen. In jedem Falle sind sie im Vergleich mit andern afrikanischen Völkerschaften weit höher ausgebildet.

Außer einem Brunnen, der in geringer Entfernung von des Gouverneurs Hause ist, laufen zwei kleine Bäche, der Hay und Hortonbach, in die Goderichsbai, und haben, breit genug Boote einzulassen, herrliches Wasser. Der ebengenannte Brunnen wird häufig benutzt, weil man das Wasser sehr bequem von ihm erhält. Eine hölzerne Rinne leitet es zum Ufer hinab; die Boote legen sich unten an und füllen ihre Tonnen sehr leicht, ohne sie erst ans Land bringen zu dürfen.

Als wir ankamen, war in Clarence der Superintendant oder wirkliche Gouverneur, Herr Becroft, gewöhnlich unter dem Namen Kapitän bekannt; der Kapitän Beattie war Befehlshaber des der Insel zugehörigen Schoo-

ners, der Portia; außerdem fanden wir den Lieutenant Stockwell mit 5 oder 6 Matrosen; einen Mulatten, der Fähnrich vom afrikanischen Corps war, und zwei schwarze Compagnien, aus Sierra Leona kommandirt; einige Zimmerleute und Segelmacher, so wie einen Mulatten, der beim Herrn Becroft als Schreiber und Sekretär dient. Ein englischer Kaufmann, Loyd, im Diensten des Herrn Smith, war ebenfalls da; seine Wohnung haben wir schon erwähnt.

Schicklicher hätte zur Niederlassung kein besserer Ort gewählt werden können, als der, wo Clarence liegt. Die Bai bietet der Schiffarth bei den wüthenden Orkanen, welche in diesem Theile der Welt gewöhnlich sind, einen sichern Ankerplatz dar und ist groß genug, alle Schiffe aufzunehmen, welche die Insel wahrscheinlich mit einemmale besuchen dürften. An Fischen hat sie Ueberfluß; von Felsen unter dem Wasser ist sie frei; die Küste ist steil und den Booten leicht zugänglich. Es ist am westlichen Ufer noch ein Hafen, die Georgenbai, aber sie hat den Nachtheil, offen nach dieser Richtung hinzuliegen und gewährt also den Schiffen keine Sicherheit. Auch daß Clarence so nahe der Küste von Afrika ist, kommt wegen des Zweckes in Betracht, zu dessen Erreichung die Niederlassung statt fand.

Die Eingebornen von Fernando-Po sind das schmuzigste Völkchen von der ganzen Welt. Sie unterscheiden sich von ihren Nachbarn auf der Küste, mit denen wir uns jüngst so bekannt gemacht hatten, in Sitten und Gestalt. Nicht einen Zug haben sie mit ihnen gemein, als den des Stehlens. Wenn die Bewohner von Braß keinen Anspruch auf Bildung im Mindesten machen dürfen, so können sie es noch viel weniger. Ihre Sprache ist ganz anders; sie

hat nicht einmal eine Aehnlichkeit mit der der erstern. Dies beweist wohl ziemlich, wie wenig Verbindung sie mit der übrigen Welt haben. Während die andern Inseln des Meerbusens in Menge von denselben Menschen bevölkert sind, welche an der Küste hausen, hat Fernando-Po, ob es schon der Küste viel näher liegt, eine ganz andere Völkerschaft zu Einwohnern. Im Ganzen kann man sagen, daß sie ein kräftiger, athletischer und wohlaussehender Schlag sind, besonders aber friedliche und harmlose Gesinnungen hegen, ob sie schon alle mit einer gegen acht Fuß langen Lanze bewaffnet sind, die von hartem Holze und an einem Ende zugespitzt ist. Auch gute Gesundheit scheinen sie zu genießen. Denn obschon einer oder zwei hier und da minder von der Natur darin begünstigt scheinen, so sahen wir doch keine Spur von den unter den Eingebornen Afrika's so häufigen Krankheiten unter ihnen.

Wir haben sie als ein schmuziges Völkchen bezeichnet, denn kein Wort kann einen Begriff von ihrer ekelerregenden Erscheinung geben. Sie haben langes Haar, aber es kostet Mühe, es zu erkennen, so sehr ist es mit rother Erde und Palmöl zusammengekleistert. Erde und Oel sind so verschwenderisch benutzt, daß sie einen undurchdringlichen Schild für den Kopf bilden. Die langen Zöpfe, welche auf die Schultern herabfallen, sind meist ganz naß. Ob nun schon diese Decke gegen alle äußern Einwirkungen vollkommen sichert, so schmücken sie doch noch das Haupt mit einer Mütze, die aus trocknem Grase geflochten und rings um den Rand mit Federn von einem Huhn oder andern Vogel geschmückt ist, welche sorgsam jede von der andern fern hineingesteckt wurden. Einige sind so eitel, die Hörner eines

Widders auf der Mütze zu befestigen. Damit endlich die Mütze mit allen ihren Zierrathen von Federn, Hörnern, Muscheln u. s. w. gehörig festsitze, stecken sie ein Holz hindurch, das auf der einen Seite hinein und auf der andern unterm Haare herausgeht. Manchmal besteht diese elegante Nadel, wie man sie nennen kann, aus dem Fußknochen eines kleinen Thieres, den man an dem einen Ende spitzte, um ihn so leichter durchfahren zu lassen.

Das ganze Gesicht, so bemalt und tätowirt, wie es ist, und mit der eben beschriebenen Mütze darauf, ist eben so wild, als barbarisch anzusehen. Sie bestreichen es über und über mit rother, in Palmöl flüssig gewordener Erde; andere nehmen statt der letztern eine Art grauen Staub und vertheilen diese Mischung ebenfalls über die ganze Gestalt, daß man sie kaum ansehen kann. Die Hautfarbe unter solcher schmuzigen Decke von Oel und Erde zu ermitteln, ist sehr schwer, doch glauben wir, daß sie minder schwarz als die der afrikanischen Neger sei, sondern mehr dem Kupfer ähnle.

Außer der Mütze, die sie auf dem Kopfe tragen, haben die Einwohner keine Kleidung; doch kommen ein Paar Blätter, eine Handvoll trocknes Gras, gewöhnlich um den mittlern Körper von beiden Geschlechtern. Nur die Jüngern, sich ihrer Unschicklichkeit ganz unbewußt, geben völlig nackt. Die Rückenwirbel der Schlangen, die Beine von Vögeln und Schaafen, zerbrochene Muscheln, kleine Glasperlen, Stücke von Kokusnußschaalen werden zum Putze ihrer Personen ebenfalls von ihnen aufgeboten. In Menge hängt dergleichen um die Hüften, denn der Ort, sich so zu schmücken, scheint ihnen besonders wichtig zu sein. Der

Hals wird nicht viel weniger hierbei bedacht. Auch um Arme und Beine kommen solche Schnüre, doch nicht in so großer Menge, wie um die Hüften.

Alle Stücke von Reifen, welche sie von den Schiffen erhielten, die das Eiland besuchten, sind von ihnen in rohe Messer verwandelt oder polirt worden. Man sieht sie am Arme mittelst einer Art von Band aus Stroh tragen und sie werden sehr werth gehalten. Bei unserm ersten Verkehre mit diesen Leuten waren sie sehr schüchtern und zeigten viel Furcht, allein allmälig haben sie diese abgelegt und jetzt kommen sie muthig an Bord, um Messer, Beile und alles, was sie etwa erhaschen können, zu bekommen. Sie besitzen einige kleine Kanoes, die etwa zehn oder zwölf Mann fassen, aber mit der Leitung derselben sind sie nicht sehr vertraut. Doch gelang es ihnen bereits, Segel und Mast anzuwenden; die Segel bestehen aus einer Art Matten. Mit dem Wasser scheinen sie sich nicht sehr abzugeben; nicht einen sahen wir, der zu schwimmen vermochte. Der Fischfang wird von ihnen meist mit viel Erfolg getrieben und wer sich mit diesem Erwerbszweige beschäftigt, ist genöthigt, dabei zu verharren; er darf sich nichts mit dem Anbau des Landes zu thun machen. Die Fische werden gegen Yams ausgetauscht und so dem Bedürfnisse des Fischers wie des Landbauers zugleich abgeholfen.

Als die ersten Schiffe hier landeten, zeigten die Einwohner großen Widerwillen, wenn die Mannschaft es versuchte, in ihre Hütten zu kommen, oder auch nur in die Waldungen zu geben Miene machte, die nicht weit von der Küste entfernt waren. Vielleicht fürchteten sie, ihre Anpflanzungen geplündert zu sehen. Jetzt haben sie diese Sorge

nicht mehr und lassen die Ansiedler überall hingehen, ohne ihnen hinderlich zu sein. Ihre Hütten sind so roh gebaut, wie man sich nur denken kann. Man sieht zwischen den Bäumen in kleinen Gruppen ringsum einen ausgerodeten Punkt, den sie mit Yams bepflanzt haben. Sie bestehen nur aus einigen, tief in die Erde gestoßenen Pfählen, worüber man Palmblätter deckte. Die Seitenwände sind nur aus einer Art geflochtener Arbeit. Die Länge beträgt etwa 10 — 12, die Breite halb so viel Fuß, die Höhe nur 4 oder 5. Das ganze Geräthe besteht aus einigen langen, flachen Stücken Holz, ein Paar Zoll vom Boden erhöht, ein wenig ausgehöhlt, um darin schlafen zu können.

Von ihrer Neigung zum Diebstahle haben die Einwohner zahlreiche Beweise gegeben und Anfangs kostete es eine große Wachsamkeit, sie daran zu verhindern. Doch muß man den Häuptlingen nachsagen, daß sie seit der Niederlassung in Clarence unabänderlich thätig eingegriffen haben, diesem ein Ende zu machen. Mögen aber ihre Sitten vor der Gründung der Colonie gewesen sein, welche sie wollten, so scheinen sie doch durch den Verkehr mit den Ansiedlern wenig gewonnen zu haben. Ihr vornehmster Häuptling erhielt vom Kapitän Owen den schrecklichen Namen Gurgelabschneider, eine Bezeichnung, die ihn kenntlich machen wird, so lange er lebt. Es ist dieser Mann der entschlossenste Wilde, der durch den Umgang mit den Colonisten keine seiner natürlichen Neigungen verloren zu haben scheint. Von den Engländern erhielt er unzählige Geschenke an Kleidern und andern Dingen, die er alle weggeworfen hat. Noch immer geht er wie gewöhnlich umher, sein Hüt-

chen auf dem Kopfe, mit Federn darin, und die lange Grasschürze um die Hüfte, alle solche seiner Meinung nach unnütze Hüllen verachtend. Man darf sich darüber nicht wundern, denn sein ganzes Leben an ungebundene Körperfreiheit gewöhnt, müßte man eher staunen, wenn er, besonders unter dem Himmelsstriche Fernando-Po's, Gebrauch davon machte. Möchte man doch fast selbst wünschen, das Beispiel der Eingebornen nachzuahmen, ihren Gebrauch der Erde und des Palmöls abgerechnet. Gurgelabschneider glaubt vermuthlich, mit diesem hinlänglich bedeckt zu sein.

Die Einwohner sprechen der Colonie sehr häufig zu und wie sie auch immer unter sich die Justiz handhaben mögen, so sind sie doch keinesweges die letzten, Augenzeugen von der Art zu sein, wie man sie gegen die freien Neger und Krumänner in Clarence ausübt. Es trifft sich oft, daß einige der letztern, da die Lebensmittel selten sind, ihre Begierde nach einer bessern Nahrung, des indianischen Korns überdrüssig, nicht zähmen können und es wagen, sich selbst etwas von dem zu schaffen, was ihnen die Eingebornen nicht zubringen. So bilden sie sich dann in kleine Streifpartheien, die den Weg nach den Hütten der Wilden im Innern finden und ihnen Yams, Ziegen, Schaafe oder was sie sonst treffen, wegstehlen. Solcher Raub verfehlt aber nie, die unglücklichen Eigenthümer nach der Colonie zu ziehen, wo sie über ihren Verlust klagen und ihn beim Gouverneur anbringen. Man stellt dann die Neger in Reihe und Glied vor ihnen auf und gestattet dem geplünderten Einwohner, den Dieb, wenn er es kann, auszuzeichnen. Gelingt ihm dies, und es ist sehr oft der Fall, so

erlaubt man ihm auch, Zeuge der Strafe zu sein, welche der Verbrecher unweigerlich empfängt, und meist erhält er auch noch einigen Ersatz für einen Verlust.

Am Sonntage nach unserer Ankunft machte sich eine Anzahl Krumänner ins Innere auf, fest entschlossen, zu plündern, es möchte gehen, wie es wolle. Sie waren noch nicht weit gekommen, als sie eine einem Eingebornen gehörige Ziege fanden. Sie schossen sie gleich nieder und kamen mit der Beute zurück, die sie aber, um nicht entdeckt zu werden, sorgfältig verborgen hatten. Doch ihre Vorsicht half ihnen wenig. Der Besitzer des Thieres erschien in Begleitung einiger seiner Freunde am nächsten Morgen in Clarence, und brachte seine Klage in starken Ausdrücken gegen die unglücklichen Krumänner vor, die er, wie es schien, vollkommen kannte. Die Krumänner wurden in Linie aufgestellt und die vier, welche auf den unglücklichen Zug ausgegangen waren, unter großem Jubel der Wilden bezeichnet. Das Gesetz nahm seinen Lauf; jeder der Krumänner erhielt hundert und funfzig Hiebe von einem afrikanischen Trommelschläger, der gewöhnlich hierzu verwendet wird, und die Wilden konnten dabei zusehen, daß die Strafe gehörig zugemessen wurde. Dies thaten sie auf bewundernswürdige Art; sie zählten die Schläge, welche jeder erhielt, und als sie nun auch mit Augen, worin die wilde Freude bei den Qualen der unglücklichen Dulder funkelte, die Züchtigung des letzten gesehen hatten, gingen sie ganz zufrieden gestellt hinweg.

Der Ort, wo solche häßliche Operation geübt wird, ist der Casernenhof von Wilhelmsstätte, zwischen dem Spital und dem Offiziershause. Der Schuldige wird an eine Art

starken, zu dem Zwecke aufgerichteten Galgen gefesselt. Zwei starke Stämme Holz, sieben oder acht Fuß lang, werden senkrecht in die Erde getrieben, einer von dem andern etwa vier Fuß entfernt; oben querüber ist ein anderes Holz befestigt und eben so eines in einiger Entfernung vom Boden. Die Hände des zu bestrafenden Mannes kommen an die beiden Enden der aufrecht stehenden Säulen und die Beine eben so an jedes unten, und in dieser Stellung ist er der unbarmherzigen Geißel des Trommelschlägers, einer gewöhnlichen Matrosenpeitsche mit neun Riemen, preisgegeben. Es thut schon der Gedanke an solche Scenen weh und wenn sie nach bloßer Laune und Lust eines verhärteten Sklavenhändlers stattfinden, so wird es ein äußerst empörender Gedanke. Allein hier muß die Sache, so hart sie auch erscheinen mag, aus einem andern Gesichtspunkte angesehen werden. Die Strafe ist groß, doch da der Neger sicher weiß, daß sie ihm im Falle der Entdeckung zu Theil wird, so läuft er Gefahr, von ihr darum ereilt zu werden, weil er, kann man sagen, das erste Gesetz einer bürgerlichen Gesellschaft übertritt. Außer der Absicht, auf solche Art die freien Schwarzen in Ordnung zu halten, wird aber das Verfahren die Wilden überzeugen, daß man in der Colonie den an ihnen begangenen Raub nicht gut heißt. Wäre nicht Strafe da, die unruhigen, spitzbübischen Neigungen dieser Neger zu hemmen, so ließ sich keine Ordnung erhalten; sie würden in schlimmere Verhältnisse kommen, als sie vorher waren, und die Colonie hätte dann auch keine Sicherheit. Die Eingebornen würden, sähen sie ihre Wohnungen bedroht, ihr Eigenthum geraubt, ihre Mühe, es wieder zu erhalten, fruchtlos: das Gesetz selbst in ihre Hand nehmen

und entweder die Colonisten ermorden oder aus der Insel verjagen. Streng ist daher die Einrichtung, aber heilsam, und ohne Zweifel hat sie viel dazu beigetragen, die Einwohner selbst ehrlich zu machen. Wir konnten zwar nicht mit Gewißheit ermitteln, welche Strafe unter ihnen geübt wird, allein die Häuptlinge scheinen bedeutendes Ansehen zu besitzen und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Sitte der Colonie in einer oder andern Art Nachahmung gefunden hat.

Die einzige Waffe, welche die Eingebornen führen, ist außer dem oben erwähnten Messer eine Lanze von acht Fuß Höhe, aus Eisenholz gemacht und an dem einen Ende zugespitzt. Das Holz hat eine Härte, daß es des Eisens zu einer Spitze nicht bedarf, und wir sahen auch keine Lanze damit beschlagen. Sie mögen in Menge vorhanden sein, denn ihre Besitzer legten, schien es, keinen besondern Werth darauf. Wir hatten keine Gelegenheit, wie sie damit umzugehen wissen, auszumitteln, doch sollen sie sich derselben zum Tödten der Affen und anderer Thiere bedienen.

Die Hülfsquellen der Insel sind, was Lebensmittel betrifft, entweder erschöpft oder die Einwohner entschlossen, das noch Vorhandene zum eignen Gebrauche zu bewahren. Als die Niederlassung gegründet wurde, brachten sie mit Freuden das, was sie hatten, zum Verkaufe, wie es schon vorher bei Ankunft jedes Schiffes geschehen war, das etwa zufällig die Insel besuchte. Es bestand aus einigen Schaafen, Ziegen und Geflügel von ganz schlechter Art, so wie vielen Yams, und dies alles gaben sie gern für ein Stück eisernen Reifen von etwa sechs Zoll Länge hin. Mit einem von solcher Länge konnte man eine Ziege, drei oder vier Hühner oder einen großen Haufen Yams,

der wohl zwanzig Pfund wog, kaufen. Als ihre Vorräthe erschöpft waren, fielen die eisernen Reifen im Werthe; sie forderten mehr, bis endlich die Einwohner die Colonie nicht länger versorgen konnten und Mühe hatten, sich selbst zu ernähren, wo dann ihre Aushülfe ganz wegfiel und die Colonie, außer Stande, selbst Lebensmittel genug zu erzeugen, von den Zufuhren aus dem Calebar und den nahen Flüssen abhing.

Ochsen sind, nach Angabe der Insulaner, auf den Bergen im Innern sehr häufig; daß aber die Ansiedler in Clarence je einen gesehen hätten, haben wir nicht gehört. In der Regel bezieht man sie vom Calebarflusse. Auch Hirsche sollen auf der Insel sein, eben so wildes Geflügel in Menge und eine große Menge Affen, theils schwarz, theils von brauner Farbe. Papageien sind nicht zu zählen und die Eingebornen haben sie nebst den Affen ungemein gern als Speise. Schildkröten hat man, nebst Fischen, in der Bai ebenfalls gefangen, doch sind diese Nahrungsmittel zu ungewiß und es läßt sich darum nicht auf sie rechnen. Die Insel ist ganz bergig und hat einen schönen, ergiebigen Boden, der alles, was man verlangt, hervorbringt. Mehrere kleine Bergströme ergießen sich ins Meer; die zwei schon genannten Bäche, Hay und Horton, sind die größten darunter.

Die vornehmste Pflanzenkost, welche die Eingebornen bauen, besteht aus den Yams; mit ihnen sind sie besonders glücklich. Die besten auf der Insel sollen die von der Georgenbai sein; sie sind sehr groß und ungemein wohlschmeckend. Die Zufuhr derselben nach Clarence ist jetzt ziemlich beschränkt und läßt sich nicht immer sicher berechnen,

was vermuthlich von der verschiedenen Jahreszeit, wo man sie erbaut, herkommen mag. Allein zum Theil hat man diesem Mangel abgeholfen, indem ein Gouvernementsgarten angelegt ist, aus welchem schon einige Kriegsschiffe ihre Vorräthe ergänzten. Die Bedürfnisse der Colonie können zwar nicht dadurch gedeckt werden, aber man holt das Fehlende vom Calebar her.

Palmwein ist hier, wie an der Küste, sehr gewöhnlich und ein Lieblingsgetränk der Eingebornen. Man bereitet ihn leicht in jeder beliebigen Menge und trinkt ihn entweder, ehe er gegohren hat, wie er frisch vom Baume kommt, oder nachdem man ihn einige Tage aufbewahrte. Die gütige Vorsehung scheint ihn besonders für die verlassenen armen Indianer bestimmt zu haben, die sich mit den Getränken, welche Produkte der Kunst sind, nicht versorgen können. Der Palmbaum giebt ihnen ein angenehmes Getränk, ein schätzbares Oel, eine Frucht in der Nuß und außer der Speise einen Stoff, ihre Hütte zu bauen; kurz, er hilft immer jedem Bedürfnisse auf der Stelle ab. Den Saft, welchen man Wein nennt, gewinnt man, indem ein Einschnitt in den Stamm gemacht und ein Stück Blatt hineingesteckt wird, daß es eine Rinne bildet. Die Flüssigkeit strömt hindurch und wird in einer darunter befestigten Kalabasse aufgefangen, die etwa zwei bis drei Gallonen hält und so im Verlauf eines Tages gefüllt ist. Kurze Zeit nachher nimmt er ein milchiges Ansehen an und man genießt ihn entweder in diesem Zustande, oder hebt ihn auf, bis es ein wenig bitter schmeckt. Der Ertrag des Palmbaums, des Fischfangs, der Yams machen die vornehmste Speise der Einwohner von Fernando-Po, obschon sie

auch nicht anstehen, einen Affen zu verzehren, wenn sie seiner habhaft werden können.

Diese Art, den Saft der Palme zu gewinnen, gleicht vollkommen der, welche die Indianer in Nordamerika in Betreff der Ahornbäume anwenden. Es wird da auch auf solche Weise ein Loch in den Baum geschnitten und ein Stück Birkenrinde als Rinne hineingesteckt, das wegen seiner besondern Eigenheit diesem Zwecke außerordentlich entspricht. Der Saft vom Ahorn aber wird, statt aufbewahrt zu werden, durch Abdünstung in Zucker verwandelt. Von Zimmerholz giebt es in Fernando-Po mehrere Arten, unter ihnen ist vornehmlich die afrikanische Eiche, besonders an der Georgenbucht, häufig, wo sie dicht an der Seeküste wächst; ferner Ebenholz, Lignum vitae, gelbes Campeschenholz, mehrere Arten von Mahagony und einige andere sehr feste Hölzer, die alle in Menge auf der ganzen Insel wachsen und späterhin vermuthlich mehr Werth bekommen werden.

Wir waren so glücklich, auf der Insel während der guten Jahreszeit anzukommen und haben nicht viel vom Seewind gespürt, der gegen Mittag manchmal von Nordwest her einsetzt. Den Hermattan soll man hier auch bemerken, ob er schon sich nicht bis zu den andern Inseln des Meerbusens ausdehnt. Es würde, da er über die Sandwüsten Afrika's herkommt, dieser Wind fast unerträglich sein, wenn nicht die Seewinde entgegen wären. Wenn der Hermattan weht, erregt die Trockenheit der Luft ein unangenehmes Gefühl, ob man schon nicht sagen kann, daß er der Gesundheit schädlich sei. Die ganze Atmosphäre wird mit einem feinen, dünnen Staube gefüllt, welcher die Gegenstände nicht genau zu unterscheiden gestattet: die Sonne

verliert ihren Glanz; alles scheint ausgedörrt und vom Mangel an Feuchtigkeit zu leiden. Gleich nach der Regenzeit soll er die wohlthätigste Wirkung haben, indem er schnell die Dünste verzehrt, womit die Luft überladen ist, und man hat bemerkt, daß mit der Rückkehr dieses Windes bei Ende der Regenzeit die Genesung der Kranken beginnt. Auch die Haut der Eingebornen auszutrocknen, hat der Hermattan in außerordentlichem Grade die Kraft. Wenn sie sich ihm aussetzen, schält sich die Haut in weißen Schuppen von dem ganzen Körper ab, daß es aussieht, als wären sie über und über mit einem weißen Staube bedeckt.

Die Inseln im Golf von Guinea haben, mit Ausnahme Fernando-Po's, alle eine Hauptstadt von einiger Bedeutung, und ob sie schon hinreichende Nahrungsmittel bauen, die Schiffe, welche hier anlegen, zu versorgen, und einen kleinen Handel führen, so ist doch immer sehr zu zweifeln, ob sie ihre Bedeutung nicht mehr dem Sklavenhandel, als irgend einer andern Quelle verdanken. Was die Prinzen- und St. Thomasinsel betrifft, so kennt man sie als Märkte für die Sklaven von der Küste, und die letztern werden hier wieder eingeschifft und fortgeschafft, so wie sich Gelegenheit darbietet. Die Eingebornen der kleinen Insel Anno-Bon scheinen deshalb in steter Furcht vor gleichem Schicksal zu leben; eine Folge der Art, wie sie schon einmal von den Spaniern behandelt wurden.

Die Ureinwohner von Anno-Bon haben eine Sage, daß sie mit zu den Portugiesen gehörten und bringen Beweise dar, wie sie früher in die Ceremonien der katholischen Kirche eingeweiht waren. Sie sollen sich besonders Mühe geben, jeden Fremden, der etwa ihre Insel besucht, ihre

Kirche sehen zu lassen, die zu dem Zwecke gleich unmittelbar dem Landungsplatze gegenüber liegt. Jetzt leben sie, allen Berichten nach, in einem ganz einfachen Zustande der Natur und wissen von der ganzen Welt nichts. Wie ihre Bildung beschaffen ist, kann man einigermaaßen aus einer Erzählung abnehmen, welche sie häufig mittheilen und woraus der Grad derselben deutlich hervorgeht. Der König erzählte einst einem Fremden sehr ernsthaft, um ihm einen Begriff von seinem Werthe zu geben, daß er mit dem höchsten Wesen eine Unterredung gehabt und von diesem die Ursache einer Krankheit erfahren habe, welche ihn vor Kurzem überfallen hatte. Auch sei es Gott wohl zufrieden gewesen, daß er König der Insel sei. Andere eben so unsinnige Erzählungen werden von ihnen aufgetischt, wie man sich solche von halb gebildeten Menschen denken kann. Doch des alten Königs Behauptung war seinen Unterthanen vollkommen hinreichend; die Versicherung, daß er ihr rechtmäßiger König sei, befriedigte die harmlosen, friedfertigen Geschöpfe völlig. Obschon Anno-Bon im Vergleich mit jeder andern Insel im Golfe von Guinea gesundes Clima hat, so ist sie doch von der Küste zu entfernt, um den Sklavenhandel zu unterdrücken, wenn sie nicht zum Sammelplatz von einem halben Dutzend Dampfbooten dient, die, um diesen Zweck zu erreichen, mehr als jede andere Art von Schiffen nützen würden.

So günstig die Lage von Clarence ist, um den beabsichtigten Zweck zu erreichen, so sehr muß man doch ihr dem Europäer ungünstiges Clima bedauern.*) Während

*) Als Fernando-Po 1828 zur Niederlassung gewählt wurde, konnten die englischen Blätter nicht genug rüh-

wir auf der Insel verweilten, kamen vier Todesfälle vor; der Segelmacher, ein Zimmermann von der Colonie, ein Matrose von der Portia, dem Schooner der Colonie, und einer von der Mannschaft auf der Susanne, einer englischen Brigg, welche wir gleich beim ersten Eintreffen fanden, starben. Die Susanne hatte im Calebar Ladung einnehmen wollen, als ihre Mannschaft vom Fieber ergriffen wurde, das schnell hinter einander den Kapitän, die Lieutenants und alle bis auf einen Mann hinraffte. So blieb das Schiff ohne Mannschaft, es wieder aus dem Flusse zu führen, und noch weniger war es im Stande, seine Ladung zu vervollständigen und hätte liegen bleiben können, bis der letzte Mann starb. Doch die aufmerksame Sorge des Herrn Becroft führte die Brigg mit einer Anzahl Matrosen nach Clarence, versorgte sie mit einem Mast, that alles, sie wieder in Stand zu setzen und gab ihr Lebensmittel und neue Mannschaft, worauf er sie abgehen ließ. Man bot uns die Ueberfahrt darin nach England an, allein wir lehnten sie wegen des Zustandes ab, worin wir die Brigg gefunden hatten. Später mußte sie bei Cap-Coast-Castle anlegen, weil das Fieber aufs Neue an ihrem Bord ausbrach.

Die traurigste Kunde von den Verheerungen des Clima hier, welche zu unserer Kenntniß kam, fand in der Familie des Lieutenant Stockwell statt, der die Marineabthei-

---

men, wie fruchtbar, wie gesund, wie reich es sei. Nur eine Angabe: „Aus Fernando-Po sind bereits sechs und dreißig tausend Unzen Gold binnen sechs Monaten (in England) eingeführt worden.“ (S. elog. Zeit. No. 119. 1828.) Von alledem ist auch nicht eine Sylbe wahr gewesen.

D. Ueb.

lung kommandirt und schon oben genannt worden ist. Er hatte von der Insel Ascension sein Weib und eine große Familie mitgebracht und alle wohnten mit seinem Bruder, der auch Offizier war, in einem Gebäude, das Wasserfallhäuschen genannt. welches Kapitän Owen aufführen ließ. Stockwell verlor nach und nach fünf Kinder und fünf Diener; die letztern starben weg, so wie sie antraten. Sein Bruder starb ebenfalls; zusammen also elf an der Zahl, und mit Mühe kamen er und seine Gattin lebend davon. Natürlich verließen sie das Haus, worin sich nun Neger angesiedelt haben. Das Fieber, welches die Europäer auf der Insel hier angreift, soll viel Aehnlichkeit mit dem gelben Fieber in Westindien haben. Die Zufälle sind dieselben, vom Anfange bis zum Ende der Krankheit, und eben so schnell ist der Verlauf. Die Georgenbai soll weit gesünder sein, als Clarence, und da sie in Abend liegt, hat sie den Vortheil, den ganzen Seewind zu genießen, während er nach Clarence später gelangt und von dem Striche hin aufgefangen wird, der nach Abend liegt. Außerdem muß er auch noch über einen großen, häßlichen Morast gehen, ehe er hinkommt, wodurch er ohne Zweifel mit allen Arten von schädlichen Dünsten geschwängert wird. Georgenbai hat außer dem Genusse eines reinen Seewindes auch noch eine ansehnliche Fläche offenes Land und eben so guten Boden, wie Clarence.

Es ist, wie wir nun ermittelt haben, mehr als wahrscheinlich, daß sich mit einem hinreichend ausgedehnten Theile des Innern von Afrika eine Verbindung zu Wasser eröffnen läßt, um einen bedeutenden Handel mit dem Lande, durch welches wir kamen, beginnen zu können. Die Ein-

gebornen müssen zuerst mit dem, was man von ihnen haben will, bekannt sein und gesehen haben, was sie dafür erhalten sollen, um vieles, was jetzt aus Nachlässigkeit verloren ging, mit ansehnlichem Gewinn zu bauen. Die Ländereien längs den Nigerufern werden von allen benachbarten Orten besucht werden; der herrliche Strom muß ein Ansehen gewinnen, wie er noch nie gezeigt hat. Die erste Wirkung des hier geöffneten Handels wird die Beseitigung des Monopols sein, das bis jetzt die Häuptlinge der tief unten liegenden Länder über die Mündung des Stromes in Anspruch nahmen. Dampfboote werden auf dem Strome bis nach Lever sogar in der Zeit des Jahres, wo wir herabkamen, hinaufdringen und den Bestrebungen dieser Monopolisten, ihnen den Weg zu verlegen, Trotz bieten können. Die Dampfmaschine, die größte Erfindung des menschlichen Geistes, wird das Mittel werden, diesen rohen Afrikanern Bildung zu schaffen. Nicht im Stande, so ein Ding zu fassen, werden sie seine Erscheinung auf ihren Gewässern mit Staunen und Schrecken gewahren, allmälig aber die Wohlthaten schätzen, welche ihnen dadurch entspringen, und die Ankunft mit Freuden begrüßen. In diesem Falle wird Fernando-Po viel größere Bedeutung gewinnen und ohne Zweifel zu einer Niederlage von großem Werthe aufblühen. Doch ist meine Meinung, daß sich viel Kosten ersparen und besonders viel schätzbare Menschenleben erhalten lassen, wenn man zur Hauptniederlassung die Georgenbai aushebt. Unter den verschiedenen Punkten an der Küste ist Accra der gesundeste und wenn er näher läge, so würde ich ihn zu dem Behufe empfehlen, da der Boden gut und viele Stunden weit im Umkreise ohne Gehölz ist.

Allein die Entfernung von der Mündung des Flusses ist zu diesem Zwecke gar zu groß.

Donnerstag, 23. December. Der Superintendant, Herr Becroft, ladete mich ein, ihn in der Portia nach dem Calebarflusse zu begleiten, wohin er geht, für die Colonie Lebensmittel zu kaufen. Der Ort, woher man sie bezieht, heißt Ephraimstadt, und scheint dergleichen in Menge zu haben. Da ich in Fernando-Po Langeweile hatte, nahm ich die Einladung an, um die Zeit hinzubringen, die wir hier noch, ehe wir fortkommen können, aushalten müssen, so lebhaft auch unser Wunsch ist, die Nachricht von unserer Entdeckung heimzubringen. Mein Bruder war sehr krank und darum nicht im Stande, mich zu begleiten. Ich ließ ihn in Clarence zurück und schiffte mich Abends mit Herrn Becroft ein. Wir fuhren mit einem schwachen Winde fort, sahen aber uns doch zur Aufmerksamkeit genöthigt, um nicht durch die Strömung entweder nach Wilhelmsstätte, oder den kleinen Adelaideinseln getrieben zu werden, die zu beiden Seiten der Bucht liegen, da die Fluth immer nach der einen oder der andern hin ihre Richtung nimmt. Beim Ausfahren aus der Bucht ist es am besten, so viel wie möglich die Mitte zwischen den beiden äußersten Enden zu halten und der einen, wie der andern Spitze nicht näher zu kommen, als sich möglichst vermeiden läßt. Die Strömungen im Guineabusen gelten für sehr veränderlich, ob sie schon meist aus Westen kommen, weil sie der Richtung des Seewindes nachgeben. Der Hermattan pflegt in der Regel eine stark nach Westen gehende, der ersten ganz entgegengesetzte Strömung hervorzubringen, und

daß man dies nicht wußte, wurde den Schiffen oft sehr gefährlich. Die Kapitäne derselben glaubten von der nach Osten gehenden Strömung getrieben zu werden, während sie im Verlaufe einer einzigen Nacht viele Stunden weit nach Westen geführt wurden und sich am nächsten Morgen an der Küste befanden. Die Gewalt der Strömung aus Abend, wenn der Seewind heftig geht, ist so groß, daß sich kaum glauben läßt, sie werde, bläst der Hermattan einen oder zwei Tage, überflügelt werden, allein dieser ist in der That so mächtig, und alle, welche den Busen hier besuchen, wissen es recht gut, daß die von ihm bedingte Strömung noch gegen die Abendwinde fortdauert, wenn diese wieder eingetreten sind. Wie schnell die Strömung hier südlich von Fernando-Po ist, ergiebt sich aus einem merkwürdigen Beispiele, das man hier erzählt: Im Monat Junius legte ein Schiff den Weg zwischen der Prinzessininsel und St. Thomas in zwanzig Stunden zurück, wozu in der Regel acht bis zehn Tage gehören. Die Entfernung beträgt gegen 93 Seemeilen und das Schiff muß also mehr als vier Meilen in einer Stunde zurückgelegt haben. Bis zum südlichen Theile Fernando-Po's soll der Hermattan nicht hinkommen; doch ist dies nicht völlig ermittelt.

Die Fahrt durch den Meerbusen von Fernando-Po nach Sierra Leona ist im Ganzen sehr langweilig und langwierig, da oft Windstille und Strömung als Hinderniß eintritt. Meist meidet man sie, indem man südlich abweicht und den Südostwind zu erhalten sucht, oder man fährt bis zum Palmenvorgebirge längs der Küste hin, den Landwind zu benutzen. Die erstere Art wird von Kauffahrern als sicherer und schneller empfohlen, denn ein Schiff,

das die letztere Richtung einschlägt, ist mehr dem gefährlichen Einwirken der Strömungen preisgegeben und muß sich außerdem auch dicht an der Küste halten. Auch bei der Heimreise schlagen die Kauffahrer erstere Fahrt ein. Manchmal nehmen die Schiffe auch einen Mittelweg und gehen zwischen den zwei verschiedenen Winden mitten durch, wodurch sie aber den Vortheil beider verlieren und von Windstillen und Regen aufgehalten werden. Es trifft sich dies besonders in der Entfernung von ein sechzig Seemeilen vom Lande, so daß die Schiffe entweder noch weiter seewärts oder innerhalb dieser Ferne bleiben müssen, wenn sie Fernando-Po verlassen haben.

In diesem Theile des Guineabusens, zwischen Fernando-Po und dem Calebarflusse, tritt, wie man mir sagt, die Regenzeit im Monat Julius ein und ist im August und September am heftigsten, wobei sie noch von Orkanen der schrecklichsten Art begleitet wird. Der Regen geht noch im November fort, hört aber im December auf. An der Küste soll selten ein Tag ohne Orkan vergehen. In den übrigen Monaten des Jahres hat man trocknes, heißes Wetter, den Mai etwa ausgenommen, wo ein wenig Regen eintritt. Die Regenzeit wird von den Einwohnern als Winter angesehen und von ihnen für eben so kalt gehalten, wie unser Winter in England von uns selbst. Sie sind für die Veränderungen der Jahreszeiten gerade so empfindlich, wie die Bewohner der nördlichen Länder, und richten sich gegen das kalte Wetter in der Regenzeit verhältnißmäßig so sorgfältig ein, wie wir gegen den Frost im Winter.

Das Eigenthümlichste dieses Himmelsstriches, wodurch er sich von allen andern unter den Wendezirkeln unterschei-

det, besteht aus den wüthenden Regengüssen und Stürmen, die vom schrecklichsten Donner und Blitz begleitet werden, welchen man sich nur denken kann. Man kennt diese Stürme unter dem Namen Tornados und sollte beinahe geneigt werden, zu glauben, daß die alte Meinung von der heißen Zone, welche eine feurige Natur habe und zu heiß sei, einem Menschen den Aufenthalt darin zu gestatten, aus den übertriebenen Nachrichten entstanden wäre, welche allmälig ihren Weg in den damals bekannten Theil der Erde fanden, von dem sie nicht allzuweit entfernt war. Wir haben drei dergleichen Orkane hier gesehen, allein sie waren nur Kleinigkeit gegen die Wirkungen derer, welche in der Regenzeit eintreten. Diese schildert man als die fürchterlichsten, doch zum Glück nicht lange anhaltenden. Der Wuth des Windes kann, so lange er dauert, nichts widerstehen, doch gehen seiner Ankunft hinreichende Boten voraus, und die Befehlshaber der Schiffe an der Küste wissen davon gehörige Vortheile zu ziehen. Ein und allemal kommen sie von der östlichen Himmelsgegend her und dauern etwa 15 — 20 Minuten. Ihr erster Eintritt wird von einem hellen, glänzenden Scheine in Nordost bezeichnet, der während einer Stunde ungefähr sich allmälig nach Ost und Südost ausbreitet, während der gewöhnliche Seewind aus Nordwest fortweht. Hat der Schein das südöstliche Revier am Himmel erreicht, so zeigt sich der Sturm nun näher, indem unaufhörliche Blitze der schrecklichsten Art herabschießen und von einem die Ohren ganz betäubenden Donner begleitet werden. Daß die Blitze so nahe sind, trägt nicht wenig dazu bei, sie so schrecklich zu machen. Jetzt tritt eine kleine Ruhe ein, vermuthlich durch das Aufhören des Seewindes

in Folge der Fortschritte des Tornado bedingt. Zugleich kann man nahe am Horizonte nach der Richtung, woher der Orkan kommt, einen kleinen lichten Bogen wahrnehmen, der von dem Augenblicke an, wo man ihn zuerst sah, reißend schnell zunimmt und nichts als eine Folge des Windes ist, welcher die schweren Wolken zerstreut, durch die er hinschreitet. Und nun ist der entscheidende Augenblick da. So wie der Bogen den halben Weg etwa nach dem Scheitelpunkt erreicht hat, bricht der Orkan mit der fürchterlichsten Wuth los, während auf der Stelle Ströme von Regen folgen. Schiffe, die sich treffen lassen, ohne gehörige Vorsichtsmaaßregeln genommen und alle Segel eingerafft zu haben, werden gleich umgelegt. Zum Glück gab die vorausgehende Warnung dem erfahrnen Seemann, der immer auf die Veränderungen des Wetters lauert, Zeit, die Segel seines Fahrzeugs einzuziehen und es in eine Lage zu bringen, daß es den Wirkungen des Sturmes, indem es vor dem Winde treibt, widerstehen kann. Es dauert solche schreckliche Periode etwa eine Viertelstunde, wo der Wind alsdann plötzlich schweigt und nur der Regen unaufhörlich herabfällt. Bald nachher dreht sich der Wind durch Süd nach seiner alten Stelle herum, nach Westen, bis ihn ein anderer Tornado darin beunruhigt. Es giebt manche Eigenheiten, welche einen Tornado begleiten und ziemlich merkwürdig sind. Erfahrne Seeleute haben bemerkt, daß die Mondphasen darauf vielen Einfluß haben; gewöhnlich fangen sie mit Neu- oder Vollmond an, sind zu dieser Zeit am heftigsten und erscheinen zu der Zeit, wo dieser eintritt. Der Einfluß des Mondes auf das Wetter in andern Ländern ist zweifelhaft, allein diese auf die Orkane sich be-

ziehende außerordentliche Thatsache durch die Erfahrung bestätigt.

Sonntag, 25. December. Nach einer angenehmen Ueberfahrt gingen wir heute Morgen in Ephraimstadt im Calebarflusse vor Anker. Die Entfernung Fernando-Po's bis dahin zur Flußmündung beträgt etwa 24 Stunden und von da liegt Ephraimstadt am östlichen Ufer noch gegen 20 Stunden hinauf. Als wir den Strom hinaufsegelten, wurde meine Aufmerksamkeit von etwas angezogen, das über dem Wasser von einem Baumaste herabschwebte und ein sehr wunderliches Ansehen hatte. Meine Neugier war dadurch rege geworden und ich wußte nicht recht, was ich dabei vermuthen sollte. Lange blieb ich aber nicht in Zweifel; wir kamen bald nahe genug, daß ich es erkennen konnte. Es war der Leichnam eines Negers, den man mitten um den Leib aufgehängt hatte, daß Hände und Füße gerade das Wasser berührten. Der schreckliche Anblick erinnerte mich schnell daran, daß ich wieder unter den armen verblendeten unglücklichen Bewohnern der Küste sei, obschon ich so etwas nicht gesehen hatte, als ich den Nun hinab nach der Brigg Thomas fuhr. Die Einwohner dieser Gegend sind Heiden auf der niedrigsten Stufe und wissen von Mahomedanismus so wenig, wie von einer andern Religion. Sie glauben an einen guten Geist, der ihrer Einbildung nach im Wasser wohnt; Opfer, wie das eben beschriebene, werden ihm oft gebracht, in der Meinung, sein Wohlwollen, seinen Schutz zu gewinnen. Der zu diesem Zwecke erwählte Mensch ist meist irgend ein alter, unglücklicher Sklave, der ausgedient hat und zu keiner Arbeit mehr

brauchbar ist, oder nicht verkauft werden kann. Man läßt ihn nun so den Tod finden, indem er entweder in der heißen Sonne verschmachtet, oder den Zähnen eines hungrigen Alligators, eines Haifisches anheimfällt, der etwa zufällig auf den Körper trifft. Daß Hände und Füße gerade hinreichen, ins Wasser zu tauchen, gilt dem verblendeten Volke als nothwendig, und gerade so werden sie leichter eine Beute der Raubthiere.

Es ist gewöhnlich, daß die Schiffe, so wie sie im Flusse ankommen, vom Herzog Ephraim, dem Häuptlinge der Stadt, besucht werden. Den zahlreichen Liverpooler Kauffahrern, welche diesen Fluß besuchen, ist er gar wohl bekannt. Der Herr Herzog hat hierbei keine andere Absicht, als sein Geschenk in Empfang zu nehmen, das gewöhnlich in Tuch, Flinten., Rum oder andern Artikeln der Art besteht; immer kommt er auf seinem Kanoe in großem Staate zu dem Zwecke angefahren und vorher darf niemand das Schiff verlassen. Doch diese Anordnung, welche die Sicherheit der Zollgefälle zum Ziele hat, betrifft blos Handelsschiffe und ging uns nichts an, da die Portia ein Regierungsschiff ist.

Gleich nachdem wir Anker geworfen hatten, begleitete ich Herrn Becroft ans Ufer und ging mit ihm in des Herzogs Pallast, wo wir ihm aufwarten wollten. Nach etwa zehn Minuten hatten wir sein Haus erreicht und fanden ihn im Palavergemach, wo er lebhaft mit Schreiben beschäftigt und von vielen seiner vornehmsten Unterthanen umgeben war. Einen Negerhäuptling schreiben zu sehen, blieb etwas ungewöhnliches, allein der vielfache Umgang, den Herzog Ephraim mit Liverpooler Kauffahrern hat, macht

einigermaaßen dieses Talent erklärlich, so gut wie das Radebrechen des Englischen, welches er sich eigen gemacht hat. Von Kleidung trug er nichts, als einen kleinen, Goldbesetzten Hut und ein hübsches Stück seidnes Zeug, um die Hüften gebunden. Seine vornehmsten Beamten, die ihm zunächst standen, trugen ebenfalls Hüte mit goldnen Tressen, während die andern im Range nachfolgenden nur silberne und die ganz untergeordneten gar keine Tressen hatten.

Wir kamen gerade zu der Zeit, wo Staatsrath gehalten wurde, allein der Herzog erkannte Herrn Becroft sogleich, empfing uns sehr freundschaftlich und ließ uns niedersetzen. Der Herzog Ephraim hat das Eigene, daß er stets höflich und aufmerksam gegen die Engländer ist und sich sehr thätig bezeigt, ihrem Mangel an Lebensmitteln abzuhelfen. Weil sie so schöne Sachen mitbringen, hat er eine sehr günstige Meinung von ihnen gefaßt, allein sein Scharfsinn geht noch weiter, als dies. Daß die Sklavenschiffe von den Booten der englischen Kriegsschiffe gekapert und aufgebracht werden, wenn sie aus dem Flusse kommen, erfüllte ihn mit Bewunderung ihres Muthes, ihrer Kühnheit und gab ihm von ihrer Macht eine sehr große Vorstellung. Sonst kamen Kriegsschiffe, um Sklavenschiffe zu suchen, den Fluß hinauf und er nahm ihre Befehlshaber sehr freundlich auf, indem er ihnen mit allem, was er thun konnte, beistand. Dies ist ein fast außerordentlicher Zug in seinem Charakter, denn man muß nur die Ursache des Kommens dieser Schiffe beachten, da er der vornehmste Zwischenhändler ist, von welchem die Sklaventransporte aus dem Innern vervollständigt werden. Allein da so große

Sterblichkeit einriß, dürfen jetzt keine Kriegsschiffe mehr hier einlaufen.

Nach einiger Zeit ersuchte man uns, in sein bestes Zimmer die Treppe hinaufzusteigen, und so gingen wir wohl 30 oder 40 hölzerne Stufen empor, wo wir in ein geräumiges Zimmer kamen, dessen Anblick von der allerwunderlichsten Art war. Es hat nämlich etwa 30 Fuß in der Länge und 20 in der Breite, und war mit allen Arten europäischer Geräthe buchstäblich ausgefüllt, auf welchen Spinnegewebe und Staub wohl einen halben Zoll hoch lagen. Elegante Tische und Stühle, Sophas der prächtigsten Art, herrliche Spiegel, Kupferstiche der vornehmsten Staatsmänner Englands, Aussichten von See- und Landschaften in schönen vergoldeten Rahmen, schön geschliffene gläserne Flaschen und Becher, Leuchter und eine Menge anderer Dinge, die man nicht alle nennen kann, waren in der größten Verwirrung unter einander gemengt. Eine hübsche Drehorgel machte unsere Aufmerksamkeit rege und eben so ein großer, solider Armsessel mit Bronze und einer Inschrift, welche besagte, daß er ein Geschenk von Sir John Tobin aus Liverpool sei. Sie lautete in erhabenen Buchstaben: „Zum Geschenk von Sir John Tobin aus Liverpool für seinen Freund, Herzog Ephraim.“ Der Herzog thut sich viel darauf zu Gute. Er zeigt den Stuhl mit allen übrigen Geschenken seinem Volke und jedem Fremden, der ihn besucht, und erlaubt ihnen, wie er glaubt, ihr Auge an dem herrlichen Anblick zu weiden. Allein er hält auch auf alle seine Schätze so viel, daß sie niemand anrühren darf. Seine Dienerschaft darf nicht in ihre Nähe kommen und wenn es auch geschehe, sie von dem Staube zu reinigen,

der sich, seitdem sie zuerst ankamen, darauf gehäuft hat. Die ganze wunderliche Masse von Waaren besteht aus Geschenken, welche Liverpooler Kaufleute, aber auch Franzosen, Spanier und Portugiesen dem Herzog machten und sich seit sehr langer Zeit zusammengehäuft haben.

Herzogsstadt oder Ephraimsstadt, denn man kennt sie unter beiden Namen, liegt auf einem ziemlich hohen Boden am linken oder östlichen Ufer des Flusses und ist, besonders in der Länge sich am Flusse ausdehnend, von ansehnlicher Größe. Dem Scheine nach zu urtheilen, sollte ich meinen, daß die Zahl der Einwohner mindestens sechstausend betragen dürfe. Die Häuser sind meist von Lehm, so wie die der Ebu's, gebaut. Die Breite des Flusses ist hier nicht ganz die der Themse bei der Waterloobrücke und das Ufer gegenüber minder hoch, als das, worauf die Stadt steht. Die Wohnungen sind sehr unregelmäßig gebaut und lassen wenig Raum zur Straße dazwischen; die letztere war jetzt außerordentlich naß und schmuzig. Des Herzogs Haus liegt mitten in der Stadt und ist, wie die andern, aus Lehm aufgeführt. Es besteht aus mehrern Höfen, in welchen, wie bei den Häusern in Yarriba, ein Laubengang rings herum geht. Der mittelste Hof wird vom Herzog und seinen Frauen eingenommen, die andern dienen den Höflingen und Sklaven zum Aufenthalte, welche letztere zusammen eine ansehnliche Zahl machen. Dem ersten Hofe, welcher den Eingang in die Residenz bildet, gerade gegenüber steht ein kleiner Baum, der mit menschlichen Schädeln und Knochen reichlich aufgeputzt ist. Er gilt beim Volke als Fetisch oder als heilig, und soll die Kraft haben, den bösen Geist abzuhalten, in des Herzogs Wohnung zu kommen.

Nicht weit vom Baume steht das Haus, worin die Priester wohnen, eine Race, die zu der wildesten gehört, welche man sich in der Natur vorstellen kann. Die Fetischpriester in Braß bestrichen sich von Kopf bis zu Fuß mit Kreide, und vermummten sich nach ihrer Art; diese aber thun es ihnen noch weit zuvor und machen sich zu den abscheulichsten, ekelhaftesten Wesen, die es geben kann.

Ob sie den bösen Geist, den sie so sehr fürchten, selbst darzustellen beabsichtigen, konnte ich nicht erfahren, genug aber, sie gehen in der Stadt mit einem Menschenschädel umher, der über dem Gesichte befestigt ist, so daß sie durch die Augenhöhlen sehen können. Darüber kommen ein Paar Ochsenhörner, der Leib ist mit einem Netz, von getrocknetem Gras geflochten, bedeckt, und um das Ganze zu vollenden und das Aeußere hinten so lächerlich zu machen, als es vorn häßlich ist, guckt ein Ochsenschweif durch das Netz und hängt bis zur Erde herab, wodurch sie den widrigsten Anblick gewähren, den man sich denken kann.*) Statt der Hörner kommt manchmal ein dreieckiger Hut und der Schädel eines Hundes, eines Affen daran, wodurch ihre Erscheinung wo möglich noch abscheulicher wird. So ausstaffirt sind sie ge-

*) So wenig gegen diese Behauptung einzuwenden ist, so wenig darf man vergessen, daß die ägyptischen Priester in ihren Mysterien mit den Sperber-, Ibis-, Hunds- und andern Masken und den ebenfalls nachschleppenden Thierschweifen nicht um ein Haar anders ausgesehen haben mögen. Noch vor etwa 50 Jahren erschien der Buchdruckerlehrling, welcher losgesprochen werden sollte, mit der Maske eines Ochsen, dem die Hörner im buchstäblichen Sinne abgeschlagen wurden. Man sieht, daß uns auch diese rohen Wilden doch nicht so fern stehen, wie Lander nach dem ersten Eindrucke urtheilt. Alles wiederholt sich nur im Leben.

D. Ueb.

rüstet, die Mysterien ihres Glaubens zu feiern; diese kennen zu lernen, hatte ich zwar keine hinreichende Gelegenheit, doch reichen sie vollkommen hin, die Gemüther des Volkes zu beherrschen. Sie scheinen an einen guten und einen bösen Geist zu glauben, wodurch sich die Opfer erklären lassen, die sie ihnen bringen. Der böse Geist wohnt in einem Baume, der, wenn er voll Menschenschädel hängt, ihn abhält, Böses zu thun.

Sonntag, 26. December. Heute Morgen kam der erste Beamte des Herzogs an Bord der Portia, die Zahlung für einige Ochsen zu empfangen, welche Herr Becroft gekauft hatte. In seinen Zügen lag etwas, das meine Aufmerksamkeit fesselte und ich glaubte, daß er viel schmuziger aussähe, als ich ihn gestern gefunden hatte. Bei näherer Untersuchung fand ich, daß sein Kopf und Körper mit Asche bedeckt war und ein recht schmuziges Stück Sacktuch um seine Hüften ging. Außerdem schien er große Betrübniß zu leiden; er war das kläglichste Bild alles möglichen Kummers. Ich fragte ihn nach der Ursache seines Schmerzes und warum er sich denn so mit Asche bestreut habe. Da erzählte er mir denn die Veranlassung dazu. Er hatte, schien es, sechs Frauen besessen, deren eine viel größere Körperreize hatte, als die anderen. Sie wurde dem zufolge von ihm viel aufmerksamer behandelt und ungleich feuriger geliebt. Diese Auszeichnung machte aber die Eifersucht der andern rege und durch seine Vernachlässigung gekränkt, beschlossen sie Rache zu nehmen, sich von der begünstigten Nebenbuhlerin zu befreien, indem sie ihr Gift ins Essen mischten. Eben hatten sie ihren Zweck erreicht und

der arme Mann fühlte vielen Kummer deshalb. Er hatte sein Leiden noch nicht verschmerzt, als er an Bord der Portia kam. Seine Erzählung war einfach und ungekünstelt; als er sie vorbrachte, liefen ihm die Thränen herab. Ich sah nie einen Neger so schmerzlich den Tod eines Weibes empfinden, wie es bei ihm der Fall war. Die merkwürdige Art von Trauer in Sack und in der Asche scheint dieser Völkerschaft eigenthümlich zu sein und ich sehe, daß sie nicht nachlassen, sich mit Asche zu bestreuen, so lange der Schmerz dauert. Beim Tode eines Verwandten geschieht dasselbe. Es ist das einzige Beispiel von der Art, das ich in dem Theile Afrika's, welchen ich durchreiste, gefunden habe.

Heute herrschte in der Stadt großer Aufstand und Lärm, wozu ein Abentheuer des Arztes mit des Herzogs Lieblingsfrau Anlaß gegeben hatte. Vermuthlich wird es sehr tragisch enden. Der Mann, welcher den Arzt hier in der Stadt macht, scheint der Busenfreund des Herzogs gewesen zu sein und dessen ganzes Vertrauen genossen zu haben; auch seine Weiber durfte er, seines Berufs wegen, so oft besuchen, als ihm gut dünkte. Allein die Besuche waren zuletzt so häufig geworden, daß sie Verdacht erregten und man hatte nun auf seine Schritte genauer Acht. Der arme Arzt wurde in der Schlinge gefangen, der Grund seiner Besuche ergab sich als sehr unlauter und der erzürnte Herzog befahl, beide an Händen und Füßen zu fesseln, um sie morgen ins Wasser zu werfen. Ohne allen Zweifel wird dies auch geschehen, denn obschon der Mann hier viel Frauen hat, so wird doch ein Fehltritt solcher Art mit großem Abscheu betrachtet.

Wir fanden hier sieben französische, ein spanisches,

zwei englische Schiffe im Flusse. Eines der letztern, die Caledonia genannt, fünfhundert Tonnen haltend, gehört John Tobin in Liverpool; es nimmt, so wie das andere, die Brigg Elisabeth, eine Ladung Palmöl ein.

Der Calebarfluß macht viele Krümmungen und außer dem Mangelbaum ist an seinen Ufern kaum eine Holzart zu sehen. Das rechte Ufer ist von vielen Canälen durchschnitten, die den Eingebornen, welche sie oft mit ihren Kanoes besuchen, wohl bekannt sind. Diese Canäle stehen wieder mit allen Flüssen in Verbindung, welche in den Guineabusen zwischen diesem und dem Flusse fallen, an welchem Benin liegt. Die Einwohner gehen daher in ihren Kanoes bis Benin, dagegen findet keine Verbindung zu Wasser mit dem Camerunsflusse statt, der von Calebar ganz getrennt zu sein scheint. Die Kanoes der Einwohner sind ganz von der Art, wie die der Ebu's, doch nicht so groß. Der Fluß ist voller Crocodile, welche meist zwölf bis vierzehn Fuß Länge haben und sehr verwegen nach ihrer Beute suchen. Kurze Zeit vor unserer Ankunft waren zwei Todesfälle dnrch sie veranlaßt worden. John Tobin hatte ein großes Waarenlager am Ufer, in welches Palmöl aufgestapelt wird, um an Bord der Liverpooler Schiffe gebracht zu werden. Eines Abends schlief ein armer Negerbursche, von der Arbeit des Tages erschöpft, auf dem Boden ein. Während der Nacht packt ihn ein Alligator und wie er erwachte, fühlte er, daß er in dem Rachen des Ungeheuers stecke. Sein Schreien und Kämpfen war umsonst. Das gewaltige Thier zerfleischte ihn auf die schrecklichste Art und riß ihm das eine Bein ab, mit welchem es ins Wasser zurückeilte. Den übrigen Körper des Unglücklichen fand man

aufs Schrecklichste entstellt und im Blute schwimmend am Morgen darauf. Der Tod des andern Individuums ward auf ähnliche Art veranlaßt, indem der Arm verloren ging.

Lebensmittel sind in Herzogsstadt jetzt theuer und ziemlich rar. Ochsen verkauft man zu 20 Dollars das Stück, ohne daß sie von besonders guter Art wären; Ziegen und Schaafe zu 4 Dollars, eine Ente zu einem halben Dollar und Hühner, das Paar, um denselben Preis. Yams erbauen die Einwohner mit vielem Vortheil; sie gelten für die wohlschmeckendsten und zartesten im Lande. Es giebt noch nicht ausgerodete Gegenden am Flußufer und der Anbau der Yams, so wie anderer Pflanzen, geschieht vornehmlich in einiger Entfernung davon im Walde.

Donnerstag, 20. Januar. Seit meiner ersten Rückkehr nach Fernando-Po aus dem Calebarflusse habe ich Herrn Becroft auf der Portia noch zweimal dahin begleitet. In der Zwischenzeit ist der Caernarvon, ein englisches Schiff, mit Vorräthen für die Colonie aus den Regierungsmagazinen von England angelangt und da es, um Rückladung zu erhalten, nach Rio Janeiro geht, hier aber vor der Hand gar keine Möglichkeit scheint, aus der Insel auf andere Art fortzukommen, so haben wir Becroft ersucht, wegen unserer Ueberfahrt dahin ein Abkommen zu treffen, denn von da aus hoffen wir leichter unsern Weg nach England zu finden. Vor etwa vier Wochen berührte die Brigg Thomas, auf welcher wir vom Nun kamen, auf ihrer Heimkehr vom Cameruns die Insel, da ihr Kapitän Lake glaubte, daß wir mit ihm fahren würden. Wir sind nun sieben Wochen hier gewesen, aber wür-

den doch noch lieber sieben hier geblieben sein, als uns wieder in seine Gewalt begeben haben. Seine Vorsorge und Gefälligkeit hatten wir hinlänglich kennen gelernt und so lehnten wir sein Anerbieten, uns mitzunehmen, ab. Als er drei Tage an der Insel verweilt hatte, segelte er gegen 6 Uhr des Morgens fort und hatte den Ankerplatz noch keine halbe Stunde verlassen, als ein großes Schiff mit hohen Masten plötzlich hinter einem Theile der Insel auftauchte und Jagd auf ihn machte. Wir sahen, wie es mehrere Kugeln nach ihm abfeuerte, daß er endlich beilegte und anhielt. Ohne Zweifel war das Schiff ein Seeräuber und am nächsten Tage schon wurde unser Verdacht bestätigt, da wir beide Schiffe ruhig neben einander sahen. Den folgenden Tag konnte man nichts mehr von ihnen wahrnehmen und vom Thomas haben wir nie etwas weiter erfahren. In England hörte man, als wir ankamen, kein Wort weiter von ihm. Die Rheder erhielten über den obigen Vorfall deshalb eine Beglaubigung von uns. Daß das fremde Schiff ein Seeräuber war, läßt sich nicht bezweifeln, da es so verdächtig aussah und Feuer gab. Auf der Brigg nicht unsere Ueberfahrt angetreten zu haben, betrachten wir für eine Rettung des Himmels. In der ganzen Gegend herrschte gleiche Meinung. Nachdem die Seeräuber die Mannschaft des Thomas mit dem Kapitän ermordet oder „über die Planke" haben gehen lassen, wie sie es gewöhnlich zu machen pflegen, ist das Schiff, wie alles, was brauchbar schien, herausgenommen war, wahrscheinlich versenkt worden. Das „über die Planke gehen" heißt buchstäblich: ins Wasser stürzen. Es wird quer über Bord ein Bret gelegt, so daß das eine Ende ein Stück über Bord

hinausragt, während das andere nach innen liegt. Der von den Schurken zu solchem Tode, um eine grausamere Art des Mordes zu meiden, Verurtheilte wird auf das innere Ende gestellt und gezwungen, darauf hinzugehen, bis er das äußere Ende erreicht, das nun sogleich seiner Last nachgiebt und ihn ins Meer stürzen läßt, um nie wieder emporzukommen. Um die Sache abzukürzen, wird er manchmal mit einer großen Kugel belastet, welche ihn schnell hinabführt. Die Schurken haben noch eine andere Art, ein ihnen in die Hände fallendes unglückliches Schiff loszuwerden. Wenn sie, wie oben gesagt, Kapitän und Mannschaft gemordet haben, füllen sie es mit Sklaven an und senden es über den atlantischen Ocean. Sollte es ja einem Kriegsschiffe begegnen, so unterliegt es keiner Untersuchung, da man es von der Zeit her, wo es noch seinen Kapitän hatte, kennt und so keinen Verdacht dagegen hegt.

Zu unserer Abfahrt war alles bereit und wir schifften uns an Bord des Caernarvon unter Kapitän Garth nach Rio Janeiro ein. Die Art, wie uns in Clarence die Beamten der Colonie behandelt haben, hat uns zum größten Danke verpflichtet und unsere Erwartungen weit übertroffen. Besonders dem Superintendanten Herrn Becroft haben wir viele Verbindlichkeiten; seine Gastfreundschaft kam uns, so lange wir hier waren, zu Gute, und seine zarte Aufmerksamkeit, so wie die des Schiffschirurgus, Herrn Crichton, der einer der liebenswürdigsten Männer ist, welche wir je gefunden haben, und endlich die des Herrn Beatty brachte es vollkommen dahin, daß wir die bösen Unfälle vergaßen, denen wir den Fluß hinab preisgegeben gewesen waren. Was der Ort nur schaffen konnte,

wurde uns gereicht, und wir werden immer mit Freuden an die Zeit zurückdenken, welche wir in ihrer Gesellschaft verlebten.

Um sechs Uhr Abends, als wir von unsern Freunden Abschied genommen hatten, schifften wir uns ein und sagten der Insel Fernando-Po Lebewohl. Der Marineoffizier, Herr Stockwell, begleitete uns an Bord, da er gleich uns diesen Weg, nach England zurückzukehren, eingeschlagen hatte. Unsere Mannschaft bestand aus sieben europäischen Matrosen, zwei freien Negern und einem Krumann, zwei Lieutenants und den Kapitän nicht gerechnet. Von den Matrosen lagen zwei, Owen Williams und Charles Hull, heftig am Fieber darnieder.

Sonntag, 23. Januar. Das Wetter war still; Fernando-Po hatten wir noch nicht aus dem Gesichte verloren. Zu Mittag starb der Matrose Owen Williams. Die Leichengebete wurden, bevor der Leichnam der See übergeben ward, vom Lieutenant Stockwell verlesen.

Mittwoch, 26. Januar. Wells, des Kapitäns Schreiber, Jones, der zweite Lieutenant, und John Tobins haben heftig das Fieber. Daran gewöhnt, auf der Reise in Afrika den Arzt zu machen, wurden auch meine Dienste hier in Anspruch genommen. Ich ließ den zwei letztern sogleich tüchtig zur Ader und legte Blasenpflaster, worauf Herr Stockwell ihnen Arznei gab. Charles Hull ist viel besser geworden.

Donnerstag, 27. Januar. John Williams, der Matrose, bekam heftiges Fieber; ich ließ augenblicklich zur

Ader und schor den Kopf; Herr Stockwell gab ihm Arznei. Das Wetter ist noch immer ruhig, mit wenig Wind. Die Insel können wir noch immer sehen. Das Fieber scheint große Verheerungen unter uns anzurichten; wo es nur Wechselfieber ist, geht es gut, aber die andern haben keine Aussicht zu genesen.

Sonntag, 30. Januar. Smith, der Matrose, hat heftiges Fieber bekommen. Ich hatte schon alles zurecht gemacht, dem armen Teufel die Ader zu schlagen, allein er wollte es nicht gestatten. Doch brachte ich es dahin, daß der Kopf geschoren wurde und ein Blasenpflaster darauf kam. Um 2 Uhr Nachmittags starb Wells, der Rechnungsführer des Kapitäns, als ich ihn eben in seiner Matte aufrichtete, um ihm etwas Arznei zu geben. Die Mannschaft liegt überall im Schiffe vom Fieber übel zugerichtet, hülflos und in traurigem Zustande herum. Ein panischer Schrekken scheint alle ergriffen zu haben und kann leicht böse Folgen erzeugen. Wir beschlossen, ihnen den Tod des Rechnungsführers zu verheimlichen und brachten darum während der Nacht den Leichnam still aufs Verdeck, worauf er über den Spiegel hinab ins Meer geworfen wurde.

Freitag, 4. Februar. Auch Kapitän Garth hat nun das Fieber und der Matrose John Williams starb. Noch immer ist das Wetter schön, aber die Fahrt nach der Küste Amerika's hinüber geht sehr langsam.

Sonntag, 6. Februar. Der erste Lieutenant liegt nun. Die Mannschaft ist so zusammengeschmolzen, daß die Schwar-

zen, ich und mein Bruder nur noch da sind, das Schiff zu lenken. Der Krumann versteht allein von diesen wieder das Ruder zu handhaben. Stockwell hat nun immer mit Besorgung der Kranken zu thun.

Montag, 7. Februar. Smith, der Matrose, starb. Da alle Matrosen krank sind, habe ich Tag und Nacht mit dem Takelwerke zu schaffen. Vornehmlich stehe ich jede Nacht bis 12 Uhr am Steuer, alle Morgen wieder von 4 Uhr an. Ich suche nur ein Paar Minuten zum Frühstück zu gewinnen und die übrige Zeit geht dann hin, nach den Segeln zu sehen und die Kranken zu besorgen. Mein Bruder bringt seine Zeit fast auf gleiche Art hin. Um unsere Unruhe zu mehren, ist das Schiff so mit Ratten überhäuft, daß man unten gar nicht bleiben kann. An Schlaf ist vollends hier nicht zu denken. Die Kranken liegen alle in ihren Hängematten auf dem Oberdecke und das Wetter war zum Glück bis hierher ziemlich günstig.

Montag, 14. März. Auf der Höhe von Cape Frio. Heute Abend fiel unser einziger Krumann in die See. Der arme Teufel, Namens Yellow Will, rief laut nach Hülfe, aber obschon das Schiff nicht sehr segelte, so verfehlte er doch alles, was wir ihm, ihn zu retten, über Bord zuwarfen. Das Schiff zu wenden, würde Segel und Masten aufs Spiel gesetzt haben und das kleine Boot war zu leck, um Wasser zu halten. So blieb uns keine Wahl; wir waren genöthigt, ihn mit den peinlichsten Gefühlen seinem Schicksale zu überlassen und hörten sein Schreien wohl eine Stunde nachher noch. Nichts ist trauriger, als so

ein Ereigniß: einen Unglücklichen vergeblich nach allem haschen zu sehen, was man ihm zuwirft, wenn das Schiff bei ihm hinfährt; ihn mit seinem Schicksale kämpfen zu sehen, wenn ihn die Wellen bald verbergen, bald emporheben, und doch nicht den mindesten Beistand leisten zu können; sein Schreien zu hören, wie es im Winde verhallt — macht Gefühle rege, die sich gar nicht schildern lassen. In unserer Lage jetzt besonders war der Arme ein großer Verlust und der Beste unter den Negern.

Dienstag, 15. März. Heute Morgen gab es viel Nebel und dieser hinderte uns, das Land zu sehen, ob wir schon wußten, daß es nicht fern von uns lag. Den ganzen Tag hatten wir Windstille, fanden aber doch aus der abnehmenden Tiefe, daß wir schnell der Küste zueilten. Um fünf Uhr Nachmittags war das Schiff kaum noch eine halbe Stunde vom Lande, das wir an den drei großen zuckerhutförmigen Bergen als ganz nahe liegend erkannten. Korke und andere ins Wasser geworfene Dinge zeigten, daß wir schnell der Brandung nahe kamen, die wir deutlich hören konnten. Wir versuchten daher, die Schaluppe auszusetzen, da wir erwarteten, daß das Schiff bald scheitern könne. Allein unsere Kräfte reichten nicht aus, sie über Bord zu bringen. In diesem bedenklichen Augenblicke rettete uns ein frischer Landwind vom Verderben und gab uns Mittel, Herr des Schiffes zu bleiben.

Mittwoch, 16. März. Der Wind begünstigte uns; um 2 Uhr Nachmittags gingen wir im Hafen von Rio Janeiro vor Anker.

Donnerstag, 17. März. Heute Morgen machten wir uns auf, dem Admiral Baker unsern Besuch abzustatten, der an der Spitze der ganzen südamerikanischen Station steht. Wir setzten ihn von unserer Lage und unserm heißen Wunsche, nach England zu kommen, in Kenntniß. Er nahm uns mit jener freundlichen, gastlichen Art auf, die dem brittischen Seemann eigen ist; er ladete uns zu Tische mit allen seinen Offizieren ein und wies uns eine Ueberfahrt auf dem William Harris, einem Transportschiffe der Regierung, an, das in einem oder zwei Tagen nach England abgeht.

Sonntag, 20. März. Heute Nachmittag segelten wir im William Harris nach England ab. Kaum hatten wir die Spitzen des Hafens erreicht, als Windstille eintrat. Es war nahe bei einer der Inseln hier, gegen welche das Schiff schnell von der Strömung hingetrieben wurde, daß wir den Anker fallen lassen mußten. Wir blieben so den ersten Theil der Nacht über. Gegen zwölf Uhr aber ließ ein heftiger Wind nicht mehr zu, zu bleiben und wir verloren daher keine Zeit, ins Meer zu gehen. Den Anker erst heraufzuwinden, hätte zu sehr aufgehalten; die Sicherheit des Schiffes würde durch den Zeitverlust gefährdet worden sein, und um nicht an die Küste getrieben zu werden, waren wir in die Nothwendigkeit versetzt, das Tau zu kappen, wobei wir gegen fünf und vierzig Faden verloren, ohne den Anker zu rechnen. Doch konnten wir nun unter Segel gehen und mit Mühe kamen wir unter dem Winde vor der Küste vorbei.

Donnerstag, 9. Juni. Wir kamen nach einer beschwerlichen Reise in Portsmouth an und landeten mit einem Herzen voll Dank für alle überstandene Gefahren.

Freitag, 10. Juni. Meinen Bruder ließ ich in Portsmouth und ich kam heute Morgen mit der Post in London an, wo ich dem Lord Goderich, Colonialsekretär des Königs, über unsere Entdeckungen Bericht abstattete.

Schlußbemerkung.

Der Leser wird ohne Zweifel gern wissen wollen, warum der Kapitän des Thomas die Verpflichtungen Richard Landers, alles zu bezahlen, was seine und seines Bruders Befreiung aus den Händen der Ebu's gekostet hatte, so gar nicht beachtete und gefühllos zurückwies. Es läßt sich solche Handlungsweise aber nur erklären, daß man annimmt, wie er sich fest vorgenommen hatte, keine Waffen vom Schiffe wegzugeben, wenn ihm gleich alles, was er opferte, in Cape-Coast-Castle ersetzt worden wäre, da Treue und Glaube der englischen Regierung hierbei sehr in Betracht kam und böse Folgen daraus entstanden sein müssen. Doch läßt sich hoffen, daß diese beseitigt worden sind, denn nach der Rückkehr der Gebrüder Lander wurden gleich Befehle erlassen, die Forderung des Königs Boy zu tilgen.

Der Herausg.

I.

Uebersetzung eines Briefes vom Sultan Yaourie's an Se. Majest., den König von England, den Richard Lander und sein Bruder im Jun. 1831 mitbrachten.

„Preis sei Gott und Segen und Gruß sei ihm (dem Propheten), seit welchem kein anderer Prophet gewesen ist.“

„Unserm Freund in Gott und seinem Apostel (Mahomed), dem Fürsten der englischen Christen Gruß, und Heil und Segen Gottes sei mit Euch von Eurem Freunde, dem Sultan von Yaourie, dessen Name ist Mahomed Ebschir. Vollkommnes Heil sei Euch (und) Gott lasse Eure Morgen und Abende ganz glücklich sein mit vielen Grüßen (von uns).“

„Nach unserm Grusse an Euch werden (einige) Straußenfedern an Euch (als ein Geschenk) von uns gelangen, durch die Gnade und den Segen Gottes (haben wir solche in unserm Lande). Und wir, zugleich mit Euch, danken Gott (für das, was er gegeben hat). Und Segen sei Eurem gemietheten Volke (eurer Dienerschaft) und Friede unserm Volke, das Gott preist.“

„Vom Fürsten von Yaourie.“

Anmerkung des Uebersetzers.

Das Original des Briefes ist eine der schlechtesten afrikanischen Handschriften, die ich je gesehen habe, sowohl was

unrichtige, wie unverständliche Schreibart betrifft. Seine Yaourie'sche Majestät scheint viel Mühe zu haben, um Worte zu finden, die seine Meinung ausdrücken. Die eingeklammerten Worte stehen **nicht** im Original.

II.

Kriegsdepot in London, 1. Jan. 1831.

Aus dem Magazine des Königs hier auf Befehl der hohen Admiralität, v. 18. Decbr. 1829, an die unten genannten Herren Lander, welche auf Entdeckungen in Afrika ausgehen sollen, wurde geliefert:

Unteroffizierstuch, roth	50	Ellen
Dergleichen bläulich	10	=
Gestreiften Muslin	47½	=
Spiegel, große	10	Stück
Dergleichen kleine	100	=
Barbiermesser, ordinär	50	=
Scheeren	50	=
Einlegemesser	60	=
Kämme	100	=
Glasperlen	88	Pfund
Schnupftabaksdosen	100	Stück
Armbänder, kleine, von Silber	64	=
Nadeln, verschieden sortirt	10	Pfund
Jagdhörner mit Riemen	2	Stück
Calico, gedruckt	88½	Elle
Pfeifen, holländische, in Körben	100	Stück
Medaillen, große, silberne	2	=
Flintensteine für Vogelflinten	100	=
— — Pistolen	50	=
Kugelformen	3	=
Pulver in Flaschen	2	=

Schrot, groß und klein, in Flaschen	2	Stück
— für Vogelflinten in Beuteln, zu 28 Pf. jeder, No. 1.	28	=
No. 5.	56	=
No. 8.	28	=
Pulver, zu Büchsen, in zinnernen Kisten, jede à 1 Pf.	18	=
Büchsen für Häuptlinge	2	=
Pistolen	2	Paar
Kochapparat oder tragbare Küchen	1	Stück
Zelt, ein rundes	1	=
Zeltpfähle	2	=
Zeltpflöcke	40	=
Taschencompas	2	=
Thermometer	2	=
Gewöhnliche silberne Uhren	1	=
Matratzen und Hängematten	2	=
Bouillontafeln	16	Pfund
Thee	6	=
Caffee	10	=
Zucker	20	=
Schlösser und Schlüssel zu den Medicinkasten	7	Stück
Schraubenzieher	3	=
Flintenreiniger	2	=
Patronen	400	=
Zinnplatten	6	=
Handbeile	2	=
Sägen, kleine	1	=
Trinkgeschirre von Zinn	2	=

Feuerzeug	1	Stück
Zwirn, halbweiß	1	Pfund
Dintenflasche	1	Stück
Spornen mit Leder	2	Paar
Handfeilen und Sägen	6	Stück
Bücher zum Aufschreiben, in 4.	2	=
Notizenbücher	2	=
Riemenzeug zum Packen	1	Bund
Decken	2	Stück
Betttücher	4	=
Lanzetten	6	=
Kissen und Hängematten	2	=
Wasserdichte Decken	3	=
Mantelsäcke	3	=
Körbe zur Arznei	7	=
Kiste zu Flinten	1	=
Kisten zur Arznei	2	=

Letztere Artikel als Emballage.

G. Stackey.

Zu obigen Artikeln erhielten die Reisenden auf Cape-Coast-Castle, um dem Könige von Badagry damit ein Geschenk zu machen:

40 Flinten,
12 Signalraketen,
20 Fäßchen Patronen.

III.

Verzeichniß von Arzneien und chirurgischen Mitteln, womit die Gebrüder Lander zu ihrer Reise nach Afrika versorgt wurden.

Woolwich, 28. December 1829. *)

Calomel, in 4 Fläschchen	1	Pfund
Coloquintenextrakt in 2 Büchsen	2	=
Epsomersalz	10	=
Jalappe, gepülvert, in Flaschen	1	=
Seidschützer Salzpulver	12	Stück
Brechweinstein	2	Loth
Ipecacuanha in Pulver	4	=
Jamespulver	6	Päckchen
Citronensäure statt des Citronensaftes	2	-
Kohlensaure Soda	2	.
Doversches Pulver in 2 Fläschchen	1	Pfund
Süßer Salpetergeist	1	.
Cremor tartari	4	=
Opiumtinktur	2	=
Opium	1	=
Vitrioläther in 2 Fläschchen	16	Loth
Hirschhornspiritus in 2 Fläschchen	1	Pfund

*) Die Anmerkungen über den Gebrauch und die Gaben lassen wir weg, da sie nur dem Arzte einigermaaßen von Interesse sein könnten, der sie ohnedies kennt. Der Leser soll nur daraus abnehmen, wie die englische Regierung in so einem Falle nach Möglichkeit für das Wohl ihrer Unterthanen sorgt.

Campher	8	Loth
Merkurialpillen	8	„
Magenmorsellen	4	„
Ingwer	8	„
Zimmtöl	2	„
Pfeffermünzöl	2	„
Kreidepulver mit Opium, 2 Büchsen voll	4	„
Katechutinktur	4	„
Chinin	2	Pfund
Blasenpflaster	2	„
Rektificirter Weingeist	2	„
Seifenspiritus	1	„
Bleizucker	1	„
Charpie	16	Loth
Band	6	Stück
Leder	2	Häute
Callicobinden	12	Stück
Schwämme	16	„
Flanellbinden	12	„
Zinnerne Spritze	1	„
Kleine Spritzen	2	„
Spatel	1	„
(Steck-) Nadeln	6	Briefe
Heftpflaster	3	Ellen
Lanzetten	1	Kistchen
Laxirpillen	1	Schachtel
Mörser und Keule	1	Stück

Die Reisenden versichern, daß die mit zwei Worten ausgedrückte Gebrauchsart und Wirkungsweise dieser Mittel

Bayerische Staatsbibliothek München

ihnen von großem Nutzen gewesen sei, doch vermißt man allerdings öfters ein richtiges Verhältniß in der Quantität. So ist des Coloquintensaftes, eines äußerst heftigen, bei uns fast gar nicht gebräuchlichen Purgirmittels, viel zu viel, und die Charpie hätte kaum hingereicht, den kleinsten chirurgischen Vorfall zu beseitigen. Man denke nur: 16 Loth Charpie und dagegen wieder 3 Ellen (3 Yards) Heftpflaster! Warum nun noch eine Schachtel Laxirpillen besonders zugegeben war, mag Herr John Webbs, der Arzt, verantworten, der die Mittel, die Quantität und die Anwendungsart bestimmte.

D. Ueb.

Ende des dritten Theils.

Bayerische Staatsbibliothek München

Interessante Werke
aus dem Verlage
von
Wilhelm Engelmann in Leipzig.

Der Mensch
in
allen Zonen der Erde.
Von
Dr. J. H. HOFFBAUER.
12. Elegant broschirt 12 Gr.

Man findet hier Umrisse von den Hauptvölkern des Erdballs, wie diese in der Kunde der Nationen dem Freund und Forscher der Natur in ihren Hauptzügen sich zeigen. Der Verf. theilt die Menschen nach Aehnlichkeiten in der somatischen Bildung in sechs Abtheilungen (die wieder mehrere Unterabtheilungen haben), nämlich in Polarvölker, Völker von schöner Bildung, mongolische Völker, Neger, Amerikaner und Malayen. Der Einfluß des Klimas auf die Bewohner der Erde ist überzeugend anschaulich gemacht und überhaupt so viel Neues mitgetheilt, daß der Verleger es für Pflicht hält, jeden Gebildeten zur Beachtung dieses interessanten Werkchens aufzufordern.

Polens Schicksale
seit
1763
bis zu dem Augenblicke
wo es sich für unabhängig erklärte.
8. Velinpapier, elegant broschirt 18 Gr.

Der Freiheitskampf

der

Polen gegen die Russen.

3 Abtheilungen.

8. Velinpapier, elegant broschirt 1 Thlr. 12 Gr.

Diese beiden Werke geben ein großartiges Gemälde der Geschichte der tapfern und hochherzigen Nation von 1763 bis zu ihrem Untergange im Jahre 1831. Sie sind deshalb auch mit ungeheurem Beifall aufgenommen und in mehreren tausend Exemplaren verbreitet.

Historischer Jugendfreund

oder

Darstellungen

aus

dem Leben merkwürdiger Personen

von

LUDWIG SCHLOSSER.

Erstes Bändchen.

Alphons von Albuquerqe.
Eduard Pacheco Pereïra.

Zweite Auflage.

Mit einem Titelkupfer.

8. Elegant gebunden 15 Gr.

Die Portugiesen erregen von Neuem die Aufmerksamkeit ganz Europas; es ist deshalb gewiß zeitgemäß, die Jugend auf ihre früheren Heldenthaten aufmerksam zu machen.

LA HENRIADE.

Poëme

par

VOLTAIRE.

Mit

grammatischen, historischen und mythologischen Anmerkungen, einer kurzen Darstellung der französischen Prosodie

und einem

vollständigen Wörterbuche.

Zum Schul- und Privatgebrauch

von

Dr. *C. W. Schiebler*.

12. Velinpapier, elegant broschirt 12 Gr.

Durch die Herausgabe der classischen Henriade hofft der Bearbeiter jedem Liebhaber der französischen Sprache einen Dienst zu leisten. Die ersten Grundregeln der Grammatik sind weggelassen, da man wohl voraussetzen darf, dass der, welcher ein Gedicht in französischer Sprache lesen will, sich die Elemente der Sprache auch schon angeeignet habe. Dagegen ist der französischen Prosodie, die fast in allen Sprachlehren nur dürftig behandelt wird, viele Aufmerksamkeit gewidmet. Nach den Regeln der Prosodie folgt die *idée de la Henriade*, und dann die *histoire abrégée des évènemens sur lesquels est fondée la fable du poème.* Die Anmerkungen und das reiche Wörterbuch lassen nichts zu wünschen übrig.

Bei Bestellung von 12 Exemplaren wird 1 Freiexempl. gegeben. — Für die Besitzer anderer Ausgaben der Henriade ist das Wörterbuch apart zu $4\frac{1}{2}$ Gr. zu haben.

THE
VICAR OF WAKEFIELD.
A TALE
BY
OLIVER GOLDSMITH.

Accentuirt, mit einer Erläuterung der Aussprache, erklärenden Anmerkungen und einem vollständigen

WÖRTERBUCHE

von

C. R. Schaub.

8. Velinpapier, elegant broschirt 1 Thlr.

„Eine mit vorzüglichem Fleisse bearbeitete und für Anfänger im Englischen sehr brauchbare und empfehlungswürdige Ausgabe des vielgelesenen und oft, auch in Deutschland, gedruckten Romans. Der Text ist nach der besten Scott'schen Ausgabe abgedruckt, durchaus mit den zwei Accenten, ` die Länge oder Dehnung der Sylben und ´ ihre Kürze oder geschärfte Aussprache bezeichnend, was in der vorgesetzten und fast ganz aus Seebohm's Lehrgebäude der englischen Aussprache (auf welches auch in Ansehung der Konsonanten verwiesen wird) entlehnten Erläuterung der accentuirten Vocale und Doppellauter S. VII. ff. erklärt wird. Unter dem Texte stehen kritische (über die Lesarten verschiedener Ausgaben), geschichtliche und sprachliche Anmerkungen, in denen auch bisweilen die Schriftsteller erwähnt sind, welche einzelne Gebräuche, Einrichtungen und Sitten, auf welche der Text anspielt, erläutert haben. Das Wörterbuch mit besondern Seitenzahlen (160) ist ungleich vollständiger, als das der Plessner'schen Ausgabe des Vicar (1830) beigefügte und lässt kein Wort vermissen; jedem ist die Aussprache (bisweilen die verschiedene) beigefügt, auch die mehrern Bedeutungen sind angegeben und ganze Redensarten erklärt, so dass es auch beim Lesen anderer engl. Schriften benutzt werden kann."

Statt aller Empfehlung erlaubt sich der Verleger diese Recension aus dem so geachteten Beck'schen Repertorium der etc. Literatur (1832 1s Stück) abdrucken zu lassen. Obgleich der Preis bereits äusserst billig ist, so erhalten doch Lehrer bei Bestellung für Schulanstalten auf jede 12 Exemplare ein Frei-Exemplar, welchen Vortheil jede solide Buchhandlung gewähren kann.

Das Wörterbuch, auch zu allen andern Ausgaben des Vicar passend, kostet apart 9 Gr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lander, Richard, / Lander, John, / *r,

Reise in Afrika zur Erforschung des Nigers bis zu seiner Mündung

Bd.: Erster Theil

Leipzig 1833

It.sing. 1442 l-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10469250-7